

# DIE WELTWOCHEN



## **Sissi und die Schweiz**

Kaiserin Elisabeths grösste Liebe. *Christoph Mörgeli*

## **Schlaraffenstädte**

Süßes Leben auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung.  
Die nackten Zahlen und Fakten. *Thomas Matter*

## **«Weltflucht in die Apokalypse»**

Reporter-Legende Stefan Aust über alles.  
*Erik Ebnetter und Roger Köppel*

**Malediven, Paradies auf Erden**  
Warum Langstreckenreisen  
unersetzlich sind.





CELLINI

Die Cellini Kollektion ist eine Hommage an die Eleganz traditioneller Zeitmesser und verbindet die Perfektionsansprüche und das uhrmacherische Erbe von Rolex in ihrer klassischsten Form.

*#Perpetual*



CELLINI TIME

---

**BUCHERER**  
1888

bucherer.com

## Ueli Maurer hat recht

**W**eil es keine andere Zeitung fertigbringt, müssen wir es aussprechen. Im Bundesrat gibt es genau zwei Corona-Stimmen der Vernunft: Finanzminister Ueli Maurer und Bundespräsident Guy Parmelin.

Beide sind sie gegen die Ausweitung der Covid-Zertifikatspflicht. Beide sind sie für die Freiheit. Beide sind sie in der SVP. Das ist schön für die SVP, aber traurig für die Schweiz. Wo sind die anderen? Wo sind die Freisinnigen? Wo steckt die Mitte?

Das sagt Ueli Maurer:

«Viele Ungeimpfte sind senkrechte Schweizer.»

«Der Staat hat nicht die Aufgabe, jeden vor dem Tod zu schützen.»

Endlich sagt es einer. Warum sagt es nur einer?

Ich bin gegen einen staatlichen Impfwang, in welcher Form auch immer. Es geht um meinen eigenen Körper. Jeder soll selber entscheiden. Der Staat hat nicht das Recht, den Menschen in die Körpersäfte hineinzuregieren.

Für mich ist klar: Seit es die Impfung gibt, seit sich die Impfwilligen geimpft haben, fehlt den Corona-Einschränkungen die moralische Grundlage. Jetzt kann sich jeder schützen. Die Ungeimpften stellen für niemanden eine Bedrohung dar. Und, mit Ueli Maurer: Der Staat muss nicht jeden davor bewahren, krank zu werden oder zu sterben.

Die staatliche Krankheits- und Todesverhinderung durch eine nicht mehr endenwollende Beschneidung bürgerlicher Freiheiten ist das Gegenteil von dem, was ich mir unter einem liberalen Staat, unter einer Schweiz vorstelle.

Doch die Regierung geht genau in diese Richtung weiter. Der Bundesrat will jetzt doch die Zertifikatspflicht ausdehnen, obschon die Zahlen in den Spitälern stabil sind.

Es ist der staatliche Impfwang durch die Hintertür. Der Absturz in einen sanften, wattierten Totalitarismus.

Ab sofort haben wir zwei Kategorien von Menschen: Die Geimpften und die Ungeimpften. Die Ungeimpften sind die Ausgegrenzten, Menschen zweiter Klasse. Man zieht die Hürden hoch, nötigt ihnen die Impfung auf. Warum eigentlich?

Es ist eine Tatsache, dass sich viele Schweizer nicht impfen lassen wollen. Sie sind einfach nicht überzeugt. Sie fühlen sich vom Virus nicht bedroht. Sie empfinden die Kommunikation der

Behörden als widersprüchlich. Sie misstrauen den Impfstoffen, haben den Eindruck, die Wirkungen würden hoch- und die Nebenwirkungen heruntergespielt.

Andere haben sich impfen lassen, nicht aus Angst vor dem Virus, sondern weil sie dem Staat entfliehen wollen. Sie haben die Nase voll von PCR-Tests, von denen wir noch immer nicht wissen, wie ungenau sie sind. Sie haben geglaubt, weil man es ihnen so erzählt hat, dass sie mit der Impfung auch die Maske los würden. Auch diese Ansage stimmte nicht. Geimpfte müssen Masken tragen wie Ungeimpfte.

Wie viele lassen sich impfen, weil sie sich vom Virus fürchten? Ich weiss es nicht. Hätten die Leute wirklich Angst, würden sie sich impfen lassen. Vielleicht ist die relative Sorglosigkeit ein Problem, aber seit wann muss sich der Staat um die privaten Lebensrisiken seiner Bürger kümmern?

Ich habe das Gefühl, unsere Behörden gehen wie selbstverständlich davon aus, ja sie erwarten von uns, dass wir alles klaglos mitmachen. Dass wir den Wahrheiten glauben, die sie mit ihren Wissenschaftlern ausbrüten. Es sind schöne, meis-

tens einleuchtend klingende Wahrheiten, laufend neue, so viele, dass wir die Übersicht verlieren.

Kein Missverständnis: Ich habe grössten Respekt vor unseren Ärzten, unseren Pflegerinnen und Forschern, die wie alle von diesem Virus aus China überrascht worden sind. Handkehrum staune ich, wie viele medizinische Experten es plötzlich in der Schweiz gibt. Die Zahl an felsenfest Überzeugten nimmt beunruhigend zu.

Folgende Frage konnte mir noch niemand beantworten: Für wen eigentlich stellen die Ungeimpften eine Bedrohung dar? Für sich selber? Dan geht es den Staat nichts an. Für die Geimpften? Aber die sind doch geimpft. Für die Jungen ausserhalb der Risikogruppe? Jeder kann sich schützen. Jeder kann sich impfen lassen, und die Impfung nützt, wie uns die gleichen Leute versichern, die jetzt die Ungeimpften, da angeblich gefährlich, schikanieren, es sei denn, sie lassen sich impfen oder testen. Auf eigene Kosten.

Wenn künftig also ein Ungeimpfter ein Restaurant betreten will, in dem die Ansteckungsgefahr ohnehin gegen null tendiert, muss er sich für 100 bis 200 Franken testen lassen. Jedes Mal. Der Alltag der Ungeimpften wird sich dramatisch verteuern.

Wo bleibt die Linke, angesichts dieser schreienden sozialen Ungerechtigkeit?

Ein neuer staatlicher Gesundheitsdarwinismus breitet sich gegen die Ungeimpften aus. Die Politik behandelt sie wie potenzielle Massenmörder, wie Aussätzige. Hätte der Staat bei Ausbruch der Aids-Epidemie die stark betroffenen Homosexuellen so behandelt, wäre es zu weltweiten Protesten, zu empörten Lichterketten gekommen. Zu Recht.

Man muss ja auch das Positive sehen. Die Schweiz hat es nicht schlechter gemacht als andere Länder. Das aber lag weniger an den Politikern und schon gar nicht an den Journalisten. Sie huldigten der neuen Sicherheitsreligion am gläubigsten. Zu verdanken war es all den «senkrechten Schweizern», den von oben belächelten und angefeindeten Skeptikern, Freiheitskämpfern und Rebellen, den Zweiflern und Nichteinverstandenen, die jetzt kollektiv bestraft werden sollen. Gut, dass Ueli Maurer die Schweiz daran erinnert, was sie eigentlich ist. Schade, dass wir nur einen Ueli Maurer im Bundesrat haben. R. K.

**AMEOS**

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

**ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.**

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

**AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN**

AMEOS Seeklinikum Brunnen |  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |  
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

# Städte leben auf Kosten der Landbevölkerung, Kaiserin Sissi, Cheryl Benard, Drogen-Labor Wuhan, Peter Rüedi

Der Aufschrei im Land war gross, als SVP-Präsident Marco Chiesa am Nationalfeiertag die rot-grünen Städter heftig angriff. Er sprach von «Schmarotzer-Politik», «Luxus-Linken» und «Bevormunder-Grünen». Doch welches sind die Zahlen und Fakten? Der Unternehmer und SVP-Nationalrat Thomas Matter kommt in einer detaillierten Untersuchung über den Kanton Zürich unter anderem zum Schluss, dass die Einwohner von Zürich und Winterthur staatliche Dienstleistungen von 1,2 Milliarden Franken beziehen, für die sie nicht selbst aufkommen. Sein Fazit: Solange die beiden Städte auf Kosten der Landschaft und der Agglomeration leben, wird sich an den politischen Verhältnissen nichts ändern. **Seite 14**

Gleich zwei Serien über die legendäre Kaiserin Sissi sollen uns demnächst erfreuen: Netflix plant die Produktion «The Empress», RTL hat «Sisi» bereits abgedreht. Die Titelrolle spielt die Luzernerin Dominique Devenport. Wird sie sich mit der brillanten Romy Schneider messen können? Wir gehen der Frage nach, warum das It-Girl Elisabeth von Österreich-Ungarn seit 150 Jahren jede Generation aufs Neue fasziniert. Sissi bewunderte die demokratische Schweiz und vermachte ihren literarischen Nachlass dem Schweizer Bundespräsidenten. Leider wurde ihr die Liebe zu Genf zum Verhängnis: Ein politisches Attentat setzte dort ihrem Leben 1898 ein jähes Ende. **Seite 20**



**It-Girl:** Dominique Devenport als Sissi, Jannik Schümann als Kaiser Franz.

Die amerikanisch-österreichische Doppelbürgerin Cheryl Benard kennt Afghanistan und deren Bevölkerung bestens. Sie warnt die Europäer vor der drohenden Flüchtlingswelle. Das gilt auch für die Schweiz: Im Juli – also vor der Machtübernahme der Taliban – waren beim Staatssekretariat für Migration 12 500 Asylverfahren von Afghanen hängig, mehr als von Eritreern (9600) oder Syrern (8300). Ins Land kämen vorwiegend junge Männer, die Europäer aufgrund ihrer Erziehung als Feinde ansehen und die Frauen als legitime Beute betrachten würden, sagt Benard. **Seite 24**

Wuhan ist der Ground Zero der Pandemie. Was die wenigsten wissen: Nicht nur das tödliche Coronavirus stammt aus der berüchtigten Stadt. Wuhan ist einer der wichtigsten Produktionsorte für synthetische Opioide. Seit zwei Jahrzehnten überschwemmt China damit den Westen – mit schrecklichen Folgen. Allein in den USA gingen mehr als 500 000 der insgesamt 840 000 Drogentoten auf das Konto solcher Opioide. «Wenn man diese beiden Pandemien vergleicht, geht es nicht nur um die Frage, wie viele Menschenleben sie fordern, sondern auch darum, wer ihnen zum Opfer fällt», schreibt Francis Pike in seinem China-Drogenreport. «Bei Opioid-Toten ist das Durchschnittsalter etwa vierzig Jahre, bei Covid-19-Toten über achtzig Jahre.» **Seite 32**

Während vielen Jahrzehnten ohne Unterbrechung hat unser hochgeschätzter Kollege Peter Rüedi seine Jazz-Kolumne (und später auch seine Wein-Kolumne) Woche für Woche zuverlässig abgeliefert. Nach einem Unfall vor einigen Wochen musste er eine Zwangspause einlegen. Jetzt meldet sich der brillante Stilist genesen bei seinen treuen Lesern zurück. *Welcome back!* Und wir danken herzlich dem Jazzkenner Steff Rohrbach und dem Weinautor Martin Kilchenmann, die in der Zwischenzeit Peter Rüedis Kolumnen übernommen haben. Sie waren kein Ersatz, sondern eine würdige Vertretung.

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

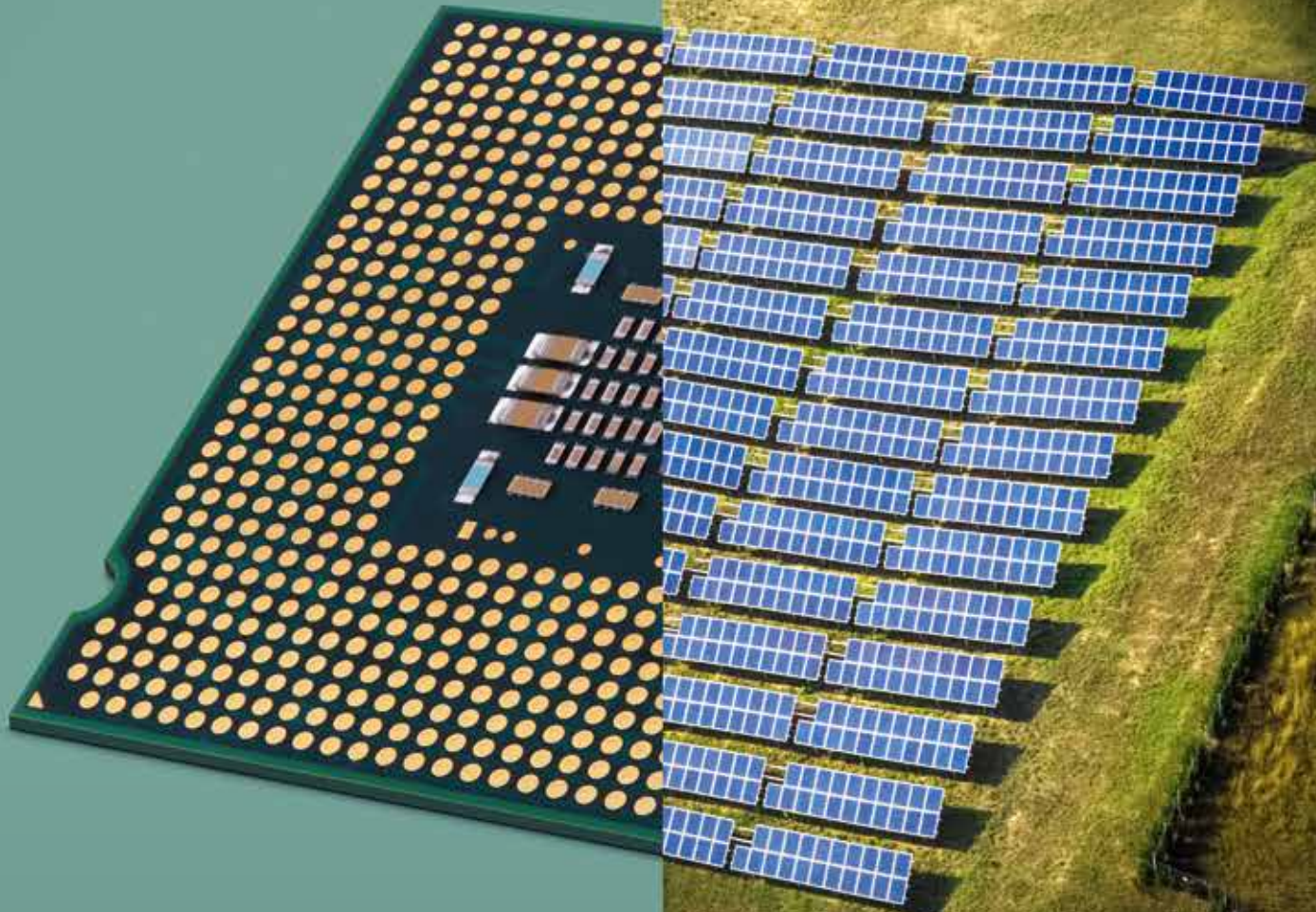
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

GLENCORE

# Von Smartphones



## zu smarten Stromnetzen.

In Ihrem Smartphone versorgt Nickel unzählige Chips und Prozessoren mit der Energie, die sie brauchen. Diesen elektrischen Drahtseilakt vollbringt es auch in den deutlich grösseren Batteriespeichern, die erneuerbare Energie ins Stromnetz integrieren.

In Zukunft wird Nickel eine noch bedeutendere Rolle in unserem Leben spielen. Deshalb ist es entscheidend, dass es nachhaltig gefördert wird. Wie sieht die optimale Lösung dafür aus?

[Glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe](https://www.glencore.ch/erstaunliche-rohstoffe)





*Ewig jung*: Kaiserin Elisabeth. Seite 14



*Städtischer Luxus-Sozialismus*: Seite 20



*Prägende Figur*: Stefan Aust. Seite 36

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Linke belagern Keller-Sutters Wohnhaus
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Yann Sommer
- 10 Tagebuch Joachim B. Schmidt
- 12 Bern Bundeshaus  
Luxuriöse Zufluchtsstätte
- 14 Sissi und die Schweiz  
Das unstete Leben einer modernen Frau
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Armin Laschet; Pete Buttigieg
- 18 Mörgeli  
Sind Polyamouröse keine Gotteskinder?
- 18 Schädliche Cannabis-Industrie  
Irrweg Drogenlegalisierung
- 19 Peter Bodenmann  
Vermisstenanzeige: Wo steckt Fredy?
- 20 Schlaraffenstädte  
Wie die Städter das Land ausnehmen
- 22 Schwarzer Trump von Los Angeles  
Der Republikaner Larry Elder
- 23 Vielfieger im Bundesrat  
Doris Leuthards Nachahmer
- 24 Eine Chance für die Taliban  
Afghanistan-Expertin Cheryl Benard
- 26 Monarchie Warum Prinzessin Anne  
Königin werden sollte
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Spiess-Hegglin: Das Opfer ist die Täterin
- 28 Bedingungsloses Grundeinkommen  
Mit Marx die Marktwirtschaft retten
- 29 Inside Washington  
Zwangsheiraten und Kinderbräute
- 30 Brief aus Australien
- 31 «Ehe für alle» Kinder als Accessoires

- 32 Die andere Pandemie aus Wuhan  
Opioide fordern mehr Tote als Corona
- 34 Wenn Hühner menstruieren  
Leiden einer Ex-Veganerin
- 35 Brüder im Geist Taliban und Hamas  
gleichen sich im Fundamentalismus
- 36 «Flucht in die Apokalypse»  
Grosses Interview mit Stefan Aust
- 40 «Impfstoff hat ein Verfalldatum»  
Israels Epidemiologe Gabriel Barbash
- 41 Körzis Hollywood
- 42 Beamte schikanieren Ärzte Rigorose  
Fragwürdige Kontrollen und Vorschriften
- 44 Nahost Warum die Palästinenser  
keinen eigenen Staat haben
- 45 Stich in den Rücken  
Knatsch im Fechtverband
- 46 Gewinner und Verlierer im Parlament  
Bilanz zur Halbzeit der Legislatur
- 48 Machen Sie's gut, Frau Merkel  
Würdigung von Nena Schink
- 50 Entwicklungshilfe Arme Westler  
bezahlen für Drittwelt-Eliten
- 52 Liberale und das Virus  
Olivier Kessler zum Covid-Regime
- 53 Anabel Schunke  
Würde ich einen Grünen daten?
- 54 Leserbriefe
- 55 Nachrufe Jean-Paul Belmondo,  
Mikis Theodorakis
- 56 Beat Gygi  
Der Ehrliche ist der Dumme

## LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Vergesst nie!  
Zwanzig Jahre nach 9/11

- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Immer in Bewegung Peter Knapp  
revolutionierte die Modefotografie
- 66 Fernsehen  
SRF-«Club»: Unsere Bundesrätinnen
- 66 Theater  
Choreograf Martin Zimmermann
- 67 Alben für die Ewigkeit The Doors
- 68 Kunst Posy Simmonds
- 69 Jazz Peter Schärli Trio
- 70 Eric «Slowhand» Clapton  
Der letzte Revoluzzer

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ... Stephan Zwahlen
- 80 Amulette im Ozean  
Plädoyer für Fernreisen
- 82 Tamara Wernli  
Bambi Meghan und der böse Wolf

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

**Swiss tradition.  
European roots.  
Eastern expertise.**  
To meet both  
your personal and  
corporate needs.

**Wealth Management &  
Corporate Advisory solutions.**

[www.bil.com/swisstradition](http://www.bil.com/swisstradition)



**BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE**

# Linke belagern Keller-Sutters Wohnhaus

Asyl-Aktivisten demonstrierten in Wil gegen die Flüchtlings-Politik der FDP-Bundesrätin. Diese ist aufgebracht. Auch weil SP-Chefin Mattea Meyer die Stimmung angeheizt hatte.

Marcel Odermatt

Es gehört zum Unangenehmsten, was einem Parlamentarier oder Regierungsmitglied widerfahren kann: politische Gegner, die plötzlich vor der eigenen Haustüre aufkreuzen und protestieren. Justizministerin Karin Keller-Sutter passierte genau das Ende August in ihrer Wohngemeinde Wil.

Aktivisten des Kollektivs «Solidaritätscamp Ostschweiz» marschierten auf und brachten eine Postkarte mit politischen Forderungen vor das Wohnhaus der FDP-Magistratin, wie die *Wiler Zeitung* berichtete. Die Gruppe verlangt, dass die Schweiz mehr Flüchtlinge aufnimmt.

Ihre Türe aufgemacht hat die Magistratin am Sonntag vor einer Woche nicht. Das «Solidaritätscamp Ostschweiz» schreibt in einer Mitteilung mit lakonischem Unterton: «Es wäre überraschend gewesen, hätte sie die Botschaft entgegengenommen.»

Dass die linke Truppe die Privatsphäre der Bundesrätin verletzt, ist kein Zufall. Einerseits trommeln Sozialdemokraten und Grüne seit der Machtübernahme der Taliban in Afghanistan fast täglich dafür, mehr Leute aus dem kriegsversehrten Land in die Schweiz zu holen. Andererseits wurden die Aktivisten von der SP-Führung förmlich dazu angehalten, bei Keller-Sutter vorstellig zu werden.

## Perfekte Vorlage

Am Samstag, 28. August, einen Tag vor dem Hausbesuch bei der Politikerin, hielten die Genossen im wenige Kilometer von Wil entfernten St. Gallen ihre Delegiertenversammlung ab. Ein wichtiges Thema war die Asylpolitik der Schweiz und die Situation in Afghanistan. SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer ging in ihrer Rede mit scharfen Worten gegen die freisinnige Justizministerin vor.

Aus der Optik der Sozialdemokratin hatte Keller-Sutter eine linke Petition zu wenig gewürdigt. Diese verlangt, dass mehr Personen aus Afghanistan in die Schweiz einreisen können. Für die Zürcher Nationalrätin Meyer ein Affront: «Die Kaltschnäuzigkeit, mit der Bundesrätin Karin Keller-Sutter mitteilte, sie habe Besseres zu tun, lässt uns fassungslos zu-

rück», erklärte sie in ihrer Rede vor den Sozialdemokraten.

Die Parteichefin lieferte mit ihrer Aussage die perfekte Vorlage für die Aktivisten, ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen. Meyer legitiimierte ihr Vorgehen zumindest indirekt. Kein Wunder, heisst es im Bundeshaus, sei Keller-Sutter über die Angriffe der SP-Leitung aufgebracht. Sie verstehe es nicht, dass die Genossen so weit gingen, ihr privates Umfeld in eine politische Debatte hineinzuziehen.

Das Ganze hatte denn auch ein Nachspiel im Bundeshaus. Am Samstag trat Staatssekretär Mario Gattiker vor der SP-Fraktion auf, er-

## Staatssekretär Mario Gattiker mahnte die SP-Fraktion zur Zurückhaltung.

klärte den Standpunkt des Bundesrates und der Justizministerin im Umgang mit den jüngsten Ereignissen am Hindukusch und mahnte die Genossen laut Quellen zur Zurückhaltung in ihrem Umgang mit Aktivisten.

Der Ärger von Keller-Sutter ist nachvollziehbar. Mattea Meyer stösst mit ihrem Vorgehen in eine politische Zone vor, die zu betreten bisher alle Parteiverantwortlichen der Bundesratsparteien tunlichst vermieden. Unerwünschte

Hausbesuche gehören zwar schon lange zum Repertoire linker Aktivisten. Immer wieder demonstrierten sie vor Häusern bekannter SVP-Exponenten wie Magdalena Martullo-Blocher und verschmierten die Eingänge. Bundesräte waren davon aber bislang ausgenommen.

Man stelle sich vor, was umgekehrt los wäre, wenn Sympathisanten der SVP beispielsweise bei Alain Berset zu Hause ihre Aufwartung machten, weil Parteichef Marco Chiesa vor seinen Anhängern erklärt hätte, er könne dem SP-Gesundheitsminister seine Meinung zur Covid-Pandemie nicht kundtun. Und das, während Corona-Kritiker in Bersets Wohnkanton Freiburg demonstriert hätten.

## Aufmerksamkeit um jeden Preis

Auch für die Vorgänger von Meyer waren derartige Aussagen undenkbar. Christian Levrat teilte gegen den politischen Gegner zwar gnadenlos aus. Unvergessen seine Attacke, als er Aussenminister Ignazio Cassis als Lehrling im Bundesrat abkanzelte.

Gleichzeitig stellte die Privatsphäre von Politikern für Levrat eine Tabuzone dar. Dem Freiburger war es heilig, dass jeder Politiker sein Privatleben führen konnte. Es durfte keine Vermischung geben. Deshalb hätte er gerade in einer solchen aufgeheizten Situation wie der aktuellen Flüchtlingsdebatte auf eine solche Attacke verzichtet.

Mattea Meyer wie ihr Co-Präsident Cédric Wermuth, beide geprägt von den unzimperlischen Jungsozialisten, gehen nun auf Distanz zu dieser Art des Politisierens. Die SP wandelt sich mit diesem Verhalten auch von der Bundesratspartei weg zur Oppositionskraft, die Aufmerksamkeit um jeden Preis sucht.

Auf den Fall angesprochen, sagt Meyer: «Die Situation in Afghanistan ist dramatisch. Der Bundesrat und allen voran die zuständige Bundesrätin Karin Keller-Sutter zeigen bisher leider wenig politischen Willen, alles zu versuchen, gefährdete Menschen zu retten.» Und sie betont: «Die Privatsphäre von Bundesrätinnen und Bundesräten zu verletzen, ist für uns ein Tabu.»





# Lieber Yann Sommer

Mein Lieblings-Sportkommentator Sascha Ruefer hat's am Sonntagabend richtig zusammengefasst: «Dies ist ein schöner Spätsommerabend, ein schöner Yann-Sommerabend.»

Nun hagelt es wieder Komplimente für Sie, selbst Italiens Sportpresse sinkt vor Ihnen in die Knie. Zu Recht. Als eher unsentimentaler Beobachter komme ich zu einer Einsicht, gegen die ich mich als grosser Skeptiker gegenüber blindem Fanjubil immer gewehrt habe: Auf die Frage «Welchen Schweizer Sportler bewundern Sie für Leistung, Persönlichkeit und Charakter?» kommt mir zurzeit nur einer in den Sinn: Yann Sommer. Aus verschiedenen Gründen.

Sie verkörpern so vieles, geradezu Mythisches, was uns immer wieder durch die Köpfe geistert: Wie Winkelried oder Wilhelm Tell stehen Sie da in Ihrem schwarzen Tenue und halten das Tor zu. Flössen möglichen Eindringlingen allein durch Haltung, Blick und Ruhe grössten Respekt ein. Die wissen alle: Da vorne



Ein echtes Vorbild:  
Nati-Goalie Sommer.

steht eine Wand, da kommst du nicht rein. Im entscheidenden Moment gehen Sie allein und sicheren Schrittes auf die anstürmenden Gegner zu, und mit Ihren extrem weit ausgebreiteten

Armen verdecken Sie jede Sicht auf den Kasten. So sieht es aus, auch in den Köpfen der gegnerischen Mannschaft.

Auch Ihre Nati-Kollegen wissen: Da hinten steht einer, der sogar Penaltys hält. Eine Art Lebensversicherung. Bewundern darf ich Sie auch und vor allem wegen Ihrer persönlichen Haltung: Sie sind ein guter Kollege, ein liebender Familienvater und vor allem: kein Angeber, kein Protz wie so viele andere.

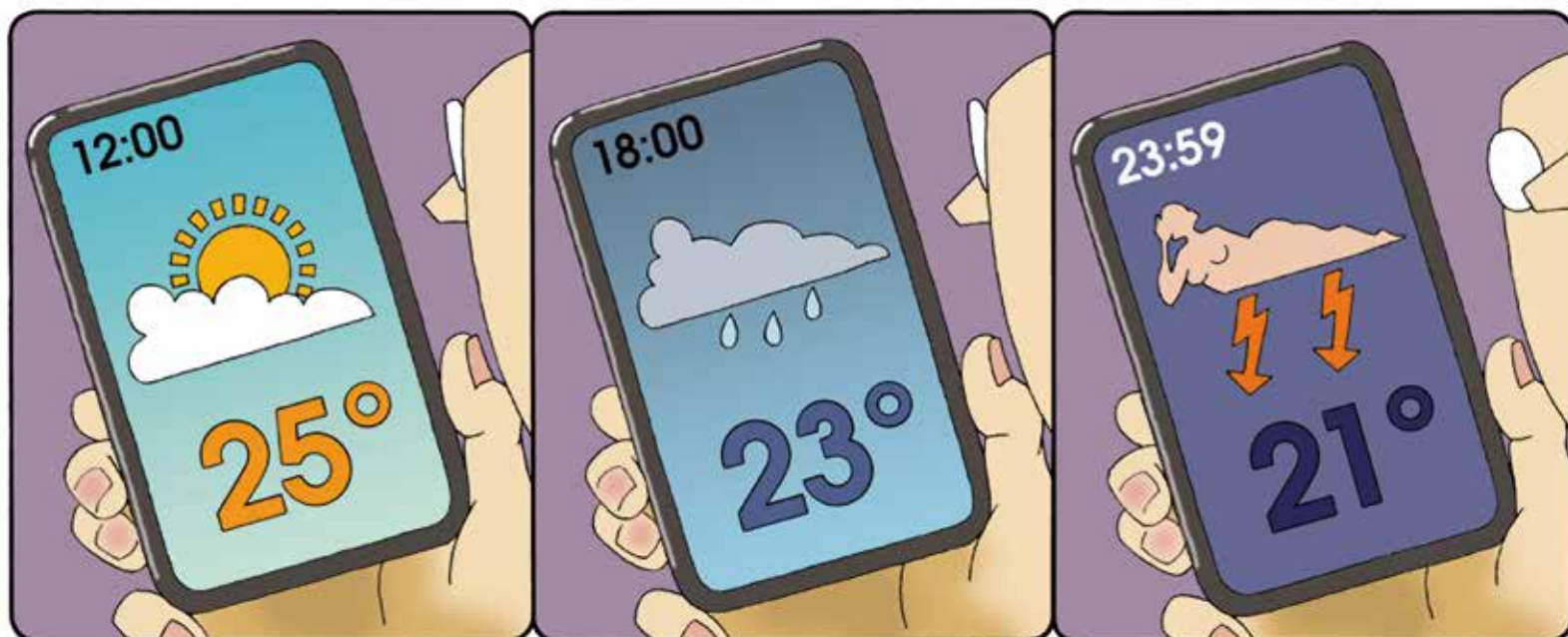
Hat man je aufgeregt von Ihrem Lohn gesprochen, von Ihrem Coiffeur oder Ihrem Auto? Sieht man Sie überall auf Plakatwänden? In der Partyszene? Nein.

Sie sind der perfekte, toll aussehende Gentleman, der keine Faxen macht. Diskret, leise, freundlich und verbindlich. (Und geimpft.)

Ein echtes Vorbild, von Kopf bis Fuss.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Joachim B. Schmidt



**M**ein Allerwertester schmerzt. Wahrscheinlich vom vielen Sitzen. Pünktlich auf meinen 40. Geburtstag beginnen die körperlichen Beschwerden. Selbst Sitzen ist jetzt gefährlich! Dass ich mit meinem Roman «Kalmann» auf Lesereise in der Schweiz und in Deutschland bin, ist nicht ideal.

Im Flug von Reykjavík nach Zürich haben die Schmerzen im Hintern stark zugenommen, schliesslich sollte man wegen Corona brav sitzen bleiben, und ich bin ein Braver. Die anschliessende Zugfahrt hat die Sache nicht besser gemacht. Auch während der nächsten Tage sitze ich viel im Zug, verhocke gelegentlich am Küchentisch bei Freunden und Familie, die Schmerzen werden schlimmer, konzentrieren sich nun am Steissbein.

An den Krimitag in Burgdorf beisse ich noch die Zähne zusammen, lasse mir nichts anmerken, aber in der Buchhandlung Lüthy in Chur bitte ich darum, während der Lesung stehen zu dürfen. Mein Platz ist aber schon eingerichtet, und der Mikrofonständer lässt sich nicht verlängern.

Ich will keine Umstände machen und winke tapfer ab. Aber ich sitze ganz vorne auf der Stuhlkante, und nachdem die Bücher signiert sind und ich mich vom Stuhl aufrichte, jaule ich innerlich, lächle äusserlich. Später google ich verzweifelt nach einer Selbsttherapie, lerne, dass Schmerzen am Steissbein meistens durch übermässiges Sitzen hervorgerufen werden und nicht immer durch einen Schlag oder einen Fall, wie viele vermuten.

Der Mensch hat sich über Jahrtausende zum aufrechten Gehen und Stehen fortentwickelt, sitzt aber fast nur noch, was natür-

lich Probleme am Steissbein verursacht, diesem Überbleibsel eines Stummelschwänzchens.

**A**uf der Zugfahrt ins Unterland stehe ich im Vorraum. Die ganze Strecke. Die Leute interpretieren die Situation falsch und glauben, dass ich Schlange bei der Toilette stehe, und stellen sich hinten an. Doch die Schmerzen nehmen stetig zu, rauben mir schliesslich den Schlaf, denn nun tut selbst Stehen und Liegen weh.

Auf dem schaukelnden Literaturboot in Neuhausen sollte man sich aber besser hinsetzen, um nicht über Bord zu fallen – obwohl es eine tolle Geschichte wäre, ein guter Anfang in einem neuen Daniel-Kehlmann-Buch zum Beispiel («Ich und Kaminski», «Die Vermessung der Welt»). Da ginge es um einen eitlen Buchautor, der bei einer Lesung auf dem Boot unbedingt stehen will, ins Wasser fällt und untertaucht. An der Oberfläche zurück blieben nur sein Buch, seine Mütze und ein paar Luftblasen.

Ich will kein Daniel-Kehlmann-Protagonist sein, also bleibe ich sitzen. Die Lesung ist einmalig, das Boot treibt gemächlich auf dem grünen Rhein zwischen dichtbewaldeten Ufern, so dass ich mich irgendwo im Amazonas-Dschungel wähne.

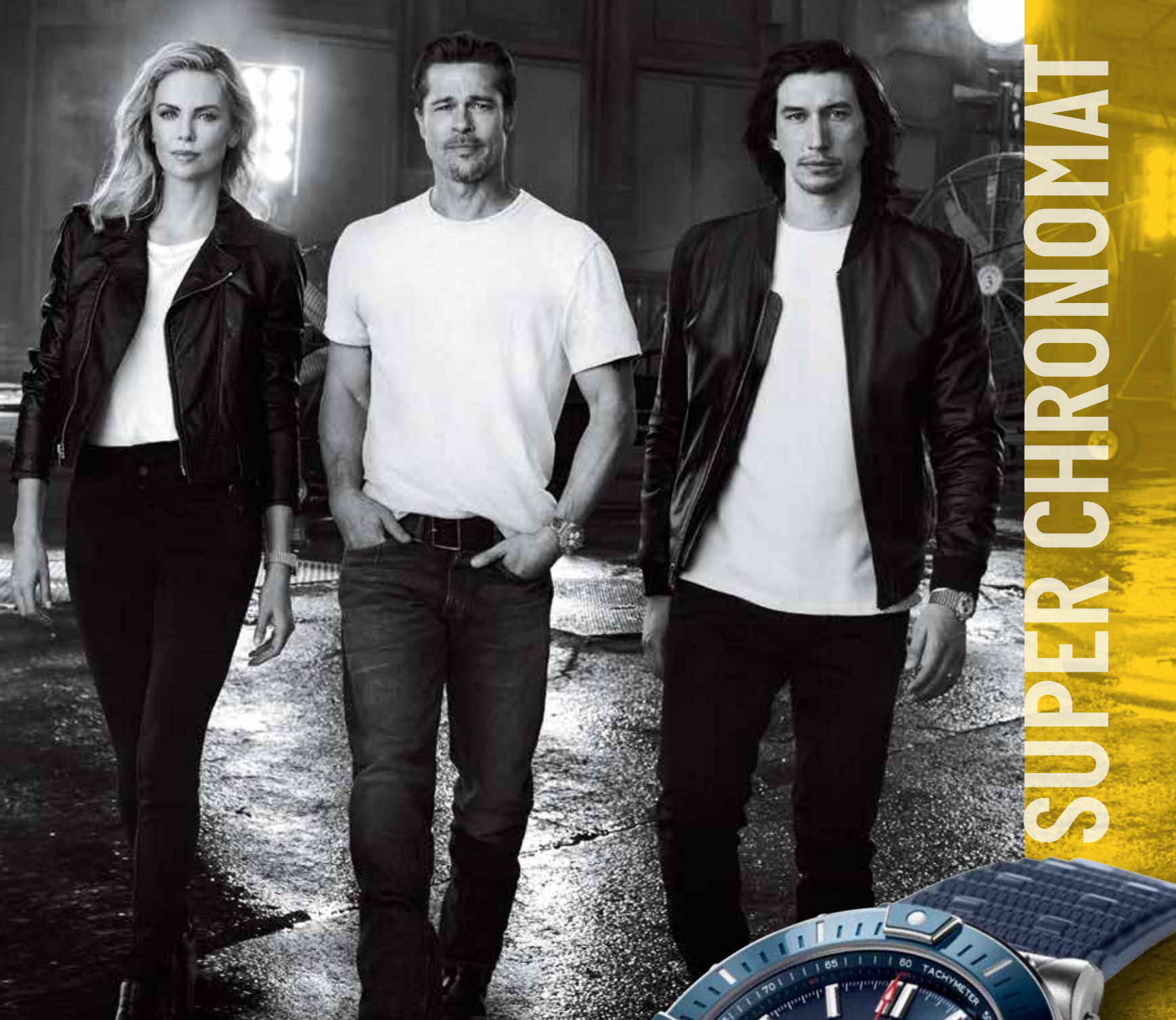
Der Applaus der Passagiere und der Händedruck des Veranstalters sind herzlich, auch Glückshormone sind gut gegen Schmerzen, und ich spaziere leichtfüssig zurück zum Bahnhof.

**I**n Zürich suche ich eine Ärztin auf. Sie tastet meinen Hintern ab, schwärmt von Island und verschreibt mir ein starkes Schmerzmittel, dazu die Empfehlungen: «Machen Sie Fitness! Und Wärme hilft.»

Sofort sehne ich mich nach einer heissen Quelle, wie es sie in meiner Wahlheimat zu Dutzenden gibt. Entspannen im Hotpot wäre jetzt die richtige Medizin. Aber meine Weiterreise bringt mich nach Bad Soden, Deutschland. Der Name lässt zwar auf warme Quellen schliessen, aber aus Erfahrung weiss ich, dass die Thermalbäder auf dem europäischen Festland meistens bloss lauwarm sind. Isländer sind da verwöhnt; auf der Vulkaninsel sprudelt das Quellwasser kochend aus dem Boden, muss sogar abgekühlt werden, damit die bleichen Inselbewohner nicht knallrot und gar wie Hummer werden.

**I**n Hanau nehmen die Schmerzen allmählich ab. Bis zum Auftritt am Abend spaziere ich erleichtert durch die Brüder-Grimm-Stadt. Sie wurde im Zweiten Weltkrieg von den Briten dem Erdboden gleichgemacht, Strategie *morale bombing*. Alte Bauten sind eine Seltenheit. Die Neubauten der Folgejahre sind blass und schäbig, schlagen noch heute auf die Moral. Unmöglich, die Sünden der Vorfahren zu vergessen. Aber die Stadt lebt, ist multikulturell, die Menschen flanieren durch die Einkaufsmeilen, rufen sich über die Strasse Grüsse zu, schimpfen, werfen die Hände und lachen. Im Schlossgarten ist es ruhig. Die Bäume sind riesig und alt. Ich werfe den Kopf in den Nacken und staune. Eine Parkbank lädt mich ein, zu verweilen und verträumt ins Geäst zu gucken. Aber mein Hinterteil winkt dankend ab, und ich gehe reumütig weiter.

Der Bündner Buchautor **Joachim B. Schmidt** lebt seit 2007 in Island. Sein Roman «Kalmann» ist im Diogenes-Verlag erschienen.



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



# Luxuriöse Zufluchtsstätte

Das Bundesamt für Gesundheit steckt in der Krise. Seit Beginn der Pandemie wurde die halbe Geschäftsleitung ausgewechselt. Das Amt verkommt zum Auffangbecken für ausrangiertes Personal.

Die Nachricht, dass der Leiter der Abteilung Digitale Transformation beim Bundesamt für Gesundheit (BAG) nach eineinhalb Jahren bereits wieder abtritt, sickerte vergangene Woche durch. Die *Berner Zeitung* berichtete eigentlich über den Wechsel von Kantonsärztin Linda Nartey in die Geschäftsleitung des BAG – und erwähnte bei der Gelegenheit auch den Abgang von IT-Chef Sang-II Kim, der durch Peter Fischer interimsmässig bereits ersetzt worden sei. Tatsächlich werfen diese Wechsel aber erneut ein schiefes Licht auf die Amtsführung und Personalpolitik von Bundesrat Alain Berset.

BAG-Vizedirektor Sang-II Kim trat seinen neuen Job am 1. April 2020 auf dem Höhepunkt der ersten Corona-Welle an. Mit der Anstellung des IT-Fachmannes und gelernten Mediziners wollte Berset Kritikern den Wind aus den Segeln nehmen. Die Gesundheitsbranche und Parlamentarier werfen ihm seit Jahren vor, er habe die Digitalisierung verschlafen – dies, weil er zum Beispiel beim wichtigen elektronischen Patientendossier nicht vorwärtsmache. Mit der Anstellung von Kim im Rang eines Vizedirektors konnte Berset nun den Tatbeweis erbringen, dass er diesen Bereich sehr wohl ernst nehme. Ob man mit Kim den geeigneten Mann dafür verpflichtet hat, ist allerdings umstritten.

## Von Ueli Maurer ausgemustert

Nach dem Flop mit der Covid-App, die er verantwortete, machten in Bern Geschichten die Runde, dass der IT-Chef des BAG schon bei anderen Arbeitgebern Projekte versiebt habe. Was genau damit gemeint war, ist unklar. Für noch mehr Aufregung sorgte nebst der Covid-App auch das Leck bei der Impfplattform *Meineimpfungen.ch*. Das BAG hatte diese Plattform finanziell gefördert und die Bürger aufgerufen, dort hochsensible Daten hochzuladen. Auch diese Panne musste Kims Abteilung für digitale Transformation verantworten. Anfang Jahr fiel Kim wegen eines Burn-outs komplett aus.

Nun hat er seine Kündigung auf Ende Jahr eingereicht. Will heissen: Er bezieht sein Gehalt noch bis zum 31. Dezember, derweil die Abteilung schon längere Zeit der frühere IT-



*Süsse Abfindung, süsse Neuanstellung:*  
Peter Fischer.

Chefstrategie von Bundesrat Ueli Maurer, Peter Fischer, leitet – offenbar auf Mandatsbasis. Auch diese Besetzung gibt zu denken: Fischer war bis März noch bei Finanzminister Ueli Maurer als Delegierter für die Informatiksteuerung des Bundes angestellt. Doch 2020 wurde die Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) der Bundesverwaltung neu organisiert und in die Bundeskanzlei verlegt. Worauf das Arbeitsverhältnis mit Fischer aufgelöst wurde; den Abgang versüsste man ihm mit 281'946 Franken inklusive eines Ortszuschlags von 5624 Franken. Nun steht er bereits wieder bei Berset unter Vertrag. Trotzdem muss Fischer die Abfindung nicht zurückzahlen, weil er den neuen Job in einem Auftragsverhältnis ausführt, wie das Eidgenössische Personalamt auf Anfrage zu verstehen gibt. Hätte ihn Berset fest angestellt, wäre es anders gewesen. Im Grunde ist das ein handfester Skandal, aber ein völlig legaler.

Ob Peter Fischer mehr kann als Kim, muss sich erst noch weisen. Seine Anstellung verstärkt indessen den Eindruck, dass das BAG ein Auffanglager für Spitzenkräfte ist, die einen Karriereknick erlitten haben. Denn auch die Berner Kantonsärztin Nartey fiel wie Fischer einer inter-

nen Reorganisation zum Opfer. Sie wurde mitten in der Pandemie von ihrem Chef, Regierungsrat Pierre Alain Schnegg (SVP), zurückgestuft – und fand jetzt eine gutbezahlte Zufluchtsstätte im BAG. Nartey wird Vizedirektorin und Chefin der Abteilung Gesundheitsberufe und Verbraucherschutz. Sie kommt als Ersatz für Roland Charrière, der bald in Pension geht.

## Kein Hort des Friedens

Die sich häufenden Wechsel in der Geschäftsleitung und im Spitzenkader nähren den Verdacht, dass die nationale Gesundheitsbehörde im dümmsten Moment in der Krise steckt. Auf dem Höhepunkt der ersten Welle sprang Vizedirektor Stefan Spycher ab, der für die Gesundheitspolitik zuständig war. Mit dem langjährigen Chef des Bereichs «Übertragbare Krankheiten», Daniel Koch, ging die Rücktritts- und Kündigungswelle weiter. Für ihn kam der Ostschweizer Infektiologe Stefan Kuster, der sich als Kommunikationsflop erwies und später entnervt den Bettel hinschmiss. Amtsdirektor Pascal Strupler ging kurz vor der zweiten Welle im Herbst 2020. Mit der Bernerin Anne Lévy hat Berset jetzt eine BAG-Chefin, die ihm politisch nähersteht als Strupler, den er noch von FDP-Bundesrat Pascal Couchepin übernommen hatte. War es der richtige Zeitpunkt für einen Wechsel an der Spitze des BAG?

Vor der Sommerpause verabschiedete sich dann die Chefin der Abteilung Internationales, die Verantwortliche für den gesamten Impfstoffeinkauf, in den Mutterschaftsurlaub – während sich alle darüber nervten, dass die Impfstoffe verspätet eintrafen.

Das nationale Gesundheitsamt, das in den vergangenen Jahren vor allem dadurch auffiel, dass es den Menschen für alle Lebensbereiche Vorschriften aufzwingen wollte, war schon vorher kein Hort des Friedens. Einen personellen Unruheherd bildete besonders der Bereich Kranken- und Unfallversicherung, in dem die Leitung mehrmals ausgewechselt wurde. Inzwischen gibt es aber auch Zoff in anderen Abteilungen. Die entscheidende Frage steht im Raum: Hat Gesundheitsminister Alain Berset das BAG noch im Griff?

# Neues Talk-Format bei ServusTV: *Der Pragmaticus*

Fakten. Verstehen. Handeln.  
Auf den Punkt gebracht.



Ab September startet das neue Talk-Format «Der Pragmaticus» bei ServusTV, das einmal monatlich ausgestrahlt wird. Weltwoche-Chefredakteur Roger Köppel spricht dazu mit Experten über die grossen Fragen unserer Zeit und übersetzt die wissenschaftlichen Fakten für die Allgemeinheit.

---

## **Ausstrahlungsdatum im TV**

12.09.2021 um 9.20 Uhr

Thema: Elektromobilität

Jederzeit abrufbar auf [www.servustv.com](http://www.servustv.com)

---

Anzeigen Sponsor

SCHAERER COMPANY GROUP CH-8700 Goldbach-Küsnacht

# Sissi und die Schweiz

Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn bleibt beim Publikum ewig jung. Sie führte das unstete Leben einer modernen Frau – und sie liebte die Schweiz.

Christoph Mörgeli

**S**issi» ohne Ende: Sowohl Netflix als auch RTL planen, das Leben der legendären Kaiserin Elisabeth (1837–1875) neu zu verfilmen. Beide Produktionen, «The Empress» wie «Sisi», teilen das Schicksal, mit Ernst Marischkas legendärem Dreiteiler von 1955 bis 1957 verglichen zu werden, in dem die junge Romy Schneider brillierte. Doch es besteht auch die Chance, den vermeintlichen Märchenstoff näher an die Wirklichkeit heranzuführen. Die Verfilmung eines historischen Themas sagt jeweils mehr aus über die Zeit ihrer Entstehung als über die geschichtlichen Tatsachen. Der NS-Film «Prinzessin Sissy» von 1938 betonte die bayerische, also deutsche Herkunft der populären Monarchin und zeigte sie subtil als Teil der «Volksgemeinschaft». In den fünfziger Jahren wollte sich das unterhaltungssüchtige Publikum aus dem eben überstandenen Kriegsinferno in die vermeintlich gute alte Zeit der Donaumonarchie entführen lassen. Die demnächst erwarteten beiden Serien dürften feministisch daherkommen und mit Sissi das Bild einer modernen Frau präsentieren, die ihrer Zeit ein Jahrhundert voraus war.

Auf TV Now, dem Streamingdienst des deutschen Senders RTL, erhält die fünfundzwanzigjährige Schauspielerin Dominique Devenport aus Luzern die Chance der Titelrolle. Sie ist die Tochter einer Schweizerin und eines Amerikaners und lebt heute in München. Die Miniserie ist bereits abgedreht und wird noch dieses Jahr zu sehen sein. Doch nicht nur die Hauptdarstellerin sollte hierzulande interessieren. Denn die wirkliche Kaiserin Sisi oder Sissi verband mehr mit der Schweiz, als man gemeinhin weiss.

## Bundesrat als Nachlassverwalter

1898 fand die ruhelos reisende Kaiserin Elisabeth als Sechzigjährige in Genf ein gewaltsames Ende durch Mörderhand. Der italienische Anarchist Luigi Lucheni stiess ihr eine messerscharf zugespitzte Feile ins Herz, als sie mit ihrer Hofdame, vom Hotel «Beau-Rivage» kommend, einen Raddampfer erreichen wollte. Der Täter wurde zu einer lebenslangen Haftstrafe ver-

urteilt, weil Genf damals im Gegensatz zu anderen Kantonen die Todesstrafe bereits abgeschafft hatte. Gegenüber dem Witwer, Kaiser Franz Joseph, äusserte der Bundesrat seinen «tiefsten Schmerz und seine tiefste Entrüstung» über die «unselige Tat auf schweizerischem Gebiet». Sissi wusste um die anarchistische Gefahr, hatte sie doch in den 1880er Jahren gedichtet: «Schweizer, Ihr Gebirg ist herrlich / Ihre Uhren gehen gut / Doch für uns ist sehr gefährlich / Ihre Königsmörderbrut.» Bei der Autopsie zeigten sich bei der 172 Zentimeter grossen, 50 Kilo schweren Leiche Hungerödeme und – für den Wiener Hof weit schockierender – das Tattoo eines Ankers auf der kaiserlichen Schulter.

Die Monarchin von Österreich-Ungarn war eine recht begabte Dichterin und schrieb sich Frust und Freude in Versen nach dem Vorbild

*Recht und Gerechtigkeit glaubte  
sie in der Alpenrepublik garantiert,  
die sie als Muster und Ideal empfand.*

von Heinrich Heine von der Seele. Sie übergab ihren literarischen Nachlass zur Verwahrung testamentarisch und handschriftlich «dem Herrn Präsidenten der Schweitzer Eidgenossenschaft Bern». Die zugehörige Kassette dürfe erst im Jahr 1950 geöffnet werden. Dies belegt, wie sehr Sissi ihrem eigenen Staat, aber auch der Familie Habsburg misstraute. Recht und Gerechtigkeit glaubte sie stattdessen in der Alpenrepublik Schweiz garantiert, die sie als Muster und Ideal emp-

fand. Über Jahrzehnte lagerte Sissis dichterisches Werk als streng gehütetes Geheimnis im Bundesarchiv in Bern. Erst die österreichische Historikerin und spätere Sissi-Biografin Brigitte Hamann durfte dank der Unterstützung des Historikers Jean Rudolf von Salis erstmals Einblick in diesen literarischen Schatz nehmen. Der Geldertrag, den eine allfällige Veröffentlichung ergebe, sollte gemäss Sissi für hilflose Kinder von politisch Verurteilten in Österreich-Ungarn verwendet werden. Da es solche nicht mehr gab, beschloss der Bundesrat 1980 im Einvernehmen mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die Gedichte und das poetische Tagebuch zugunsten der Uno-Flüchtlingshilfe publizieren zu lassen.

## Demokratisch, antiklerikal, pazifistisch

Kaiserin Elisabeth eignet sich als Projektionsfläche für jede Zeit. Denn sie war eine fortschrittliche Frau, welche die Möglichkeiten ihres Standes dazu nutzte, sich selber zu verwirklichen. Der Demokratie zuneigend, hasste sie den Hochadel und hielt das monarchische System für hoffnungslos überlebt. Sie war strikt antiklerikal und verachtete die in ihrem Reich allmächtige katholische Kirche. Während ihr pflichtbewusster, bürokratischer Gatte allem Militärischen huldigte, offenbarte sich Sissi als glühende Pazifistin. Sie versagte sich der sozialen Liebestätigkeit hochgestellter Damen und machte sich bei der Hofgesellschaft unbeliebt – bei der seltenen Anwesenheit wie bei der häufigen Abwesenheit.

In ihren Gedichten und Briefen äusserte sie schneidenden Sarkasmus, ein unstillbares Fernweh und ihre beständige Sehnsucht nach Natur, Ruhe und Abgeschiedenheit. Sissis europaweit bewunderte Schönheit war das Resultat äusserster Disziplin, ja körperlicher Qualen durch Diät und Fitness. Die früh erloschene Liebe zu ihrem kaiserlichen Gatten kompensierte sie nicht mit Seitensprüngen, sondern mit der Flucht in eine ausschweifende Fantasie. Umgekehrt liebte Franz Joseph seine Sissi zeitlebens zärtlich. Seine Untreue verletzte die Kaiserin nur am Anfang; später führte sie ihm eine Schauspielerin als Altersfreundin zu.





*It-Girl von 1856: die achtzehnjährige Kaiserin Elisabeth.*

In die Politik mischte sich Sissi – abgesehen von der Einigung mit Ungarn – nicht ein, obwohl sie schärfer und klüger urteilte als ihr im Grunde beschränkter Mann. Die von ihr massgeblich geförderte ungarische Krönungsfeier mit reitenden Erzbischöfen empfand der Schweizer Gesandte wie einen Faschisscherz: «Dieses Stück Mittelalter passt nun einmal nicht in unsere Zeit, nicht zu unserer Bildungsstufe oder zur politischen Entwicklung der Gegenwart.» Militärisch erlitt der Kaiser nichts als Niederlagen, so dass die spottlustigen Wiener kommentierten: «Wir hatten die schönste Armee der Welt, schade, dass wir sie in Kriege geschickt haben.» Anlässlich des Desasters von Königgrätz 1866 erachtete der Schweizer Gesandte die Situation als so schlimm, dass nach Meinung man-

cher Beobachter die Kaiserin die Regentschaft übernehmen könnte.

#### «Ohne jede Sicherheitsmassregel»

Zuerst wie ein unmündiges Kind behandelt, kehrte Sissi von langwierigen Kuren in Madeira und Korfu wegen ungeklärter Krankheiten als selbstbewusste Frau zurück, die vier Kinder gebar. Ihr vereinsamer Mann erfüllte ihr jetzt fast jeden Wunsch; sogar gegen ihre allmächtige Schwiegermutter Sophie setzte sie allmählich ihren Willen durch. Die von ihr ausgewählte Coiffeuse für ihr fersenlanges Haar verdiente so viel wie ein Universitätsprofessor.

Elisabeth war esoterisch angehaucht und versetzte sich dichterisch in die Rolle der nie alternenden Feenkönigin Titania. Zehn Jahre lang betrieb sie den Reitsport bei Parforcejagden auf

höchstem Niveau. Die weltbekannte Schönheit umgab sich gerne mit schönen Frauen. Bei einem Aufenthalt in der Schweiz beschrieb sie ihrer Tochter ein hübsches Mädchen mit prachtvoll langen Haaren: «Wir redeten oft mit ihr, und einmal küsste ich sie sogar! Du kannst Dir also vorstellen, wie süss sie sein muss.»

Als 1875 der frühere Kaiser Ferdinand kinderlos verstarb, wurde Franz Joseph als Erbe zum steinreichen Mann. Er verdreifachte die Apanage und Witwenrente von Sissi auf 300 000 Gulden und schenkte ihr ein persönliches Vermögen von zwei Millionen Gulden. Dank geschickter Anlagen brachte es die fortan noch Unabhängigere trotz immenser Ausgaben zur zehnfachen Millionärin. Um jederzeit eine von ihr sogar erwünschte Emigration ins Exil zu ermöglichen, legte die Kaiserin einen Grossteil ihres Geldes beim Bankhaus Rothschild in der Schweiz an; solche Transaktionen hielt sie vor ihrem Mann geheim. In mehreren Gedichten pries sie das Land als «Hort der Freiheit».

#### Lebensgenuss in der Republik

Die Hofschauspielerin Katharina Schratt, in die sich der Kaiser mit dem Segen seiner Frau verliebt hatte, lernte schnell von Sissi. 1900 zog sie sich bei einer Verstimmung mit angeblicher Trennungsabsicht in einen Schmollwinkel in der Schweiz zurück, bis Franz Joseph seine Freundin unter allerhand Versprechungen zurückbitten liess. Sissis Biografin Brigitte Hamann beschreibt das Treffen eines gutgelaunten Kaiserpaars in Territet am Genfersee von 1893. Die beiden unternahm lange Spaziergänge und besorgten Einkäufe, worüber die sie umlagernden Reporter eifrig berichteten. Sissi schrieb, sie sei froh über die Ferien ihres Gemahls: «Nirgends könnte er sie besser geniessen wie eben in einer Republik. Er ist gut aufgelegt, geniess seine Freiheit, die schöne Gegend und die ausgezeichnete Kost.» Weniger erfreut war die Tochter Valerie. Sie sorgte sich um die Sicherheit ihres Papas und anvertraute ihrem Tagebuch: «Nicht ohne Besorgnis sahen wir ihn fast ohne Begleitung und ohne jede Sicherheitsmassregel in das als Aufenthalt der Nihilisten und Sozialisten verrufene Land reisen.»

1898 schrieb Valerie über ihre hochnervöse Mutter Sissi: «Es zog sie den ganzen Sommer schon so unwiderstehlich in die Schweiz, sie wollte noch die lieben Berge, Wärme und Sonnenschein geniessen und hat sie genossen mit dem Gefühl gebesserter Gesundheit.» Elisabeth liebte den Genfersee, in dem sie Farben ganz wie am Meer beobachtete. Unter den Schweizer Städten bevorzugte sie Genf: «Es ist mein liebster Aufenthalt, weil ich da ganz verloren gehe unter den Kosmopoliten.» Am 10. September 1898 begegnete sie einem unerwünschten Kosmopoliten, der ebenfalls in der Menschenmenge unterging: ihrem Mörder Luigi Lucheni.

# Flussduett auf Rhein und Mosel



## MS Thurgau Ultra + Basel–Speyer–Cochem–Basel

6 Tage ab  
CHF 740\* p.P.

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

**2. Tag Speyer** Gemütliche Schifffahrt entlang des Rheins. Geniessen Sie die Annehmlichkeiten an Bord. Ausflug<sup>(1)</sup> «Pfälzische Weine» mit Degustation lokaler Weine oder erkunden Sie die Domstadt Speyer auf eigene Faust. Weiterfahrt nach Cochem.

**3. Tag Cochem–Alken** Ankunft am Nachmittag in Cochem und Rundgang<sup>(1)</sup> durch das historisch bedeutsame und direkt an der romantischen Flussschleife im Moseltal gelegene Städtchen und Besuch der Reichsburg. Fahrt auf der Mosel nach Alken und Ankunft am späten Abend.

**4. Tag Rudesheim** Lauschen Sie während der Schifffahrt entlang des «Romantischen Rheins» den Ausführungen eines Einheimischen über die einzigartige Kulturlandschaft. Am Nachmittag Ausflug<sup>(1)</sup> zum Niederwalddenkmal in Rudesheim. Weiterfahrt während des Abendessens.

**5. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Bustransfer nach Baden-Baden. Die Kunststadt begeistert während eines Rundgangs<sup>(1)</sup> mit prunkvollen Herrenhäusern und Parkanlagen. Wiedereinschiffung der Ausflugsgäste in Kehl, wo das Schiff bereits wartet. Die letzte Etappe zurück nach Basel beginnt.

**6. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.

### Reisedaten 2021 Es het solangs het Rabatt

29.09.–04.10.	300 <sup>(7)</sup>	19.10.–24.10.	350
09.10.–14.10.	300 <sup>(7)</sup>	24.10.–29.10.	350
14.10.–19.10.	350		

<sup>(7)</sup> Geniesser-Reise «Spätsommer in den Reben»

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Vollpension an Bord
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

### Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1090
Mini Suite Hauptdeck <sup>(5)</sup>	1290
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	1490
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	1590
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	1790
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon <sup>(5)</sup>	1890
Queen Suite (ca. 30 m <sup>2</sup> ) Oberdeck, Privatbalkon <sup>(5)</sup>	2090
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	0
Zuschlag Alleinbenutzung Junior Suite Oberdeck	0
Ausflugspaket «Standard» (4 Ausflüge)	160
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	54

<sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich

## Weitere attraktive Reiseangebote!

5 Tage ab  
CHF 340 p.P.



### Luxuriöse Kurzfahrt auf Rhein & Main Basel–Speyer–Frankfurt–Basel MS Thurgau Prestige

- \* Romantisches Heidelberg
- \* Kunststadt Baden-Baden
- \* Bequem ab/bis Basel

### Abreisedaten 2021

14.09./02.10./06.10./31.10./04.11./08.11./12.11./  
16.11./28.11./02.12./06.12./10.12./14.12./18.12./  
26.12.

3 Tage ab  
CHF 190 p.P.



### Luxus-Schnupperfahrt durchs Elsass Basel–Strasbourg–Basel MS Antonio Bellucci

- \* Strasbourgs Altstadt – UNESCO-Weltkulturerbe
- \* Flusskreuzfahrten kennenlernen
- \* Christkindelsmärik an ausgewählten Terminen

### Abreisedaten 2021

28.10./30.10./01.11./03.11./07.11./09.11./11.11./  
13.11./15.11./17.11./21.11./23.11./28.11./30.11./  
02.12./04.12./06.12./08.12.

An den Abreisedaten vom 21.11.–08.12.2021 mit Besuch vom  
Weihnachtsmarkt in Strasbourg (vorbehaltlich gesetzlicher  
Änderungen aufgrund von Covid-19)



Cochem



MS Thurgau Ultra\*\*\*\*\*



Queen Suite (ca. 30 m<sup>2</sup>) mit Privatbalkon

<sup>(1)</sup> Im Ausflugspaket «Standard» enthalten, vorab buchbar | \* Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Programmänderungen vorbehalten



Informationen oder buchen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)  
Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

**Thurgau Travel** 

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten



## PERSONENKONTROLLE

# Fiala, Sjuganow, Jesus, Thiriet, Rickli, Fehr, Tell, Schrader, Franziskus, Merkel, Putin



Generalverdacht: Doris Fiala.

**Doris Fiala**, Behördenfreundin, gründete die parlamentarische Gruppe «Innovationen auf dem Finanzplatz: Kryptowährungen / Digital Assets». Das Programm des ersten Anlasses zeigt jedoch, dass die FDP-Nationalrätin dem real existierenden Freisinn eng verbunden bleibt. Anstatt Rezepte gegen die bedrohliche Bürokratie zu entwickeln, die eine neue Branche per Generalverdacht im Keim zu ersticken droht, holt man sich Rat bei Väterchen Staat: Ein Vertreter der ZKB erläutert die Rechtslage, und der Direktor des Bundesamts für Energie erklärt, wie sich Strom sparen lässt. Der einzigen Vertreterin der Branche obliegt nicht mehr als der Willkommensgruss. Über die Chancen spricht niemand – höchstens vielleicht am Apéro riche. (zac)

**Gennadi Sjuganow**, Sowjetfossil, hat den allerersten Kommunisten der Weltgeschichte identifiziert: **Jesus Christus**. Lege man die Bergpredigt und den kommunistischen Moralkodex nebeneinander werde man vor Staunen «nach Luft ringen», erklärte der Führer der russischen KP. Der erstaunliche Ratschlag des Alt-Stalinisten: «Wir müssen die Bibel studieren.» (ky)

**Maurice Thiriet**, Masstab, gehört mit seinem Portal *Watson* von CH Media zu den gnadenlosesten Kritikern der SVP. Als die Meldung die Runde machte, dass ein Albaner-Festival in Zürich wegen Corona-Sorgen nicht durchgeführt werden dürfe, sah der Träger des Zürcher Journalistenpreises seine Stunde gekommen. Reflexartig beschuldigte er die SVP-Gesundheitsdirektorin **Natalie Rickli**, die Absage sei «rassistisch». Dumm nur, dass es SP-Regierungspräsidentin **Jacqueline Fehr** mit einer Präsidialverfügung war, die den Ent-



Trauriger Tell: Paul Schrader.

scheid fällte. Mittlerweile hat der Chefredaktor des Jahres 2019 seinen Kommentar korrigiert. Plötzlich ist auch der Rassismusvorwurf weg. Logisch, in der Welt von *Watson* können nur SVP-Exponenten xenophob sein. Wie sagte Thiriet einmal goldrichtig: «Wir werden an unseren Geschichten gemessen.» (odm)

**Wilhelm Tell**, Gambler, kam in Hollywood trotz allen saftigen Zutaten, die eine gute Geschichte braucht, noch nicht zum Apfelschuss. Nun kommt der fabelhafte Eidgenosse endlich auf die Leinwände. Drehbuchautor **Paul Schrader** («Taxi Driver», «Raging Bull») nennt die Hauptfigur seines neusten Films «The Card Counter» **William Tell**. Wer jetzt denkt, Schrader beabsichtige mit seinem Thriller, den Amerikanern die Geschichte der Schweiz näherzubringen, wird enttäuscht. Schraders Tell ist ein trauriger, von Schuld geplagter Verbrecher und Pokerspieler. Aber wie kam Schrader überhaupt auf den Namen? Nun, sagt der 75-Jährige, Pokerspieler hätten oft einen Decknamen. Seine Figur heisse eigentlich Tillich; weil es beim Pokern den Begriff *tell* gebe, habe er ihn Tell genannt, «und Wilhelm Tell in der schwed ... äh Schweizer Geschichte hat das Ganze einfach noch abgerundet». (bb)

**Papst Franziskus**, Senior, bringt im Alter Dinge durcheinander. Auf eine Frage nach Afghanistan zitierte der Papst **Angela Merkel** – «eine der weltgrössten politischen Figuren» – mit einer harten Kritik an der «verantwortungslosen Politik, anderen westliche Werte aufzuzwingen». Dumm nur, dass der Satz von **Wladimir Putin** stammte, von dem man eine Attacke auf den Westen auch eher erwarten würde. (ky)

## Armin Laschet, das Haribo-Bärchen

Wenn ich mir die drei Kanzlerkandidaten angucke und nach meinen alten Illustriertenmacherkriterien frage, wessen Kopf die Leute am Kiosk sofort kaufen würden, dann muss ich sagen: Wäre Laschet eine Frau, dann ginge er weg wie frische Brötchen. Aber er zieht auch als Mann. Denn er sieht so süß aus wie ein Haribo-Bärchen.

Dass man ausgerechnet ihm, der so freundlich in die Welt schaut, vorgeworfen hat, dass er an der falschen Stelle lache, geht mir nicht in den Kopf. Frohnaturen kommen an. Menschen reagieren wie Enten positiv auf Attrappen: der Enterich auf eine Holzente, Männer auf runde, weibliche Figuren, Frauen auf kleine, kindliche, kuschelige Wesen.

Frauen wählen nach diesem Naturprinzip eher Laschet: Er ist kuschelig und herzlich wie ein Panda. Olaf Scholz ist zu ernst, eine Mischung aus Fussballtrainer, Abwart und Opel-Aufsichtsrat. Sicher seriös, aber unsexy. Und Annalena Baerbock? Trotz dem Namen kein Kuschelbärchen. In «Desperate Housewives» gäbe sie die Nachbarin ab, die den andern das Kehrrichttrennen beibringen will. Klug, aber nervig. Könnte aber bei den Frauen punkten, weil keine in ihr eine Schönheitskonkurrentin sieht. *Peter Rothenbühler*

## Pete Buttigieg im Wochenbett

US-Verkehrsminister Pete Buttigieg, 39 Jahre alter Hoffnungsträger der Demokraten, und Ehemann Chasten Glezman (32) haben Zwillinge bekommen. Penelope Rose und Joseph August wurden am 17. August geboren. Und von der leiblichen Mutter, über die nichts bekannt ist, zur Adoption freigegeben. Man glaubt Buttigieg jedes Wort, wonach er und Chasten «mehr als glücklich» seien über den Kindersegen. *Congrats, Mayor Pete!*

Buttigieg, einst Bürgermeister von South Bend in Indiana, wo ihn alle Welt nur *Mayor Pete* rief, hatte im Präsidentschaftswahlkampf 2020 die Vorwahlen der Demokraten aufgemischt. Der Harvard-Absolvent und Afghanistan-Veteran war jung, sympathisch, eloquent. Und offen schwul.

Der Geburtsanzeige via Twitter fügte Buttigieg ein Foto bei: von sich, seinem Ehemann und den in Tüchern gehüllten Zwillingen. In den Social Media fielen sie vor dem *sweet tweet* auf die Knie. Offenbar fragt sich niemand, warum die beiden Männer mit den Babys im Wochenbett sitzen. Als ob sie die Zwillinge selbst zur Welt gebracht hätten. *Matthias Rüb*

## MÖRGELI

### Sind Polyamouröse keine Gotteskinder?

«Gott ist für die Gleichberechtigung», urteilt die lesbische Pfarrerin Priscilla Schwendimann. Die professionelle Auslegerin des Wortes Gottes weiss ganz genau, dass Gott ein Ja zur Vorlage «Ehe für alle» in die Urne legen würde. Sofern er in der Schweiz stimmberechtigt wäre. Was die anmassende Gottesinterpretin Schwendimann wohl als durchaus wahrscheinlich beurteilt. Sie wurde soeben zur ersten reformierten Theologin der LGBTQ-Gemeinde in Zürich berufen. Die «Regenbogenpfarrerin» leitet künftig im «Regenbogenhaus» ein siebenköpfiges Team. Ohne dass eine Stellenausschreibung bekanntgeworden wäre.

Swendimanns Social-Media-Projekt heisst «Heilige Scheisse» und wird von einer Stiftung und den Kirchensteuerzahlern getragen. Sie wolle die Kirche bunter, diverser und offener für die LGBTQ-Gemeinde gestalten. Angesprochen sind Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender und «Queere», die generell von der gängigen Norm der sexuellen Orientierung abweichen.

Die neue bunte, diverse und offene Kirche müsste allerdings auch die «Polyamourösen» einschliessen – also jene Mitmenschen, die einvernehmlich und vertrauensvoll mehr als einen Partner lieben. Doch genau wegen dieses mutmasslichen Tatbestands hat die ach so moderne Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) ihren fähigen Präsidenten Gottfried Locher auf dem moralischen Scheiterhaufen verbrannt. Wie die heilige Inquisition hat sie Locher zum Teufel gejagt und dessen Sexualität mit vielen Anwälten, PR-Fritzen und Hunderttausenden von Franken geahndet und verdammt.

Über Gottfried Locher predigen und moralisieren die angeblich so progressiven kirchlichen Machthaber, als trügen sie immer noch gepuderte Perücken. Besonders der Zürcher Kirchenratspräsident Michel Müller schwang sich zum Wortführer der sittlich Empörten auf. Dabei ist er der erste Vorsteher seiner fünfhundertjährigen Kirche, der sich von seiner Frau getrennt hat. Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein. In der Kirche singen immer die besonders laut, die besonders falsch singen.

Christoph Mörgeli

# Die Cannabis-Industrie ist schädlich

Der Bund will den Konsum leichter Drogen liberalisieren. Das wäre nicht nachhaltig, weder für Gesellschaft noch Anleger.

Nannette Hechler-Fayd'herbe

Der Cannabiskonsum ist in der Schweiz zu weit verbreitet, als dass ein Verbot weiter Sinn machen würde.» So hat sich kürzlich ein Vertreter des Bundesamts für Gesundheit (BAG) geäussert. In etwa gleich wird die Lage in den USA durch Mitglieder des Kongresses eingeschätzt, die die Legalisierung von Cannabis vorantreiben. Weitere Länder prüfen mit verschiedenen Pilotprojekten, Vorstössen sowie Bevölkerungsumfragen die allgemeine Legalisierung von Cannabis. Man mag von dieser Logik halten, was man will. Aus Anlegerperspektive ist das Verdikt einfacher zu fällen.

### Nicht ESG-konform

Die Nachhaltigkeitskriterien nach ESG (Umwelt, Soziales, Wirtschaftliches) befassen sich mit verantwortungsbewusstem unternehmerischem Handeln und Anlegen. So schliessen ESG-Fonds und ESG-orientierte Anlagen ganze Sektoren beziehungsweise Unternehmen aus, die in Sachen Umwelt, Gesellschaft oder Unternehmensführung in Kontroversen verwickelt sind. Kohle, Tabak und Pornografie zählen alle aufgrund ihrer beträchtlichen negativen Auswirkungen auf Umwelt und Gesellschaft zu diesen Sektoren.

Während Nutzhanf durchaus industrielle Anwendung findet, die nicht kontrovers ist, gehört die Cannabisindustrie, die den Freizeit-Cannabiskonsum dort bedient, wo er legal ist, in die gleiche Ecke wie andere ESG-Sünder. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO)

sowie führende Forschungsinstitute auf dem Gebiet der psychischen Gesundheit halten, gestützt auf breitangelegte Studien, fest, dass der regelmässige Cannabiskonsum besonders bei Jugendlichen die kognitive Entwicklung und Lernfähigkeit mindert, was oft zu schulischen Leistungsdefiziten führt und Jugendliche als gefährdete Bevölkerungsgruppe benachteiligt. Hinzu kommt die Gefahr von Bronchialkrankheiten, wie sie bei Rauchern häufig auftreten.

Was besonders beunruhigt, ist die Korrelation zwischen häufigem Cannabiskonsum in Jugendjahren und Depressionen oder Psychosen im späteren Lebensverlauf. Das Risiko von Psychosen bei Konsumenten von Cannabis mit hohem Anteil an Tetrahydrocannabinol (THC) wird zum Beispiel fünfmal höher gewertet als bei Nichtkonsumenten, so der Befund von Forschern des Institute of Psychiatry, Psychology and Neuroscience des King's College in London.

Das Beispiel Kanadas, des ersten Industrielandes mit kompletter Cannabislegalisierung und somit börsenkotierten Unternehmungen in diesem Sektor, zeigt, dass Cannabisfirmen, die den Freizeitkonsum bedienen, nicht nur sozial unverantwortlich agieren, sondern auch keinen Gewinn erwirtschaften. So sind die Aktienpreise von kanadischen Cannabisfirmen heute 50 bis 90 Prozent tiefer als zum Zeitpunkt der Cannabislegalisierung im Oktober 2018. Die Margen der Unternehmen sind niedrig oder gar negativ, und ihre Umsätze sind unter den Erwartungen geblieben, da legal produziertes Cannabis unter der Konkurrenz der illegalen Produktion und dem durch Überangebot bedingten Preisverfall leidet. Auch die Steuereinnahmen sind, verglichen mit den Tabaksteuern, klein.

Cannabis-Firmen sind meist nicht nachhaltig, weder gesellschaftlich noch finanziell. Wenn das BAG der Öffentlichkeit nicht die Folgen des Cannabis-Freizeitkonsums für Gesundheit und Gesellschaft aufzeigen kann, so können sich zumindest Anleger ein Bild machen.

Nannette Hechler-Fayd'herbe ist globale Leiterin Economics & Research und CIO International Wealth Management bei der Credit Suisse. Die Ausführungen in diesem Artikel stellen ihre persönliche Meinung dar.



# Vermisstenanzeige: Wo steckt Fredy?

Fredy Gantner hat das Rahmenabkommen mit der EU abgeschlossen. Er versprach Alternativen.



**U**nter Druck von rechts und links schoss der Bundesrat ohne Not das für eine bewegliche Schweiz äusserst vorteilhafte Rahmenabkommen ab. So viel steht inzwischen fest: Der Bundesrat hat keinen Plan B. Und die versprochenen Alternativen lassen auf sich warten.

Die Schweiz war auf diesen Abbruch des Rahmenabkommens vergleichbar gut vorbereitet wie auf die Pandemie. Das heisst, gar nicht. Und dies nach sieben Jahren Verhandlungen.

Alle wussten es: Ohne Rahmenabkommen kein Stromabkommen. Ohne Stromabkommen keine Stromimporte, wenn in einem Winter die Ware Strom – etwa wegen Dunkelflauten – in Europa knapp wird.

Das Schweizer Fernsehen kippt ein Format nach dem andern aus dem Programm. Selbst die Sendung «Eco» muss das Zeitliche segnen. Auch deshalb wird das neue Mediengesetz hochkant den Bach runtersausen.

Immer nur kritisieren bringt es auch nicht. Die letzte Sendung von «Eco-Talk» war der spannenden Frage gewidmet, wie wir das Stromloch im Winter stopfen können.

**Erkenntnis 1** — Die EU wird der Schweiz ohne Rahmenabkommen im Krisenfall nicht helfen. Die Kilowattstunden werden – wie in der Pandemie die Masken – vor der Grenze abgefangen.

**Erkenntnis 2** — In der Schweiz ist niemand für die wirtschaftlich lebensnotwendige Versorgung mit Strom verantwortlich. Irrtum vorbehalten, durchlitten wir im März 2020 das gleiche Schlamassel schon einmal.

**Erkenntnis 3** — Niemand baut neue Atomkraftwerke. Weil der Bau viel zu lange dauert. Und die Kosten viel zu hoch sind. Die Gefahr: Nach dem nächsten absehbaren Atomunfall wird das Eidgenössische Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) auch noch unsere real existierenden Atom-Rostlauben abstellen müssen.

**Erkenntnis 4** — Suzanne Thoma, CEO der BKW, möchte für eine Milliarde Franken eines oder mehrere Gaskraftwerke bauen und durch den Bund bezahlen lassen. Funktioniert im Notfall auch nicht, weil wir in der Schweiz keine Lagerstätten für Gas haben. Und im Notfall werden unsere besten EU-Freunde auch den Gashahn zudrehen.

**Erkenntnis 5** — Ein durch Hacker verursachter flächendeckender Blackout ist kein Thema. Obwohl dieser mit jedem Tag wahrscheinlicher wird. Weil alles konzeptlos digitalisiert wird. Bis hin zu den Stromzählern.

**Erkenntnis 6** — Die Strompreise in Europa explodieren. Weil die Nachfrage anzieht und weil die Preise für Emissionszertifikate explodieren. Die sedierte Alpen-Opec müsste die Verdoppelung der Wasserzinsen verlangen, damit klar wird, dass wir aus den Bergen das Mittelland quersubventionieren.

**E**iniges spricht dafür, dass die CDU die Wahlen in Deutschland verliert. Armin Laschet macht einfach keine Lust auf weitere vier Jahre CDU-Regierung. Rot-Grün-Rot hat rechnerisch zurzeit eine Mehrheit. Die Rote-Socken-Kampagne scheint trotzdem nicht zu funktionieren. Denn Olaf Scholz ist ein Schröder-Mann. Und die heillos zerstrittene und deshalb kompro-

missbereite Linke muss froh sein, wenn sie am Katzentisch mitregieren darf.

In einem Punkt muss Olaf Scholz wegen den Grünen liefern: beim Klimaschutz. Unabhängig davon, ob er mit den Liberalen oder der Linken regiert. Das geht nur mit drei Standbeinen.

**Standbein 1** — Ohne Staatsknete bewegt sich nichts. Um zum Schein die Schuldenbremse zu retten, wird man einen Staatsfonds schaffen.

**Standbein 2** — Es braucht für Windkraft und Solarenergie Freiflächen, 2 Prozent der Fläche der Bundesrepublik genügen. So wie es die Grünen in und für Baden-Württemberg vorsehen.

**Standbein 3** — Die Bewilligungsverfahren müssten radikal verkürzt werden. Angedacht sind sechs Monate.

**D**as wird die Blaupause für die Schweiz sein. Erstens günstiges Geld von der Nationalbank, unserem Staatsfonds. Zweitens 2 Prozent der Schweiz reserviert für Freiflächenanlagen. Drittens Tempo Teufel bei den Bewilligungsverfahren. Viertens pro im Winter produzierte Kilowattstunde eine einmalige Subvention von einem Franken. Fünftens ein Solarrappen zugunsten der Bauern und Älpler für jede im Winter produzierte Kilowattstunde Strom. Damit sie so richtig *giggerig* werden.

Und schon werden wir innert zehn Jahren ohne Rahmenabkommen und ohne Atomenergie energieautark und klimaneutral zugleich. Ginge ja.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Schlaraffenstädte

Die rot-grünen Zentren leben auf Kosten der Landbevölkerung.  
Zahlen und Fakten.

Thomas Matter

**S**elbstverständlich gibt es auch in den Städten fleissige Buezer und Bürger, die mit harter Arbeit ihr Leben verdienen und selbstverantwortlich für sich und ihre Familien sorgen. Sie können nur staunen, wie sich in den krisensicheren Verwaltungen der links-grünen Städte ein Hofstaat von Privilegierten und Profiteuren herausgebildet hat. Statt vier Wochen Ferien gewährt die Stadt Zürich je nach Alter und Leistungsstufe bis sieben Wochen. Statt acht weiterer Ferientage gibt es elfeinhalb und Frühpensionierungen ab 58. Nach fünfjähriger Anstellung und dann alle fünf Jahre haben Verwaltungsmitarbeitende Anspruch auf einen vierwöchigen unbezahlten «Treueurlaub».

Die städtische Verwaltung schreibt: «Als bei der Pensionskasse Zürich versicherte Person profitieren Sie von überdurchschnittlichen Leistungen, die in der Regel weit über die gesetzlich vorgeschriebenen Mindestanforderungen hinausgehen, und zwar zu vorteilhaften Konditionen.» Konkret übernimmt die Stadt Zürich 60 Prozent der Pensionskassenbeiträge – während für die meisten Arbeitnehmer in der Privatwirtschaft 50 Prozent gelten. Die städtischen Angestellten profitieren von zahlreichen Vergünstigungen; unter anderem essen sie dank Lunch-Checks statt für zweihundert Franken nur für hundert – während sich manche Steuerzahler den Restaurantbesuch vom Mund absparen müssen.

## Afghanen machen mächtiger

Am buntesten treiben es die Stadtzürcher Behördenmitglieder: Wenn es um sie selbst geht, haben die Kapitalismus-Abschaffer durchaus Sinn fürs Kapital: Der zurücktretende SP-Schulpräsident Roberto Rodriguez kassiert im 55. Altersjahr eine Abfindung von 650 000 Franken. Und die an der Spitalplanung gescheiterte frühere SP-Stadträtin Claudia Nielsen hat sich ihren Abgang als 56-Jährige sogar mit 856 656 Franken vergolden lassen.

Wer sich mit dem Thema «Stadt und Land» auseinandersetzt und die Geldflüsse im Detail analysiert, kommt zum Schluss, dass die rot-grünen Mehrheiten in den Städten ganz rationale

Gründe haben: Die Bewohner der Landschaft bezahlen den Städtern einen grossen Anteil ihres Luxus-Sozialismus. Solange die Bevölkerung der Landschaft und der Agglomerationen das üppige Leben der Städter mitfinanziert, wird es keine politische Änderung geben. Sobald die Städter für die von ihnen bezogenen Leistungen selber aufkommen müssten, würden sie wieder selbstverantwortlicher wirtschaften und ihr Wahlverhalten rasch ändern.

Besonders interessant sind Untersuchungen zum Verhältnis zwischen Stadt und Land in den Kantonen Zürich, Bern, Waadt, Luzern, St. Gallen und Solothurn. Etwas weniger ausgeprägt ist der Gegensatz in Freiburg, Aargau und Schaffhausen; Basel-Stadt und Genf sind faktisch Stadtkantone und als solche ein Sonderfall. Unsere vertieften Studien für den Kanton Zürich haben erstaunliche Erkenntnisse geliefert, die sich in anderen Kantonen mit grösseren Städten bestätigen dürften.

Wenn grosse Städte die linke Forderung nach grosszügiger Aufnahme Tausender von Afghanen unterstützen, kann die ländliche Schweiz dies schwer nachvollziehen. Das Begehren lässt sich aber nachvollziehen, wenn

*Wenn es um sie selbst geht,  
haben die Kapitalismus-Abschaffer  
durchaus Sinn fürs Kapital.*

wir bedenken, dass sich die Parlamente nicht gemäss Anzahl Schweizer Bürger, sondern gemäss Gesamtbevölkerung zusammensetzen. Im Kanton Zürich ist diese Änderung zugunsten der grossen Städte den Linken erst im Jahr 1989 gelungen. Jetzt verstehen wir auch, warum SP und Grüne mit Freude die Personenfreizügigkeit oder den Uno-Migrationspakt unterstützen. Auch die in den Städten vorangetriebenen Masseneinbürgerungen ergeben Sinn, weil die Neu-Schweizer nachweislich linker wählen.

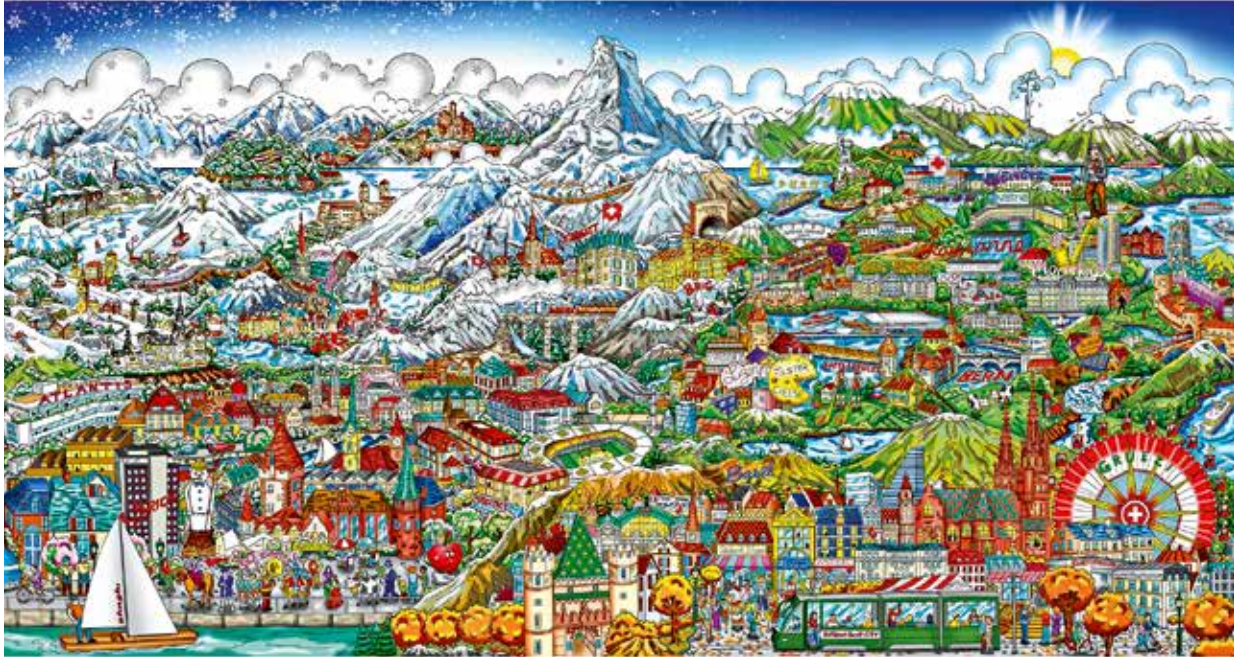
Die sogenannte adjustierte Fiskalbilanz, die auch die Differenz bei den Sozialausgaben be-

rücksichtigt, ergibt folgende Schätzung: Die Einwohner der Städte Zürich und Winterthur beziehen steuerfinanzierte staatliche Dienstleistungen im Umfang von 1,2 Milliarden Franken, für die sie nicht mit ihren Steuern bezahlen. Ein Steuerzahler in der Stadt Zürich zahlt 2515 Franken zu wenig. In Winterthur beträgt der Fehlbetrag sogar 4795 Franken. Umgekehrt stellt sich die Situation für die Bewohner im übrigen Kanton dar: Jeder von ihnen bezahlt 1481 Franken zu viel.

## Städter sind weniger berufstätig

Das steuerbare Einkommen liegt in den Städten deutlich unter jenem des restlichen Kantons Zürich. Dabei verdienen die Angestellten in Zürich für eine Hundert-Prozent-Stelle über zehn Prozent mehr als im übrigen Kanton. Wie kann das sein? Die Männer in der Stadt Zürich sind zu 72,2 Prozent voll berufstätig, jene im übrigen Kanton aber zu 92,2 Prozent. Wir würden annehmen, zumindest die progressiven, emanzipierten Städterinnen, die am lautesten nach Kinderkrippen rufen, seien zu einem grösseren Teil berufstätig. Weit gefehlt! Bei den Stadtzürcherinnen liegt der Anteil voll Berufstätiger bei nur 54,3 Prozent, bei den Bewohnerinnen des übrigen Kantons bei 67,1 Prozent.

Weil in den Städten die juristischen Personen einen grösseren Anteil der Gemeindesteuern tragen als auf dem Land, erscheinen die staatlichen Dienstleistungen für die Städter billiger, als sie es tatsächlich sind. Die Firmen können ja bekanntlich bei Wahlen und Abstimmungen nicht mitentscheiden. Während also die linken Städter über die angeblich böse Wirtschaft wettern, streichen sie das Steuergeld der erfolgreichen Unternehmen noch so gerne ein. Mit dem Zentrums-lastenausgleich subventionieren die Landgemeinden die Städte. Zürich und Winterthur bekommen so zusammen knapp 484 Millionen Franken. Damit liefert jeder Bewohner der übrigen Gemeinden gut 505 Franken pro Grosstädter ab, zusätzlich noch etwa 50 Franken für das Opernhaus.



*Das süsse Leben der Luxus-Sozialisten.*

Die Städte profitieren auch in erheblichem Mass beim innerkantonalen Gesamtfinanzausgleich. Von den Ergänzungsleistungen (EL) und Krankenkassen-Prämienverbilligungen (PV), die gemeinsam von Bund und Kanton finanziert werden, erhält die Stadtbevölkerung einen weit überproportionalen Anteil. Die Ausgaben für die Kinderbetreuung sind sehr stark auf die Stadt Zürich fokussiert, die fast zehnmal so viel pro Kopf der Bevölkerung ausgibt wie die Gemeinden des übrigen Kantons. Im sozialen sowie gemeinnützigen Wohnungsbau sind vor allem die Städte aktiv. In der Stadt Zürich ist jede fünfte Wohnung auf diese Weise subventioniert, was für eine durchschnittliche Stadtwohnung einer jährlichen Ersparnis von etwa 6700 Franken im Vergleich zur Marktmiete entspricht.

Die Sozialhilfequote ist in den Städten fast doppelt so hoch wie im übrigen Kanton. Als Faustregel gilt: Je kleiner die Gemeinde, desto tiefer der prozentuale Anteil an Sozialhilfebezügern. Und noch eine frappierende Zahl in diesem Zusammenhang: Die Steuerzahler der Stadt Winterthur decken die ihnen zugutekommenden Staatsausgaben nicht einmal zu zwei Dritteln (64,7 Prozent).

Das beunruhigende Fazit lautet: Die beiden grossen Zürcher Städte bewegen sich somit hin zu einem Modell «Representation Without Taxation». Sie dominieren zwar in Wahlen und Abstimmungen zunehmend die Land- und Agglomerationsbevölkerung, sind aber von den steuerlichen Konsequenzen weniger betroffen.

### Was ist zu tun?

Vorab wäre dringend die Kosten- beziehungsweise die Steuerwahrheit zwischen den Städten einerseits und der Landbevölkerung andererseits herzustellen. Es muss aufgezeigt werden,

dass die Agglomerationen und die Landschaft das Leben der Luxus-Sozialisten in den Städten mitfinanzieren. Die ungerechten Finanzströme vom Land in die Stadt sollten unterbunden werden. Sobald die Städte nicht mehr von aussen finanziert werden, kehren sie auch dem Luxus-Sozialismus den Rücken.

Auf den Ebenen von Bund und Kantonen wäre dafür zu sorgen, dass zur Zuteilung der Parlamentssitze nicht die Gesamteinwohnerzahl, sondern die Zahl von Schweizer Bürgerinnen und Bürgern berücksichtigt wird. Alles andere führt zu einer ungerechten, staatspolitisch

### *Die ungerechten Finanzströme vom Land in die Stadt sollten unterbunden werden.*

unhaltbaren Benachteiligung der Landschaft. Eine Idee wäre auch die neue Ausschreibung der Kantonshauptstadt: Die Kantonsverwaltung erhält jene Gemeinde, die diese kosten- und verkehrsmässig besser unterbringen kann als die verkehrsfreudliche Hauptstadt. Man sollte auch die Auslagerung bestimmter Verwaltungszweige prüfen, da die Löhne in der Stadt höher sind und der verkehrsmässige Zugang zunehmend erschwert ist.

In den Kantonen mit grossen Städten sollte ein «Bezirkmehr» analog dem Ständemehr im Bund eingeführt werden, und zwar bei allen kantonalen Abstimmungen. Das ist umso mehr gerechtfertigt, als die Landbezirke meistens wesentlich mehr an die Kosten der Vorlagen beitragen als die Städte. Seit vielen Jahrzehnten haben «Eingemeindungen» ehemals selbständiger ländlicher Gemeinden in die Städte stattgefunden. Diese eingemeindeten

ehemaligen «Dörfer» sind heute oft finanzkräftiger und bürgerlicher als die Stadtzentren. Künftig sollten Ausgemeindungen aus dem Stadtverbund und damit die Wiedererlangung der Gemeindeautonomie früherer Gemeinden vorgesehen werden.

In den Kantonen mit grossen Städten trägt meist die gesamte Bevölkerung die Kosten für die wichtigsten beziehungsweise teuersten Kulturinstitutionen, ohne sie stark zu nutzen. Die Kultur muss sich aber an den Bedürfnissen aller Bewohner ausrichten. Darum sollten an alle Steuerzahler Kulturgutscheine abgegeben werden. Die Empfänger können dann selbst entscheiden, für welche Art Kultur sie diese Gutscheine einsetzen wollen.

Ausserdem sind in den Kantonen mit grossen Städten die Velofahrer von Verkehrsabgaben befreit. Die hohen Kosten für die Velowege inklusive Tunnels tragen primär die Autofahrer. Durch kantonale Vorstösse sind die Gratis-Velofahrer in sinnvollem Mass zur Verkehrsfinanzierung hinzuzuziehen, um so eine gerechtere Verkehrsfinanzierung anzustreben. In einigen Kantonen könnte auch die Diskussion wieder aufleben, ob die Landschaft einen eigenen Halbkanton bilden soll.

Zunehmend diktieren die rot-grünen Städter, wie wir alle zu leben, zu denken, zu heizen und uns fortzubewegen haben. Es gibt jedenfalls mehr als genug Gründe und Möglichkeiten, sich als Bewohner der Land- und Agglomerationsgemeinden gegen die bevormundenden Städte zur Wehr zu setzen.

Thomas Matter ist SVP-Nationalrat und Unternehmer. Er präsidiert die Helvetische Bank AG in Zürich und wohnt in Meilen.

# Schwarzer Trump von Los Angeles

Larry Elder könnte in Kalifornien das Unmögliche schaffen:  
Als Republikaner die Demokraten-Hochburg erobern.

Amy Holmes

New York

In einer Woche könnte Kalifornien Geschichte schreiben. Würde der Westküstenstaat den Radiomoderator und konservativen Heisssporn Larry Elder wählen, wäre er nicht nur der erste schwarze Gouverneur Kaliforniens, sondern auch der erste Republikaner, der nach fünfzehn Jahren im ganzen Bundesstaat gewänne. Am 14. September werden die Wähler des bevölkerungsreichsten Staates der USA an der Urne entscheiden, ob der demokratische «Golden Boy» Gavin Newsom seine Amtszeit als Gouverneur zu Ende führen kann oder durch einen der 46 Mitbewerber ersetzt wird.

## «Feuer im Bauch»

Die Chancen gegen die engverwobenen Interessengruppen, die Newsoms Kriegskasse mit 80 Millionen Dollar finanzierten, sind gering. Aber Elder, der sich als «Amerikas Wahrheitsdetektor» bezeichnet, wurde plötzlich zum überraschenden republikanischen Aussenseiter. Gouverneur Newsom warnt die Wähler, dass Elder, der Favorit von Fox News, «von allen Kandidaten Trump am meisten ähnelt. Ich sage, er ist noch extremer als Trump.»

Elder, der fast drei Jahrzehnte lang Radiohörer in Los Angeles mit seinen libertären Geislungen unterhielt, wischt die Angstmacherei weg. Dem *San Francisco Chronicle* sagte er letzten Monat, «Ja, ich bin ein Republikaner, und ich stimmte für die Partei seit 1976, als ich Jimmy Carter wählte, was ich bereue. Die Leute fragten mich nie, ob ich ein Romney-Republikaner, ein Bush-Republikaner oder ein Trump-Republikaner oder irgendein anderer Republikaner sei.» Wenn es um Politik geht, versichert der fiska konservative Elder den Kaliforniern, die Joe Biden in einem Erdrutschsieg wählten, er werde den Mindestlohn nicht verändern. Er werde nicht versuchen, Roe vs. Wade aufzuheben [das Urteil des Obersten Gerichtshofs, das die Abtreibung in den USA legalisierte, d. Red]. Und er fügte hinzu: «Mein Schwerpunkt wird bei den Themen liegen, die normale Leute tatsächlich umtreibt, zum Beispiel der Kriminalität.»

Konservative im ganzen Land sind elektrisiert



Der Weise von South Central:  
Kandidat Elder.

von Elders kompetentem Aufstieg. Er selber zögerte anfänglich, sich in die Wahlschlacht zu werfen. Die Demokraten sind in der Legislative haushoch überlegen. Republikaner machen unter den 22 Millionen eingetragenen Wählern Kaliforniens armselige 24 Prozent aus. Erst am

## Konservative im ganzen Land sind elektrisiert von Elders kompetentem Aufstieg.

12. Juli gab Elder seine Teilnahme bekannt. Der 69-jährige gebürtige Kalifornier, der noch nie für ein öffentliches Amt kandidiert hat, sagte Associated Press (AP), er habe «Feuer im Bauch, zu sehen, ob ich etwas tun kann, damit die Nadel sich in die richtige Richtung bewegt».

Elder bewegte die Nadel nicht nur. Sie begann wild auszuschlagen. In nur neunzehn Tagen erhielt der «Weise von South Central», wie er von seinen Fans, den Elderberrys, genannt wird, 4,5 Millionen Dollar an Spendengeldern und galoppierte damit am weltberühmten Reality-TV-Star Caitlyn Jenner vorbei. Diese kandidiert auch, brachte aber nur magere 750 000 Dollar an Spenden zusammen. AP nannte den Aufstieg des Mannes, der die republikanischen

Wahlkandidaten anführt und 23 Prozent der mutmasslichen Wähler hinter sich hat, «eine eindrucksvolle Wende in einem Bundesstaat, der als demokratische Festung und nationales Vorzeigeprojekt für linke Politik gilt».

## Kompromisslose Arbeitsethik

Eine eindrucksvolle Wende ist es auch für den Radioveteranen selbst, der im rauen South Central Los Angeles aufwuchs, wo auch Charles Mingus, Etta James und die brutalen Gangs der Bloods und der Crips herkommen, ebenso Millionärin Patrisse Cullors, Immobilien-Investorin und Mitgründerin von «Black Lives Matter». Elder schreibt es seinem Vater zu, einem strengen Marineveteranen des Zweiten Weltkriegs, dass er und seine Brüder zu stählerner Eigenständigkeit erzogen wurden. In seinen Memoiren «Dear Father Dear Son» schreibt er über die angespannte Beziehung: «Mein Vater sagte uns immer: Harte Arbeit siegt. Man kann das Resultat nicht kontrollieren. Aber man hat 100 Prozent Kontrolle über die Anstrengung.» Diese kompromisslose, klaglose Arbeitsethik ermöglichte dem jungen Elder den Aufstieg von den beschämenden Räumlichkeiten der Crenshaw High School an die Elite-Universität Brown und an die University of Michigan Law School. Einen Stern auf dem Hollywood Walk of Fame hat er auch.

Sollte Elder nächste Woche Gouverneur werden, bedeutete das ein politisches Erdbeben, das der Wahl Donald Trumps 2016 nahekäme. Laut gegenwärtigen Umfragen kann Newsom allerdings die Angriffsversuche abwehren. Der Umfragesite Fivethirtyeight.com sagt voraus, 52,3 Prozent der wahrscheinlichen Wähler seien für den Status quo. Falls Elder die Sensation nicht gelingt, erwarten die Republikaner ein Rückschlag. Elder liess ABC News wissen, dass «viele meiner Spender mich baten, dass ich im unwahrscheinlichen Fall meiner Nichtwahl am 14. September im Spiel bleiben und bei den nächsten Wahlen erneut antreten solle. Also werde ich sehr wahrscheinlich genau das tun.»

Aus dem Amerikanischen von Beatrice Schlag

# Vielflieger im Bundesrat

Mit ihrem legendären Grönland-Flug im Bundesratsjet setze Klimaretterin Doris Leuthard (CVP) bedenkliche Massstäbe. Einige Bundesräte und Spitzenbeamte eifern ihr nach.

Hubert Mooser

Es geschah vor einigen Jahren, als die damalige Umweltministerin Doris Leuthard (CVP) im Bundesratsjet zu einer beispiellosen Propagandareise nach Grönland aufbrach. Der einzige Zweck der Reise war, sich als Retterin des Klimas auf einem Grönland-Gletscher in Szene zu setzen.

Leuthards Trip steht exemplarisch für die doppelbödige Moral der Landesregierung beim Thema Klimaschutz. Den Leuten will man mit verteuerten Tickets das Fliegen austreiben, selbst benutzt man aber sogar für Dienstreisen im Inland gerne den Lufttransportdienst des Bundes, wie die der *Weltwoche* vorliegende Flugstatistik der Eidgenossenschaft aufzeigt.

## Zurückhaltung bei Amherd

Den Bundesräten steht dafür eine breite Auswahl an Fluggeräten zur freien Verfügung: Falcon, Citation, PC-24 und Challenger bei den Fliegern, Eurocopter und Super Puma bei den Helis. Der Top-Flieger im Bundesrat ist dabei Ignazio Cassis (FDP), als Aussenminister sozusagen von Amtes wegen. Er sass 2020, obwohl wegen der Corona-Pandemie wenig Arbeitstreffen im Ausland stattfanden, 54 Stunden im Bundesratsjet. Im ersten Halbjahr 2021 waren es 64 Stunden.

Das ist weniger als auch schon. Zum Vergleich: 2019, also vor Corona, war Cassis 156 Stunden unterwegs. Hinter dem Tessiner benutzten 2020 und 2021 Wirtschaftsminister Guy Parmelin und Finanzminister Ueli Maurer, beide SVP, häufig den Luftweg. Abgeschlagen folgt hinter dem Trio Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP).

Bei den Heli-Flügen sieht es anders aus. Diese sind besonders verpönt, weil sie im Inland stattfinden und eine Stunde im Super Puma über 10 000 Franken kostet. Kein anderer Bundesrat war 2019 und 2020 mehr mit dem Helikopter unterwegs als Alain Berset (SP): fast 50 Stunden. Im ersten Halbjahr 2021 ist er mit 12 Stunden

bereits wieder vorneweg. Meistens bucht er die teuerste Maschine, den Super Puma.

Es gibt neben dem SP-Bundesrat einen weiteren Heli-Fan in der Landesregierung: Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP). Er war im vorigen Jahr mit 17 Stunden fast gleich lang mit dem Eurocopter und Super Puma unterwegs wie Berset. Auch als Verteidigungsminister flog Parmelin gerne und viel in Armee-Heli-

Anders als zu Zeiten einer Ruth Metzler (CVP), die als Rekordfliegerin in die Geschichte einging, oder einer Doris Leuthard, die mit unsinnigen Propagandaflügen Furore machte, gehen die gegenwärtigen Bundesrätinnen bei der Nutzung von Flugzeug und Heli etwas verantwortungsvoller um. So nutzt Viola Amherd (Mitte) als Verteidigungsministerin die Maschinen ihrer Lufttransportdienste so selten, dass man sich fragt, ob sie gar unter Flugangst leidet.

Interessant: Ausser Sommaruga hat nur Finanzminister Ueli Maurer 2020 und 2021 nie einen Hubschrauber benutzt. Der SVP-Bundesrat fliegt wegen des Lärms nicht gerne mit dem Heli.

## Trip nach Burkina Faso

Es scheint, als würden inzwischen Spitzenbeamte der Departemente häufiger ins Flugzeug steigen als ihre Chefinnen und Chefs. So flogen die Spitzenfunktionäre des Departements für auswärtige

Angelegenheiten (EDA) 2020 fast 190 Stunden mit den Maschinen der Lufttransportdienste in der Welt herum. Die Spitzenkader des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) waren 2018 fast 235 Stunden in der Luft. Und dann gibt es noch die Parlamentsdienste, sie haben den Bundesratsjet im Jahr 2020 12 Stunden und in diesem Jahr 15 Stunden benutzt. Unter anderem flog Nationalratspräsident Andreas Aebi (SVP) mit einer Delegation nach Burkina Faso.

Tendenziell fliegen die Bundesräte seit drei Jahren etwas weniger in der Weltgeschichte herum. Interne Turbulenzen wegen der Nutzung der Fluggeräte gibt es inzwischen auch fast keine mehr. Der letzte Zwischenfall datiert aus dem Jahre 2018. Leuthard wollte damals nach einem Auftritt im Tessin auf dem Luftweg nach Bern zurückkehren und hatte die Falcon dafür gebucht. Cassis, der ebenfalls im Südkanton weilte, bat die Aargauerin um eine Mitfluggelegenheit. Aber als sich Leuthard etwas verspätete, hob Cassis ohne sie ab.



Unverkrampftes Verhältnis zu Düsenjet und Helikopter: Bundesräte Cassis, Parmelin, Maurer (v. l.).

koptern. Er liess sich sogar zu Hause in Bursins abholen. Ähnliche Geschichten hört man von Berset, der zu einer Parteiversammlung in Baselland im Heli anflug.

Leuthards Nachfolgerin im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, würde zwar nicht nach Grönland fliegen, um sich auf einem Gletscher in Pose zu werfen. Aber auch sie hat ein unverkrampftes Verhältnis zu Düsenjet und Helikopter. In ihrem ersten Jahr im Umweltsport, 2019, flog sie mit dem Eurocopter zu einem Besuch des Städtetages in Chur.

Das war zwar ihr einziger Heli-Flug in diesem Jahr, aber bei ihr schaut man genauer hin, weil sie sich gern von Medien begleiten lässt, wenn sie mit der Bahn zu einem Treffen anreist. Fairerweise muss man sagen, dass sie den Heli seither nicht mehr benutzt hat. Dafür hat sie bei Flugzeugen weniger Berührungsängste. 2019 war Sommaruga fast 32 Stunden mit dem Flugzeug auf Reisen, so viel wie keine andere Bundesrätin.

# Eine Chance für die Taliban

Die Afghanistan-Expertin Cheryl Benard warnt davor, die Taliban zu verteufeln. Dass der Westen Flüchtlinge aus Afghanistan aufnimmt, hält sie für gefährlich.

Pierre Heumann



«Man muss auch seinen Verstand anwenden»: Soziologin Benard.

Cheryl Benard kann sich über die aktuelle Afghanistan-Berichterstattung nur wundern. «Es werden Gerüchte als Nachrichten verkauft und Schlussfolgerungen getroffen in einer Situation, in der alles noch offen ist», sagt Benard, eine der besten Kennerinnen Afghanistans, die den Konflikt in dem gepeinigten Land seit der sowjetischen Invasion Ende Dezember 1979 verfolgt. Auch wenn die österreichisch-amerikanische Doppelbürgerin vor zehn Jahren das letzte Mal in Kabul war, hat sie nach wie vor beste Kontakte im Land, das derzeit für so schaurige Schlagzeilen sorgt. Von ihren afghanischen Bekannten und Freunden wird sie auf dem Laufenden gehalten, und diese bestätigen – noch – nicht die Extremsituation, die in vielen Medien berichtet wird. «Massenhinrichtungen, Zwangsehen – da sollte man den

Teufel nicht an die Wand malen, wenn es noch keine Fakten gibt.»

## Rote Linien

Die 68-Jährige ist bei ihrer Einschätzung der Taliban freilich nicht vorurteilsfrei. Sie ist mit Zalmay Khalilzad verheiratet, dem Sonderbeauftragten der früheren Regierung Trump und jetzt der Regierung Biden. Khalilzad hat in Katar während zweier Jahre mit den Taliban den Vertrag über den Abzug der US-Truppen ausgehandelt. Er war in den Jahren 2003 bis 2005 zudem US-Botschafter in Kabul und hat als Berater die Ausarbeitung der neuen Verfassung des Landes geprägt, die jetzt unter den Taliban obsolet geworden ist.

Benard plädiert dafür, den neuen Machthabern in Afghanistan eine Chance zu geben

und deren Behauptung zu testen, sie hätten in den vergangenen zwanzig Jahren dazugelernt und ihre Fehler erkannt. «Ich bin bestimmt kein Apologet für die Taliban», sagt Benard, die mehrere Bücher gegen sie geschrieben hat – zum Beispiel «Die Politik ist ein wildes Tier – Afghanische Frauen kämpfen um ihre Zukunft» –, «aber man muss auch seinen Verstand anwenden.» Das Verhalten der Taliban müsse man allerdings sehr genau beobachten und ihnen unmissverständlich zu verstehen geben, dass es eine rote Linie gebe, die sie nicht überschreiten dürfen.

Was sie aus Afghanistan bisher gehört habe, stimme sie «vorsichtig optimistisch», sagt die Diplomateggatin. So habe sie zum Beispiel von der Chefin einer Organisation, die im ganzen Land Frauenhäuser betreibt, vorläufig Beruhigendes gehört. Dort könnten Frauen Schutz suchen vor wildgewordenen Ehemännern oder einer drohenden Zwangsverheiratung. Das seien zwar Frauen, die von den Taliban sicher nicht geschätzt würden, zumal ihnen die Institution Frauenhaus aus Prinzip nicht passe.

Und doch: «Die Taliban lassen uns in Ruhe», habe ihr die Leiterin des Frauenhauses versichert. Wäre es tatsächlich zu den kolportierten Massenvergewaltigungen gekommen, wäre die Leiterin der Frauenhäuser wohl die Erste gewesen, die das erfahren hätte. Ferner haben die Taliban eine Notnummer für den Fall eingerichtet, dass sich einer der ihnen schlecht benehmen sollte. Dann wollen sie eingreifen und nach dem Rechten sehen.

## Frauen am Aschura-Fest

Zudem haben die Taliban eine Delegation in mehrere Krankenhäuser geschickt, in dem auch Pflegerinnen und Ärztinnen angestellt sind, und ein diesbezügliches Video veröffentlicht. Sie würden ihre Arbeit sehr schätzen, versichern die Taliban den Frauen, und sie sollen doch bitte nicht aufhören, die Patienten zu pflegen. Auch die schiitische Minderheit hat seit der Machtübernahme der Taliban nichts zu fürchten gehabt. Sie würden die schiitische Glaubensrichtung respektieren, sagen sie. Als ob sie das beweisen wollten, konnten die



Schiiten Mitte August erstmals seit Jahren in Mazar-e Scharif das Aschura-Fest feiern, ohne dass sie bei ihren Zeremonien von Terroristen des Islamischen Staats (IS) angegriffen wurden. Die Taliban sorgten nicht nur für den Schutz dieser Veranstaltung, sondern hatten auch kein Problem damit, dass Frauen daran teilnahmen. Das Aschura-Fest erinnert an einen entscheidenden Moment in der Entstehung des schiitischen Zweigs des Islam, der sowohl im Irak als auch im Iran die Mehrheit bildet. Als die Taliban von 1996 bis 2001 regierten, waren sie beschuldigt worden, Massaker an der Hazara-Ethnie des Landes zu verüben, die die Mehrheit der schiitischen Bevölkerung Afghanistans ausmacht.

Denkbar sei, fügt Benard hinzu, dass hinter diesem scheinbaren Kurswechsel auch der ganz pragmatische Wunsch der Taliban stecke, den benachbarten Iran nicht zu vergrämen. «Besonders wenn sich der Westen abwendet, könnten die Taliban abhängig von iranischer Hilfe sein. Und die werden nicht helfen, wenn ihre schiitischen Glaubensgenossen verfolgt werden», meint die Politikwissenschaftlerin, die an der Universität Wien und an der American University of Beirut studiert hat.

#### Handlanger des Westens

Doch können die Taliban die Sicherheit gewährleisten und dafür sorgen, dass noch radikalere Gruppen keine Chance haben? Benard: «Die Taliban haben zwar die afghanische Zentralregierung besiegt, aber der Kampf geht an mehreren Fronten weiter.» Der IS sehe die Taliban als Handlanger des Westens und als Verräter am wahren Islam – «und wird vermutlich weitere Selbstmordattentate versuchen».

Dass Tausende von Afghanen flüchten, hält Benard aus mehreren Gründen für eine Katast-

rophe. So ist noch nicht erwiesen, dass die Taliban dieses Mal den Staat erneut ins Mittelalter zurückwerfen wollen. Aber der Westen, vor allem die USA, entferne jetzt präventiv alle Menschen aus Afghanistan, die während zweier Jahrzehnte zu führenden Köpfen einer aufgeklärten Zivilgesellschaft ausgebildet worden seien. Hilfreicher wäre es doch, mit Unterstützung dieser Menschen das geschundene Land aufzubauen und dafür zu sorgen, dass die 38 Millionen Afghanen endlich zur Ruhe kämen.

Wenn so viele modern denkende Menschen fliehen, bleibe kaum jemand zurück, der liberale Werte vertrete. Benard spricht von einer selbster-

*Hilfreicher wäre es doch, mit Unterstützung dieser Menschen das geschundene Land aufzubauen.*

füllenden Prophezeiung: «Wir verwandeln das Land mit unseren Fluchtanreizen in genau das mittelalterlich rückständige Land, das wir dort nicht haben wollen.»

Die Taliban behaupten erkannt zu haben, dass sie ohne finanzielle Unterstützung und ohne Handelsbeziehungen zum Westen ihr Land nicht voranbringen können. «Sie wollen kein Paria-Staat sein – das sagen sie uns [den USA] seit zwei Jahren. Wenn wir nicht testen, ob ihnen das ernst ist, werden sie sich an andere wenden, an den Iran, an die Volksrepublik China oder an Russland. Denen ist es völlig gleichgültig, welche Freiheiten Frauen in Afghanistan haben, von Pressefreiheit, Menschenrechten und Minderheitenschutz ganz zu schweigen.»

Für die Bedenken der Europäer, Flüchtlinge aus Afghanistan aufzunehmen, hat die studierte Soziologin volles Verständnis. Denn während die Gebildeten in die USA oder nach Kanada flö-

hen, kriege Europa diejenigen aus den Dörfern, die weniger kultiviert seien und in traditionellen Mustern dächten, sowie die alleinstehenden jungen Männer, die, teils mit Hilfe von Schleppern, eine langwierige Flucht auf dem Landweg auf sich nähmen. Benard rechnet mit einer Flüchtlingswelle, die grösser sein kann als diejenige von 2015.

#### Europa und das tolle Leben

Dass die meisten Länder die Kriminalstatistik nicht nach Herkunft der Täter aufschlüsseln, um Proteste der einheimischen Bevölkerung zu verhindern, hält Benard für problematisch. «Als Soziologin sage ich: Das ist nicht klug. Denn wenn man die Probleme und deren Dimensionen nicht kennt, lassen sich keine intelligenten Lösungen entwerfen.»

Als sich die Täterprofile nicht mehr verheimlichen liessen, wurde schnell klar: «Die meisten Übergriffe wurden von Flüchtlingen einer bestimmten Nationalität begangen: von Afghanen.» Sie hätten einerseits «sehr hohe» Erwartungen an die materiellen Vorteile in Europa und das tolle Leben, das dort auf sie warte. Gleichzeitig würden sie zentrale westliche Werte aber auch ablehnen und missachten. «Sie denken, dass Frauen, die sich so kleiden, wie sie das in ihren Dörfern in Afghanistan nicht kennen, entweder Prostituierte sind oder sehr gern und sehr schnell auf sexuelle Kontakte aus sind. Diese Mentalität ist so weit von der unseren entfernt, dass das nur zu Konflikten führen kann», sagt Benard. «Und wozu das alles? Das sind junge, kräftige Männer, die zu Hause für den Aufbau des Landes gebraucht würden. Warum wollen wir die jetzt bei uns hereinlassen, wo sie nicht glücklich sind, wo sie nicht hineinpassen und uns nur Probleme machen? Da sehe ich keine Logik.»



## EIN SIEGESTREFFER FÜR IHRE ERSPARNISSE

Öffnen Sie ein Sparkonto online und erzielen Sie bis zu

**2%** zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH

# Warum Prinzessin Anne Königin werden sollte

Zehn Mitglieder der britischen Royals habe ich kennengelernt. Am eindrucklichsten ist Anne. Sie ist die einzig würdige Thronfolgerin.

Francis Pike

Übrigens, ich bin Republikaner» – mit dieser beiläufig hingeworfenen Bemerkung bei einem Lunch mit lauter superhöflichen Gästen löste ich einen Sturm der Entrüstung aus. Die vornehme Dame, die mir gegenüber sass und behauptete, mit Prinz Charles befreundet zu sein, explodierte. Sie reagierte nicht mit kühlem Verstand, sondern mit Empörung.

Solche Attacken sind mir nicht unbekannt. Während der langen Brexit-Debatte erlebte ich ähnliche Wutanfälle. «Sie verraten Europa!», tobte ein deutscher Geschäftsmann bei einem Essen in einer Berliner Galerie. Eben hatten wir noch auf das Angenehmste miteinander geplaudert, doch dann wurde ich gefragt, was ich von diesem furchtbaren Brexit halte. «Der Tag nach der Brexit-Entscheidung war einer der glücklichsten Tage meines Lebens.» Die Galeriebesitzerin, eine gute Freundin, fragte mich später: «Was war denn los?», weil sie plötzlich einen Tumult an meinem Tisch bemerkt hatte.

## Vorbild Schweiz

Abgesehen von der Kluft zwischen der linken Politelite und der historischen Parteilinie, die diese Bemerkung offenbarte, kam mir der Gedanke, dass ihre Wut, genau wie bei der erwähnten vornehmen Dame, vielleicht daher rührte, dass ich nicht der war, für den mich alle gehalten hatten. Meine Eltern, der Arbeiterklasse entstammend, waren überzeugte Kommunisten, Atheisten und Republikaner, aber zu eigen gemacht habe ich mir nur ihre republikanische Gesinnung, wenngleich nicht von Anfang an.

Persönlich habe ich nichts gegen die Royals. Ich habe nachgezählt: Zehn Mitglieder der «Firma», wie sie sich nennen, habe ich kennengelernt. Mit Ausnahme eines penetranten Exemplars, mit dem ich eine kleine Auseinandersetzung hatte, waren alle ganz reizend – besonders Prinzessin Diana, der Herzog von Edinburgh und der in Ungnade gefallene Prinz Andrew. Ich habe nichts gegen sie als Menschen. Ich habe nichts gegen vererbten Reichtum und

kann damit leben, dass sie so verehrt werden. Sie sind schliesslich Promis.

Warum will ich also die Monarchie abschaffen? Zwei Gründe. Erstens missfällt mir ihr Snobismus, der unsere Gesellschaft infiziert (siehe die erwähnte Dame), und zweitens ist die Institution nicht demokratisch legitimiert.

Mein monarchistischer Wendepunkt war der Brexit. Ich war nicht aus ökonomischen Grün-

gleichzeitig für eine so undemokratische Institution wie die Monarchie?

Doch ich bin kein Königsmörder. Ich wäre für ein Referendum. Nach dem Ableben von Königin Elizabeth II., einer wahrhaft grossen Monarchin, sollte das Volk über das weitere Schicksal der Institution entscheiden. Da 70 Prozent der Briten für die Monarchie sind, würden die Royalisten mühelos gewinnen. Aber es wäre immerhin eine demokratische Entscheidung.

## Auf zur Königswahl!

Zweiter Vorschlag: Das Volk befragen, wen es auf dem Thron sehen möchte – Charles, William oder Anne. Ich wäre für Anne. In Umfragen schneidet sie entschieden besser ab als Prinz Charles. Sie gilt als durchsetzungstark und geradeheraus, ganz anders als ihr mimosenhafter älterer Bruder. Selbst die anfangs erwähnte Dame räumte ein, dass Prinz Charles ein Schwächling sei.

Prinzessin Anne, eine passionierte Reiterin, die bei europäischen Meisterschaften Gold- und Silbermedaillen gewonnen hat und bei Olympischen Spielen Grossbritannien vertrat, wurde 1971 von der BBC zur Sportpersönlichkeit des Jahres gekürt. Sie ist bekannt als Arbeitstier. Sie ist Schirmherrin von 300 Organisationen, darunter Save the Children (weshalb sie für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen wurde). Und sie ist furchtlos. 1974, als ein Kidnapper ihren Leibwächter erschoss und sie aufforderte, aus dem Wagen auszusteigen, antwortete sie: «Not bloody likely» (ich denke nicht daran). Anderntags ging sie in ihr Büro zur Arbeit, als wäre nichts geschehen.

Prinzessin Anne hat ein enges Verhältnis zur Navy, sie bekleidet den Rang eines Admirals. Wie ein befreundeter Offizier mir einmal erzählte: «Die Navy liebt sie. Sie stellt sich an den Tresen und trinkt mit den Männern.» Sie ist kein Snob und hat Titel für ihre Kinder abgelehnt. Wenn das Volk es wollte – sie wäre eine hervorragende Monarchin. Lang lebe Queen Anne!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Monarchistischer Wendepunkt: Queen Elizabeth II, Princess Anne.

den für einen Austritt aus der EU, obwohl ich glaube, dass wir ausserhalb der EU mehr Chancen haben, umso mehr, wenn wir uns die tiefen Steuersätze zum Vorbild nehmen, die in den Deutschschweizer Kantonen üblich sind. Es waren vor allem politische Gründe. Die EU ist in ihren Strukturen keine Demokratie. Die Kommission wird nicht gewählt, ist niemandem rechenschaftspflichtig und kann nicht abgesetzt werden. Wie kann ich für eine Rückkehr zu britischer Souveränität und Demokratie sein und

# Das Opfer ist die Täterin

Das Gericht sagt: Schuld am Medienhype um Jolanda Spiess-Hegglin ist Jolanda Spiess-Hegglin.



**H** heute beginnen wir mit einer Weltpremiere. Wir bringen einen Auszug aus dem bisher verbotenen Buch von Michèle Binswanger über die sogenannte Zuger Sex-Affäre.

«Am frühen Nachmittag treffen Hürlimanns im Hotel «Giardino Lago» in Minusio ein. Der Hoteldirektor weiss offenbar bereits, wer sie sind und in welcher Lage sie stecken. Er heisst sie freundlich willkommen. Endlich aufatmen von diesem Albtraum, denkt sich Hürlimann. Als er sich zu seiner Frau Daniela umdreht, sieht er sie in der Lobby bei den aufliegenden Zeitungen stehen. Die *Blick*-Frontseite zeigt das Bild von Markus Hürlimann und Jolanda Spiess-Hegglin. «Hat er sie geschändet?», fragt die Schlagzeile. Diskret dreht Daniela die Zeitung um, sodass die Frontseite gegen unten liegt und verdeckt ist. Doch heute, morgen und übermorgen wird jedes Mal, wenn sie durch die Lobby gehen, wieder jemand die Frontseite aufgedeckt haben. Und immer wird Markus Hürlimann darauf zu sehen sein.»

Es ist ein Auszug. Das Buch von *Tages-Anzeiger*-Reporterin Binswanger über Jolanda Spiess-Hegglin und Markus Hürlimann, die zwei Protagonisten der Zuger Sex-Affäre von 2014, ist noch nicht fertiggestellt. Arbeitstitel ist: «Der K.-o.-Verdacht».

Dennoch wurde das Buch durch ein absurdes Gerichtsurteil im Mai 2020 verboten.

Nun kann das Buch endlich erscheinen. Das Obergericht Zug fällt dazu ein Urteil, das für die Medienbranche wegweisend ist.

Das Urteil ist glasklar. Es sagt: Spiess-Hegglin ist kein Medienopfer. Im Gegenteil, sie ist eine Medientäterin.

Die Sex-Affäre von 2014, so sagt das Gericht, blieb bis heute deshalb ein Dauerthema, weil Spiess-Hegglin selbst ihre Affäre immer wieder hochgekocht hat. Sie hat eigenhändig dafür gesorgt, dass die Details der Story allgemein bekannt wurden. Sie hat ihre Privatsphäre zur öffentlichen Sphäre gemacht. Sie kann sich bei dieser Faktenlage darum nicht auf den Schutz ihrer Privatsphäre berufen.

Spiess-Hegglin, so wörtlich das Urteil, war «selbst wesentlich daran beteiligt, dass der «Medienhype» um die Ereignisse der Land-

*Nicht die bösen Medien haben die Zuger Sex-Affäre hochgeschraubt, sondern Spiess-Hegglin selbst.*

ammann-Feier von 2014 anhielt und das Interesse daran nicht abflachte».

Konklusion: Nicht die bösen Medien haben die Zuger Sex-Affäre hochgeschraubt, sondern Spiess-Hegglin selbst.

**E**s geht in dieser Sache jedoch nicht nur um die private Selbstinszenierung einer publicity-süchtigen Lady. Es geht um den öffentlichen Wert der Pressefreiheit.

In der Vorgeschichte des aktuellen Gerichtsentscheids musste man noch befürchten, es gehe mit der Pressefreiheit bergab. Im Mai 2020 verbot das Zuger Kantonsgericht, auf Antrag von Spiess-Hegglin, die Publikation des Buchs von Binswanger, obschon das Buch noch gar nicht geschrieben war. Zudem untersagte es alle anderen Publikationen Binswangers zum

Thema, insbesondere über Spiess-Hegglin's «Sexualverhalten» und ihren «Alkoholkonsum».

«Ein Scherzartikel aus dem Gericht», schrieb ich damals und vermutete: «Es ist zu erwarten, dass das Obergericht in Zug das absurde Urteil deutlich korrigieren wird.»

Das Obergericht, die höhere Instanz, hat jetzt das Urteil nicht nur korrigiert. Es hat es in der Luft zerrissen.

**D**ie Zensur gegen die Journalistin Binswanger ist aufgehoben. Sie kann nun über Spiess-Hegglin schreiben, wie immer es ihr im Rahmen des Gesetzes beliebt. Es ist eine Rückkehr zur Meinungsfreiheit im klassischen Sinn.

Das Urteil, das macht es fundamental für die Branche, ist vor allem auch ein Plädoyer für den kritischen Journalismus. Spiess-Hegglin hatte vor Gericht argumentiert, Journalistin Binswanger würde ihr «kritisch gegenüberstehen» und dies würde dann zwingend zur Verletzung ihrer Persönlichkeit führen. Unsinn, sagt der Richter, in der Rechtsprechung werde «nicht auf subjektive Empfindlichkeit abgestellt».

Spiess-Hegglin will das Zuger Urteil vor Bundesgericht anfechten. Das ist chancenlos. Am Ende wird sie über 100 000 Franken für Gerichts- und Anwaltskosten aufgewendet haben – und das, um in der freien Schweiz ein Buch zu verbieten.

Für ihre Aktivitäten bekommt Jolanda Spiess-Hegglin, wie man weiss, rund 100 000 Franken an staatlichen Subventionen im Jahr. Die Steuerzahler finanzieren eine Feindin der freien Medien.

# Professor Straubhaars Murks mit Marx

Das bedingungslose Grundeinkommen verschaffe allen Menschen Wohlergehen und sei der einzige Weg, die Marktwirtschaft noch zu retten, predigt Ökonom Thomas Straubhaar.

Urs Paul Engeler

Das hymnische Schlusswort seines neuesten Buches\* hat Thomas Straubhaar dem «Manifest der Kommunistischen Partei» entnommen, das Karl Marx und Friedrich Engels 1848 als Aufruf zur proletarischen Revolution verfasst haben. Ausgangspunkt des Denkens des Schweizer Ökonomen, der in Hamburg doziert, ist denn auch die Formel des idealen und gerechten Staates, wie der alte Marx sie geprägt hat: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!» Ein staatliches Grundeinkommen (BGE), das ohne jede Bedingung lebenslang und steuerbefreit an alle Kinder, Frauen und Männer ausbezahlt wird, realisiere das verfassungsmässige Recht eines jeden Menschen auf ein Leben in Würde, befreie die Erdenbürger von allen ökonomischen Zwängen (vor allem von denen der Arbeit), schaffe endlich Gerechtigkeit zwischen Frauen und Männern ebenso wie zwischen Alten und Jungen und lasse die arg bedrängte Marktwirtschaft sich wunderbar neu entfalten. Euphorisch skizziert Straubhaar auf 284 Seiten das irdische Paradies, das er mit seiner Sozial- und Steuerreform erschaffen könne.

## Professoraler Krisengewinnler

Diesseits der Utopie steht noch eine sperrige Realität. Was er als neu auftischt, ist angegraut und politisch erledigt. Vor fünf Jahren wurde eine Grundeinkommensinitiative von 77 Prozent der Schweizer Urnengänger versenkt. Sein mit dem damaligen Thüringer Ministerpräsidenten Dieter Althaus entwickeltes BGE-Konzept mit dem Titel «Solidarisches Bürgergeld» hat den Aggregatzustand einer gasförmigen Akademikeridee nie verlassen. Sämtliche medial laut beklatschten Experimente sind von den Winden der Wirklichkeit verweht und diskret entsorgt worden. Über die Serie der ununterbrochenen Misserfolge tröstet der Gescheiterte sich mit der Hoffnung hinweg, dass nun der Covid-Schock die Erschütterung in den Köpfen bewirke und «jetzt!» die grosse polit-sozial-ökonomische Wende bewirken werde.

Eine gewaltige «Disruption» (so viel wie: zerstörende Veränderung) bringe die politische, soziale und wirtschaftliche Welt durcheinander: Covid-Virus, Klimawandel, Artensterben, Cyberkriminalität, Vormarsch der künstlichen Intelligenz, geopolitischer Kampf zwischen China und den USA. Gegen all diese und viele andere Gefahren, die mit irritierender Inbrunst geschildert werden, sei neue «Resilienz» (so viel



Heilslehrer aus Hamburg: Ökonom Straubhaar.

wie: Widerstandsfähigkeit) gefragt. Und das einzige Breitbandmedikament zur Bewältigung aller Herausforderungen der Zeit und der Zukunft sei sein garantiertes Grundeinkommen für alle, schreibt der Heilslehrer aus Hamburg: Nur ein BGE «schafft unbedingte soziale Sicherheit in allen Lebenslagen», und zwar «jetzt!».

Mit diesem Evangelium tourt Straubhaar als intellektueller Krisengewinnler Mitte September auch durch die Schweizer Kulturtempel

und Buchhandlungen, um Verbündete zu gewinnen.

So episch und ängsteschürend der ideologische Überbau geschildert wird, so einsilbig wird das Buch, wenn es um konkrete Zahlen geht. Denn diese entscheiden, ob genauere Gedanken zur Umsetzung des neu- und grossartigen «New Deal des 21. Jahrhunderts» sich überhaupt lohnen. Schlüsselgrössen sind die Höhe des BGE und, daraus abgeleitet, dessen wirtschaftliche Tragbarkeit. Straubhaar schreibt zwar zu Recht, dass das Niveau der staatlich garantierten Grundleistung politisch erst ausgehandelt werden müsse. Dennoch rechnet er in den Kapiteln über die (aus seiner Sicht problemlose) Finanzierbarkeit mit Beträgen, die sowohl seinen Zielen (der Sicherung einer würdigen, selbstdefinierten und -bestimmten Existenz) wie auch den realen Fakten widersprechen.

## Unredliche Versprechen

In seinen knappen, auf Deutschland bezogenen Skizzen modelliert er auf der Basis eines BGE von monatlich tausend Euro ein finanzielles Gleichgewicht herbei, das mit einer fiskalischen Belastung von 42 Prozent aller Einkommen über der BGE-Grenze zu konstruieren sei. Eine Schweizer Rechnung hat der Professor wohlweislich nicht einmal skizziert; er verweist nur auf die Schweizer Sozialhilfe, die ebenfalls als Richtlinie für den «Grundbedarf» eines Einzelnen die Marke von knapp tausend Franken pro Monat vorgeschlagen hat.

Nun lässt sich mit einem Jahreseinkommen von 12 000 Franken in einer Schweizer Stadt (und wohl auch nicht in einer deutschen) kein eigenständig gesichertes Leben führen; selbst das primitivste Existenzminimum ist auf dieser Basis nicht finanzierbar. Bern etwa zahlt gemäss Auskunft der städtischen Sozialhilfe derzeit Alleinstehenden im Schnitt 1900 Franken pro Monat aus, also knapp 23 000 jährlich. Namhafte Zuschüsse werden vor allem für Wohn-, Gesundheits-, Ausbildungs- oder Integrationskosten nötig. Im Maximum

klettern die Berner Hilfen gar bis zur Marke von 16 000 Franken pro Monat, also auf knapp 200 000 Franken pro Jahr und Bezüger oder Bezügerin.

**Folgerung 1:** Mit Straubhaars Ansatz müsste die individuelle Sozialhilfe, die von BGE-Propagandisten als entwürdigende Bittstellerei kritisiert wird, genauso aufwendig und penibel weiterbetrieben werden wie bis anhin. Gar nichts wäre gewonnen, auf jeden Fall nicht Straubhaars Versprechen, dass ein Grundeinkommen «den heutigen Sozialstaat ersetzen» könne.

Wer 5000 Franken monatlich verdient, für ein Kind zu sorgen hat und arbeitslos wird, hat Anspruch auf die Fortzahlung von 80 Prozent des Lohns, das entspricht exakt 4000 Franken. Selbst den Menschen, die in bescheidenen Lohnsektoren tätig sind, bietet das straubhaarsche Staatsgeld also keinen angemessenen materiellen Schutz. **Folgerung 2:** Die mit dem BGE angestrebte Entkoppelung von (Zwangs-)Arbeit und sozialer Sicherheit entpuppt sich als Illusion. Mit dem vorgeschlagenen Modell kann die obligatorische Arbeitslosenversicherung, also die Bindung des Individuums an den kollektiven Produktionsprozess, nicht aufgeschnürt und ersetzt werden. Die propagierte «Freiheit, nein zu sagen» (vor allem zu Arbeitsverträgen) bleibt ein Schlagwort ohne Inhalt, eine Täuschung.

Als monatliche AHV-Minimalrente, eine weitere Vergleichsgrösse, werden gegenwärtig 1320 Franken ausbezahlt. Obwohl dieser Betrag 30 Prozent höher liegt als Straubhaars BGE-Idee, reicht er zur Sicherung einer einfachen Existenz im Alter bei weitem nicht aus. 341 000 Pensionäre mit einer tiefen Rente (das sind rund 17 Prozent der über 65-Jährigen) müssen derzeit mit Ergänzungsleistungen (EL) im Wert von insgesamt fast 5,5 Milliarden Franken über Wasser gehalten werden, was einer Verdoppelung der ordentlichen Basisrente entspricht. In dieser stolzen Summe sind die Beiträge der öffentlichen Hand für die Betreuung in Alters- und Pflegeheimen, die rasch auf über 10 000 Franken pro Monat ansteigen, noch nicht enthalten. **Folgerung 3:** Auf der straubhaarschen Rechenbasis ist kein materiell sorgenfreies Leben im Alter realisierbar, was der Promotor zwar knapp zugibt, aber (wie auch andere Sozialleistungen, etwa die Verbilligung der Krankenkassenprämien etc.) gar nicht in seine Kalkulation mit einbezieht.

### Staatsquote von 70 Prozent

Wenn die Schweizer Initianten, die 2016 ihre Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens Volk und Ständen zum Entscheid vorgelegt haben, ein monatliches BGE von 2500 Franken für Erwachsene und 750 Franken für Kinder als Richtgrösse in die Diskussion einbrachten, dann waren sie ehrlicher – offenbarten damit aber

auch die Nichtfinanzierbarkeit eines BGE, das die versprochene «Sicherheit in allen Lebenslagen» garantieren soll. Die Schweiz zählt derzeit rund 7,1 Millionen Menschen über achtzehn Jahre, denen nach diesem Modell jährlich insgesamt 213 Milliarden Franken ausbezahlt werden müssten, und 1,6 Millionen Jugendliche, die 12 Milliarden Franken erhielten. Neben diesen 225 Milliarden Franken müssten Bund, Kantone und Gemeinden alle anderen Staatsaufgaben (Bildung, Verkehr, Entwicklungshilfe, innere und äussere Sicherheit, spezifische Sozialzuschläge etc.) meistern, die sich auf weitere rund 210 bis 230 Milliarden belaufen dürften. Im Vorfeld des Schweizer Urnengangs haben die HSG-Ökonomen Florian Habermacher und Gebhard Kirchgässner nachgewiesen, dass ein BGE die Steuersätze auf rund 66 Prozent empor-schnellen lassen würde. **Folgerung 4:** Ein BGE, das den heute üblichen Lebensstandard einiger-massen absichert, ist nicht finanzier- und politisch nicht durchsetzbar.

### Falsche Prophezeiungen

Die Einwanderung in die attraktiveren Sozial-systeme anderer Länder ist bereits heute eine Tatsache. Ein bedingungslos verteiltes Grundeinkommen verstärkte diese Tendenz. Straubhaar fällt dazu nur ein, dass für Migranten allen-falls eine Karenzfrist eingeführt werden müsste. **Folgerungen 5 und 6:** Die Personenfreizügig-keit würde zum nochmals akzentuierteren Pro-blem der Schweiz. Das Asylgesetz müsste ganz abgeschafft werden.

Löst man das Make-up von den weit-schweifigen Lobpreisungen, so bleibt als Er-kenntnis: Wird ein BGE so bescheiden angesetzt, dass es finanzierbar ist, dann bleibt es effekt- und sinnlos, weil es weder die versprochene indivi-duelle Autonomie sichert noch das Sozialsystem verändert. Genügt ein BGE hingegen den An-sprüchen des Menschen auf eine würdige Exis-tenz nach europäischem Standard und entlastet es das Sozialwesen, dann ist es nicht finanzier-bar. Und: Je höher ein Grundeinkommen an-gesetzt wird, umso geringer ist die Bereitschaft, unangenehme und gefährliche Arbeiten auf sich zu nehmen oder überhaupt einen Arbeitsvertrag zu unterschreiben.

Das räumt auch Straubhaar ein, allerdings mit einem positiven Dreh. Genau wie sein Karl Marx, den er wiederholt zitiert, (fälschlicher-weise) prophezeit hatte, mit der aufkommenden Industrialisierung werde es dem für die Produk-tion überflüssig gewordenen Mensch möglich, «zu tun und zu lassen, was er wolle» und «wie er gerade Lust habe». So orakelt auch der «Ret-ter der Marktwirtschaft»: Die Digitalisierung schaffe von Arbeitszwängen befreite, staatlich (also durch Steuergeld der andern) finanzierte Individuen.

\***Thomas Straubhaar:** Grundeinkommen jetzt!  
NZZ Libro.



## INSIDE WASHINGTON

### Zwangsheiraten und Kinderbräute

Nächste Woche muss Aussenminister Antony Blinken auf dem Capitol Hill zwanzig verärgerten Senatoren wegen der Kabul-Katastrophe Red und Antwort stehen. Die im Fernsehen übertragenen Anhörungen versprechen eine holprige Angelegenheit zu werden.

Es ist genau zwei Wochen her, dass die USA in letzter Minute 124 000 überwiegend afghanische Bürger aus Kabul ausgeflogen haben. Doch schon jetzt werden die USA auf eigenem Boden mit abstossenden kulturellen Praktiken konfrontiert, die zudem noch illegal sind.

Associated Press teilt mit, dass US-Beamte zahlreiche Fälle von Kinderheirat und Kindersexhandel festgestellt hätten. Ein Memorandum des Aussenministeriums vom 27. August hält fest, dass das Personal des Armeestützpunkts Fort McCoy in Wisconsin von mehreren Fällen von polygamen Familien und minderjährigen Frauen berichtete, die sich als mit älteren afghanischen Männern «verheiratet» ausgaben.

Auch CBS News meldet, dass «mehrere» afghanische Frauen und Mädchen den US-Behörden anvertraut haben, ausserhalb des Flughafens von Kabul als Gegenleistung für ihre Flucht zu Quickie-Ehen gezwungen worden zu sein. Keiner der 8800 Evakuierten, die in Wisconsin einquartiert wurden, hat ein spezielles Einwanderungsvisum. Und es besteht keine Aussicht darauf, dass jemand von ihnen eines bekommen wird. Die meisten werden an den Einwanderungsbehörden vorbei- und durch eine schwachbewachte, legale Hintertür in die USA geschleust.

Blinken wird zweifellos versuchen, die Regierung als Helden bei der sich entfaltenden Katastrophe darzustellen. Doch Beamte seines Departments äusserten sich unter dem Mantel der Verschwiegenheit und sagten, dass zahlreiche Mädchen von den älteren Männern, die sie als ihre «Ehemänner» ausgegeben hätten, sexuell missbraucht worden seien.

Amy Holmes

# Grösstes Gefängnis der Welt

Australier, die in ihre Heimat zurückkehren möchten, durchleben Szenen wie in einem Thriller. Wie konnte das Land der Freiheitsliebenden in eine solch surreale Situation abgleiten?

Kathy Lette

**E**in Verbrechen werde ich nie begehen. Wieso? Weil ich die Strafe niemals absitzen könnte. Dies ist erst der zehnte Tag meiner zweiwöchigen Hotelquarantäne in Sydney, und jetzt schon forme ich meine Frotteetücher zu Tierskulpturen. Demnächst werde ich in Embryonalstellung vor mich hinschluchzen und meine Achselhaare zu Zöpfen flechten.

Da meine Vorfahren einst als Sträflinge nach Australien verfrachtet worden waren, nahm ich an, ich müsse das Eingesperrtsein im Blut haben. Aber Gefängnis wäre allemal besser als Hotelquarantäne: Dort gibt es immerhin einen Hof, in dem man sich bewegen kann, und ab und zu kommt ein Ehepartner zu Besuch.

Wie 38 000 andere im Ausland gestrandete Australier habe ich seit über einem Jahr heimzukommen versucht. Zu Beginn der Pandemie verbot unser Premierminister Scott Morrison die meisten Flüge in unser Land. Als meine Mutter an Weihnachten auf die Intensivstation kam, wollte ich derart verzweifelt nach Botany Bay verschifft werden, dass ich ein Inserat schaltete: «Gesucht: einsamer Segler mit Vorliebe für witzige Feministinnen.» Glücklicherweise erholte sich Mama, und so brachte mich der Flug, den ich endlich buchen konnte, rechtzeitig zu ihrem neunzigsten Geburtstag nach Hause, also zu einer zweiwöchigen Hotelquarantäne in der Festung Australien.

Was für eine Erleichterung, in Sydney zu landen und den Duft der Eukalyptusblätter einzusatmen, auch wenn der rote Teppich eingerollt worden war: Militärpersonal geleitete meine von Jetlag gebeutelten, aber doppelt geimpften sterblichen Überreste in einen wartenden Bus. Von bewaffneten Wächtern entführt? Ich kam mir vor wie in einem Spionagethriller aus der Zeit des Kalten Kriegs. Danach verfrachteten mich Polizisten in dieses Quarantänehotel und versiegelten mein Zimmer hermetisch. Seither habe ich keinen Menschen gesehen.

Wie konnte es zu diesem surrealen Szenario kommen? Im Juni 2020 erklärte der grosse amerikanische Immunologe Anthony Fauci,

Sydney

Impfungen seien der einzige Ausweg aus der Pandemie. Der selbstgefällige Scott Morrison beschloss, das Geschehen in Europa und Grossbritannien «von unserem Logenplatz aus» zu verfolgen. Die Folge: Von den 37 Mitgliedern der OECD ist Australien auf dem letzten Platz, was die Impfrate betrifft. Und da die meisten Australier somit dem Virus hilflos ausgeliefert sind, ist Hotelquarantäne für alle Einreisenden obligatorisch.

## «Das Fenster zum Hof»

Wie fühlt man sich dabei? Wie ein Sträfling in Ozcatraz. Das Essen ist so, dass meine Geschmacksknospen und meine Gedärme jeglichen Kontakt miteinander abgebrochen haben. Wahrscheinlich würden sogar meine Frotteeskulpturen besser schmecken. Eigentlich hätte ich auch nichts dagegen, wie eifrig die athletischen Leute im Nebenzimmer zur Sache gehen – wenn mich ihr Orgasmusgestöhne nur nicht so neidisch machte. Dem Vernehmen nach dürfen manche Gäste zur Unterstützung ihre Schoss-tiere mit aufs Zimmer nehmen. Ob ich mir ein menschliches bestellen soll?



„Dieses ewige 'Kikeriki' hing mir irgendwann zum Hals raus...“

Das Schlimmste an Einzelhaft ist, dass man sich selbst als Zellengenossen hat. Ich bin so langweilig geworden, dass sogar meine Fantasiefreundin sich verdünnt hat. Um die Zeit zu vertreiben, habe ich einen Fotoapparat mit einem grossen Teleobjektiv bestellt, damit ich wie James Stewart in «Das Fenster zum Hof» schauen kann, was draussen vor sich geht. Doch da habe ich nur lauter andere Quarantäneopfer gesehen, die ihre Teleobjektive auf mich gerichtet hatten.

Mehr an Bewegung als meine inneren Kämpfe darüber, wie viel Schokolade ich essen dürfe, hatte ich nicht, weshalb ich einen Crosstrainer bestellte. Da dieser ohne Gebrauchsanweisung eintraf, schlug ich eine gute Stunde lang mit meinen Stöckelschuhen auf ihn ein, was immerhin einiges zur Stählung meines Oberkörpers beitrug.

## Überlebenstipps von Hugh Jackman

Am siebten Tag überlegte ich mir, wie die Rockstars das Zimmer zu verwüsten. Doch die Spielart für Mütter mittleren Alters wie mich wäre wohl, ein feuchtes Frottiertuch auf den Teppich zu werfen und, als Beweis dafür, dass ich wirklich total ausgerastet bin, die Zahnpastatube offenzulassen. So viel zum Thema Rock 'n' Roll.

Kurz davor, meine Laken zu verknoten und mich vom Balkon abzuseilen, habe ich zwei australische Freunde, die das Eingesperrtsein schon hinter sich haben, um Überlebenstipps gebeten.

Hugh Jackman: «Betrachte die Quarantäne als Zeit zum Studieren. Ich musste an einem Drehbuch arbeiten, das hat mir geholfen. Es war wie damals, als ich für meine Abschlussprüfung büffelte.» Kylie Minogue: «Nimm deine Lieblingstasse mit und Fotos von Menschen, die du liebst.» Und mein Toptipp? Sieh zu, dass dir deine Freunde eine Torte mit einer Feile drin backen.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

**Kathy Lette** stammt aus Sydney, Australien, und ist Autorin von 14 Bestseller-Romanen, die in 17 Sprachen übersetzt wurden. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in London. [www.kathyllette.com](http://www.kathyllette.com)

# Kinder als Accessoires

Die «Ehe für alle» gaukelt eine Elternschaft vor, die biologisch nicht möglich ist. Die Psyche der Kinder bleibt auf der Strecke.

Alex Baur

**S**RF-Moderatorin Barbara Lüthi («Club») konnte es gar nicht oft genug wiederholen: Es sei «wissenschaftlich erwiesen», dass es für das Wohl von Kindern überhaupt keine Rolle spiele, ob sie mit Vater und Mutter oder mit einem gleichgeschlechtlichen Elternpaar aufwachsen. Die NZZ schlägt mit einem seitenfüllenden Artikel in dieselbe Kerbe: «Fundamentalisten verschleiern ihre wahren Motive». Das Kindeswohl werde nur vorgeschoben, in Wahrheit führe die altbekannte Homophobie bei der Opposition gegen die «Ehe für alle» Regie.

Tatsächlich geht es bei der «Ehe für alle» fast ausschliesslich um die Kinderfrage. Auf allen anderen Ebenen sind gleichgeschlechtliche Paare dank der eingetragenen Partnerschaft praktisch gleichgestellt. Doch die entscheidende Frage wird systematisch ausgeblendet: Hat ein Kind ein Anrecht auf Vater und Mutter – oder können es stattdessen auch zwei Väter oder zwei Mütter sein?

## Fehlende Forschung

Der gebetsmühlenartig behauptete wissenschaftliche Konsens ist schon deshalb eine Chimäre, weil die Langzeiterfahrung fehlt. Zwar gibt es Befragungen aus Ländern, welche die gleichgeschlechtliche Elternschaft nach der Jahrtausendwende einführten. Doch diese Erhebungen sind erstens nicht eindeutig, und zweitens weisen viele einen starken Bias auf. Wenn man nur Leute aus der LGBT-Community befragt, liegt es auf der Hand, dass sie sich grundsätzlich positiv äussern. Auch die Kinder sind in der Regel loyal zu ihren Eltern. Die Probleme manifestieren sich erst später. Was effektiv Sache ist, wird man frühestens in ein paar Jahrzehnten abschätzen können.

Indessen können wir auf ein Jahrhundert zurückblicken, in dem die Psychologie, die Soziologie, aber auch die Gehirnforschung gewaltige Fortschritte gemacht haben. Und die Erkenntnisse sind klar: Kinder haben in aller Regel, je nach Alter und Geschlecht, zu Mutter und Vater eine ganz andere Beziehung. Das ist teilweise biologisch bedingt. Ein Kind will ge-



*Nichts ersetzt eine stabile Beziehung zu Mutter und Vater.*

stilt werden. Gewiss, wenn die männliche oder die weibliche Bezugsperson fehlt, suchen Kinder instinktiv nach Ersatz. Doch nichts ersetzt eine stabile Beziehung zur Mutter und zum Vater.

Das Argumentarium für den Vaterschaftsurlaub könnte man tel quel gegen die «Ehe für alle» verwenden. Wie wurde doch damals betont, wie wichtig die Präsenz des anderen Geschlechts für die Entwicklung eines Kindes sei. Jeder Jugendanwalt kann ein Lied singen von den Teenagern, denen eine Vaterfigur fehlt. Seit Jahren wird an den Primarschulen geklagt, dass es zu wenig männliche Bezugspersonen gebe. Doch all das gilt plötzlich nicht mehr – wie weggezaubert.

## Herkunft und Identität

Die gleichgeschlechtliche Elternschaft setzt immer eine Adoption durch mindestens einen Elternteil voraus. Dem Kind wird etwas vorgaukelt, was biologisch nicht möglich ist. Die Frage von Herkunft und Identität – für jedes Adoptivkind ein delikates Thema – wird dadurch zusätzlich belastet. Und hier tun sich nun Abgründe auf.

Schwule und Lesben hatten schon immer Kinder. Das ist nichts Neues. Sie mussten einfach jemanden finden, der dazu bereit war. Sie lebten zwar meistens nicht mit dem Betreffenden zusammen, aber das Kind wusste immer, wer seine leiblichen Eltern sind. Das wird mit der «Ehe für alle» nun fundamental anders. Die biologischen Väter und Mütter werden ausradiert. Die Illusion einer virtuellen Elternschaft wird über das Recht des Kindes auf seine eigene Geschichte und Identität gestellt.

## Kindertraum als Albtraum

Das geht nur über die anonyme Samenspende bei den Frauen oder eine Leihmutterchaft bei den Männern. Letztere ist zwar in der Schweiz noch verboten. Doch es ist eine Frage der Zeit, bis die Praxis auch bei uns kommt. Bis dahin werden Schwule, die es sich leisten können, weiterhin die Eierstöcke und den Bauch von Frauen in armen Ländern zum vorübergehenden Gebrauch anmieten. Doch der Kindertraum entpuppt sich bei genauem Hinsehen als Albtraum.

Keine Mutter trägt zum Vergnügen ein Kind aus. Es ist wissenschaftlich aber längst erwiesen, dass die erste und engste Bindung zur Mutter lange vor der Geburt im Bauch entsteht. Die Leihmutter setzt zum Selbstschutz alles daran, keine Beziehung zu diesem Wesen aufzubauen, das ihr nach der Geburt sofort entrissen wird. Sie wird das Neugeborene auch nie an ihre Brust nehmen. Es wird die ersten und wichtigsten Lebensjahre ohne Mutterwärme heranwachsen.

Es stimmt: Die Retortenzucht wurde nicht für Schwule und Lesben erfunden, sondern für Heteros, die darunter leiden, dass sie auf natürlichem Weg keine Kinder zeugen können. Insofern ist der Ruf nach Gleichberechtigung nachvollziehbar. Die Reproduktionstechnologie steht für eine gottlose Epoche, in der die Menschen kein Schicksal mehr akzeptieren. Die Bedürfnisse des Kindes werden zweitrangig – es wird zum Accessoire, das in erster Linie die Bedürfnisse seiner Eltern stillen soll.

# Die andere Pandemie aus Wuhan

China überschwemmt den Westen mit Opioiden.  
Die Drogen fordern mehr Todesopfer als das Corona-Virus.

Francis Pike

London

**H**at Fentanyl aus chinesischer Produktion den Tod von Prince («The Artist Formerly Known as Prince») herbeigeführt? Gut möglich. Der Tod des alternden Rockstars im Jahr 2016 durch ein gefälschtes Schmerzmittel, das mit dem synthetischen Opioid Fentanyl versetzt war, hat dazu beigetragen, die Öffentlichkeit auf die furchtbare Opioid-Pandemie aufmerksam zu machen, die seit den 1990ern in den USA wütet.

Es ist eine ziemliche Ironie, dass in China produzierte synthetische Opioide inzwischen die Vereinigten Staaten überschwemmen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts avancierte Amerika im Gefolge der Briten zu einem bedeutenden Exporteur von Drogen. Während britisches Opium in Bengalen angebaut und über Kalkutta in Richtung China verschifft wurde, schmuggelten Amerikaner ihr Opium über die Türkei, wo amerikanische Kaufleute praktisch ein Monopol besaßen, nach China. Dieses Geschäft, der sogenannte *old China trade*, begründete den Reichtum vieler Amerikaner, auch des Grossvaters von Präsident Franklin D. Roosevelt.

## Handel im Darknet

Aber die vielleicht grösste Ironie ist die Tatsache, dass Wuhan – ein Name, der für den Ursprung von Covid-19 steht – zugleich einer der wichtigsten Produktionsorte jener Opioide ist, die Amerika in den letzten beiden Jahrzehnten pandemieartig heimgesucht haben.

Nach Angaben des Center for National Health Statistics ist die Zahl der Opioid-Toten in den USA seit 1999 von jährlich 8000 auf knapp 50 000 im Jahr 2019 angestiegen. In diesem Zeitraum hat die Opioid-Pandemie in den USA mehr als 500 000 von insgesamt 840 000 Drogentoten gefordert. Demgegenüber wurden in den letzten anderthalb Jahren 630 000 Corona-Tote gezählt. Wenn man diese beiden Pandemien vergleicht, geht es nicht nur um die Frage, wie viele Menschenleben sie fordern, sondern auch darum, wer ihnen zum Opfer fällt. Bei Opioid-Toten ist das Durchschnittsalter etwa vierzig



Ein ernüchternder Gedanke: Opiumhöhle in Chinatown, New York, 1925.

Jahre, bei Covid-19-Opfern über achtzig Jahre. Das Center for Disease Control beziffert die Kosten für Amerika auf mehr als eine Billion Dollar jährlich. Nicht enthalten sind darin die langfristigen Kosten von Drogensucht. Zu den

## *Opioide sind eine soziale Katastrophe in Amerika, besonders im Trump-Land zwischen West- und Ostküste.*

Drogentoten müssen die Millionen von Menschen gerechnet werden, die unter den Folgen der Drogensucht leiden, einschliesslich der Familienangehörigen. Opioide sind eine soziale Katastrophe in Amerika, ganz besonders in den *flyover*-Staaten, dem Trump-Land zwischen West- und Ostküste.

Der Boom von Fentanyl lässt sich teilweise damit erklären, dass Transport und Vertrieb sehr viel leichter sind als bei Kokain, das aus Südamerika importiert wird. Hauptsächlich wurde

das Geschäft über den Online-Handel und die US-Post abgewickelt. Im Fall von Fentanyl sind die Zahlen beeindruckend. Nach Angaben der Drug Enforcement Administration kostete ein Kilo Fentanyl im Jahr 2017 5000 Dollar (1000 Dollar weniger als ein Kilo Heroin), und wenn es mit Stoffen wie Talkum und Koffein versetzt wurde, konnte die Menge auf 16 bis 24 Kilo gestreckt werden. Der Profit ist zwanzigmal höher als bei Heroin. Schon zwei Milligramm Fentanyl können eine tödliche Überdosis sein.

Fentanyl kann wie Methamphetamin (gemeinhin als Crystal Meth bekannt) in abgelegenen chinesischen Labors produziert und überallhin transportiert werden. Die Zahl der Todesfälle durch Crystal Meth ist 2014 gleichzeitig wie jene durch Fentanyl markant gestiegen. Doch Fentanyl forderte dreimal mehr Tote als Crystal Meth. Derweil ist die Zahl der Todesfälle durch Heroin und Kokain gesunken.

Kein Wunder, dass die einheimische Opioid-Produktion für Präsident Xi Jinping misslich



ist, da er dem Westen gern vorwirft, China im 19. Jahrhundert mit Opium überschwemmt und in den anschliessenden Opiumkriegen gedemütigt zu haben. Insofern schien Trump mit seiner Forderung nach der Schliessung der chinesischen Fentanyl-Labors einen seltenen Sieg über seinen Kontrahenten errungen zu haben. Xi war sofort klar, dass Kritik am Westen auf taube Ohren stossen würde, wenn China zur gleichen Zeit Amerika mit Opioiden überschwemmt.

Trotz Xis strenger Anti-Drogen-Politik stieg die Zahl der durch Fentanyl verursachten Todesfälle in den USA im vergangenen Jahr auf 93 000 – ein Rekord. Chinesische Produzenten sind raffinierter geworden. Manche Labors wurden an schwer zugängliche Orte oder ins Ausland verlegt. Unternehmen sind dazu übergegangen, Fentanyl-Grundstoffe zu liefern, oder haben zugelassene Opioid-Derivate entwickelt. 2017 waren nur neunzehn der dreissig bekannten Fentanyl-Analoga in den USA zugelassen.

2019 stellte das Center for Advanced Defense Studies fest, dass 31 Anbieter auf der Plattform Alibaba weiterhin Grundstoffe anboten. Ein missvergnügter Trump twitterte: «Präsident Xi hat gesagt, es [der Export von Fentanyl, d. Red.] wird aufhören – nichts ist passiert.» Ausserdem sind neue Vertriebswege aufgebaut worden, vor allem im Darknet.

### Todesstrafe für Dealer

Wie sieht die Prognose für diese «andere» Wuhan-Pandemie in Amerika nun aus? Auf PubMed.gov heisst es: «Trotz des Corona-bedingten Einbruchs der Produktion und des Vertriebs von Fentanyl in Wuhan und Umgebung zu Beginn der Pandemie zeigen vorläufige Daten aus 2020 einen Anstieg der Zahl von Opioid-Toten, was darauf hindeutet, dass chinesische Fentanylproduzenten die Lieferkette wiederhergestellt haben.»

In Europa hat das Geschäft mit Opioiden noch nicht pandemisches Niveau erreicht. Doch es gibt Hotspots, etwa die Niederlande und Estland, und auch Ibiza, Zentrum der Klubszene, bietet Anlass zur Sorge. Aber die meisten Opioid-Toten in Europa werden inzwischen in Schottland registriert.

Auch England wird der Opioid-Pandemie nicht entgehen. In Nordengland sind in den angebotenen Stoffen Spuren von Carfentanyl gefunden worden, einem Opiat, hundertmal stärker als Fentanyl, das als Beruhigungsmittel bei Elefanten eingesetzt wird. Carfentanyl ist derart toxisch, dass jeder Kontakt tödlich enden kann. Die Angst vor einer drohenden Pandemie ist so gross, dass die britische National Crime Agency eine ungewöhnliche Warnung an Drogendealer herausgegeben hat: «Sollten Sie sich Fentanyl beschafft haben, um damit Heroin oder andere Drogen zu strecken, ersuchen wir Sie, sofort damit aufzuhören. So verringern Sie das Risiko, dass noch mehr Menschen sterben.»



Während europäische Anti-Drogen-Agenturen die Opioid-Pandemie mit wachsender Nervosität beobachten, hat die Pandemie bereits Teile von Asien erreicht. An die Stelle von Heroin, dessen Produktion im Goldenen Dreieck infolge staatlicher Massnahmen zurückgegangen ist, sind inzwischen Opiode getreten. Seit 2013 ist die Menge beschlagnahmter Opiode in Südostasien von 40 Tonnen auf 120 Tonnen jährlich gestiegen. Auch hier wird die Opioid-Pandemie, genau wie in Amerika, verheerende Folgen haben.

Auf Donald Trumps Frage, wie es mit dem Drogenproblem in China aussehe, antwortete Xi: «Drogenhändler werden mit dem Tod bestraft. Ende der Geschichte.» Von wegen. Seit

### Wirkt sich die Opioid-Pandemie auf die Corona-Pandemie aus? Studien legen diese Vermutung nahe.

1999 ist die offizielle Zahl der Drogensüchtigen in China von 150 000 auf 2,5 Millionen gestiegen, doch unabhängige Experten vermuten, dass die tatsächliche Zahl das Fünffache beträgt. Zahlen über Opioid-Tote in China liegen nicht vor, aber es spricht wenig dafür, dass das Land von der Opioid-Pandemie verschont bleiben wird.

Selbst China, wo mit harter Hand gegen konventionellen Drogenmissbrauch vorgegangen wird, musste Therapieangebote bereitstellen. 2006 wurden in Wuhan die ersten Kliniken für Methadonabhängige eingerichtet, heute gibt es sie überall in China, zu Hunderten. Aber bei Opioiden wie Fentanyl funktioniert die Behandlung nicht.

Wirkt sich die Opioid-Pandemie auf die Corona-Pandemie aus? Erste Studien legen diese Vermutung nahe. Im Oktober vergangenen Jahres wurde in *Molecular Psychiatry* berichtet, dass laut einer Analyse bei 73 Millionen Patienten in 360 amerikanischen Krankenhäusern Drogenabhängige nicht nur ein höheres Risiko hatten,

sich mit Covid-19 zu infizieren, sondern auch schwerere Krankheitsverläufe aufwiesen. Das kann kaum überraschen, denn eine der Nebenwirkungen von Fentanyl besteht darin, dass es die Atmung erschwert. Bei Opioid-Abhängigen ist die Wahrscheinlichkeit einer Corona-Infektion 10,2-mal höher als bei anderen Drogensüchtigen.

### Düstere Perspektive

Einstweilen hat Corona die Opioid-Pandemie überlagert. Vermutlich wird es nicht dabei bleiben. Mit Vakzinen werden wir Covid-19 in den nächsten Jahren in den Griff bekommen. Anders sieht es bei der Opioid-Pandemie aus. Corona wird die globale Opioid-Krise natürlich nicht aus der Welt schaffen, aber zumindest kurzfristig von ihr ablenken.

Insofern 60 Prozent der Bevölkerung der Welt keinen Zugang zu Fentanyl haben, einem Schmerzmittel, das Tumorkranken Linderung verschafft, besteht die düstere Perspektive, dass in existierenden Märkten noch mehr Opiode verkauft und neue Märkte erobert werden. Es ist ein ernüchternder Gedanke, dass die aus Wuhan stammende Opioid-Pandemie auf lange Sicht mehr Todesopfer fordern wird als Covid-19.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Pensionierung

## AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

## Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

## Hypothek

Soll ich amortisieren?

## Steuern

Wie kann ich sparen?

## Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)



# Wenn Hühner menstruieren

Die Veganer-Gemeinde empfängt Neulinge mit offenen Armen. Doch wehe, jemand will aussteigen.

Samira Rubina

Sie sei sowieso keine perfekte Veganerin gewesen, entschuldigt sich die YouTuberin Stephanie Lange (1,58 Mio. Abonnenten), denn ihre Hunde habe sie nie fleischlos ernährt. «Ich dachte, dies sei der beste Weg für uns, den Planeten zu retten und die Tiere auch», rechtfertigt sie sich, «ich dachte, dass jeder sich vegan ernähren und damit erfolgreich leben kann.» Doch sie habe sich geirrt, sozusagen am eigenen Leib. Wegen ihres geschädigten Magen-Darm-Traktes hatte sie Schwierigkeiten, die nötigen Nährstoffe nur über veganes Essen aufzunehmen. Kurzum: Stephanie Lange ist ausgestiegen.

Die Influencerin ahnte wohl, was nun auf sie zukommen würde – und deaktivierte schon mal die Kommentarfunktion ihres Erklärungsvideos. So versuchte sie, dem Shitstorm auf den sozialen Medien möglichst auszuweichen. Denn eines ist klar: Abtrünnige Veganerinnen können nicht mit Gnade rechnen.

## Tiefe Schluchten

Bonny Rebecca erging es ähnlich wie Lange. Sie hatte ihren Youtube-Channel erst wegen ihrer Passion für veganes Leben gegründet. Als Influencerin lud Bonny unzählige Videos von ihren Essgewohnheiten auf die Plattform hoch. Sie schrieb sogar ein eigenes veganes High-Carb-Kochbuch. Bald waren sie und ihr damaliger Freund Tim fest in der einschlägigen Community integriert, selbst Hardcore-Aktivistinnen nahmen sie in ihren Freundeskreis auf.

Doch genau wie Lange kämpften auch Bonny Rebecca und ihr Freund insgeheim mit Gesundheitsproblemen: mit Darmkrämpfen, unkontrollierbarem Gewichtsverlust, einer schlechten Haut. Verzweifelt unterzog sich das Paar etlichen Untersuchungen und Tests. Den Ärztinnen, die ihnen von der veganen Ernährung abrieten, widersetzten sie sich lange. Bis Tim stark untergewichtig war und Bonny gesundheitliche Langzeitschäden prophezeit wurden.

In ihrem Video «Why I'm no longer vegan», das mit 1,7 Millionen Aufrufen eines der meist-angeklickten Videos zu dem Thema ist, klärt Bonny Rebecca ihre Viewer erstmals über ihre



Frühstücks-Ei und Fisch-Filet: Ex-Veganerin Bonny Rebecca.

Gesundheitsprobleme auf. Niedergeschlagen gesteht die Ex-Veganerin ein, dass sie nun zu ihrem Salat ein Fisch-Filet esse und zum Frühstück auch mal ein Ei. Verzweifelt versucht sie, den Verrat an der guten Sache mit einer beinahe magischen Lebensqualitätssteigerung zu rechtfertigen, erzählt vom zermürbenden Gewissenskampf, den sie gleichwohl bei jedem Bissen mit sich selbst ausfechte. Doch vom Zorn der veganen Gemeinschaft gibt es kein Entrinnen.

Sie hätte es noch mit Austern probieren sollen, rät ihr eine vegane YouTuberin. Den falschen Ernährungsguru habe sie gehabt, giftelt eine andere. «Gib es zu: Du warst nie wirklich vegan!», schimpft die Influencerin Leanne Ratcliffe, bekannt unter dem Namen «Freelee the Banana Girl». In einem Gegen-Clip geht sie mit den Aussteigern gnadenlos ins Gericht: «Tiere brauchen deine Ausreden nicht; sie sind kein lebloses Produkt, das du verwendest, um

deinen Proteinspiegel zu erhöhen.» Allein schon der Verzehr von Eiern («die Periode der Hühner») ist für Banana Girl ein obszöner Akt.

In ihrer Erklärungsbotschaft geht Bonny Rebecca auch auf ihre Anfänge als Veganerin ein. Dabei spricht sie ein delikates Thema an, über das viele lieber nur nachdenken als sprechen: Neben dem Tierwohl ging es auch um das eigene Körpergewicht. Bonny: «Die Hauptattraktion des Veganismus war die Möglichkeit, viel essen zu können und sich keine Sorgen um Kalorien machen zu müssen. So wurde er auch angepriesen.»

«Freelee the Banana Girl» ist da weniger selbstanalytisch. In einem Clip erzählt sie stolz, wie sie bereits «bis zu dreissig Bananen an einem Tag» gegessen habe; damit habe sie nicht nur ihre Depressionen geheilt, sondern auch abgenommen. Auf die Ratschläge von Ernährungswissenschaftlerinnen höre sie gar nicht erst, vor allem wenn diese «tödlich übergewichtig» seien.

Der Weg zum Tierwohl führt also plötzlich durch die tiefe Schlucht der *diet culture*. «Wir leben in einer Gesellschaft, in der Übergewicht sehr stark bekämpft wird», sagt Professorin Gabriella Milos, Leiterin des Zentrums für Essstörungen am Universitätsspital Zürich, «aber Untergewicht ist auch ungesund.» Vor allem für junge Menschen sei es schwierig, einen Mittelweg zu finden, erklärt Milos weiter: «Die Fixierung auf eine gewisse Körperform ist natürlich nicht gut.»

Dreht sich am Ende der vegane Lebensstil vor allem um die eigene Traumlinie? Lange dominierten Lifestyle-Blogger ohne ein Milligramm Fett auf den Rippen die vegane Online-Szene. Passenderweise verbrachten sie all ihre Tage an Stränden in der Sonne oder in einem tropischen Regenwald, wo sie ihr eigenes Essen, meist eine riesige Portion Früchte, pflücken konnten. Sie versprochen also nicht nur mit ihren farbenfrohen Smoothie-Bowls der Allgemeinheit das Blaue vom Himmel, sondern auch mit ihren braungebrannten und modellierten Bikinikörpern. Die Sorge um die Tiere und das Klima kam für viele wohl als Beilage gerade gelegen.

Online war auch der Mythos des Detox weit verbreitet. Bonny Rebecca ist nur eine von vielen Ex-Veganerinnen, die Mangelerscheinungen als Spätfolgen des früheren Fehlkonsums missdeutete: Ihr Körper, so redete sie sich ein, scheidet gerade das alte Gift aus. «Davon halte ich nicht viel», meint Ernährungsberaterin Sarah Pardi aus Basel, «ein gesunder Körper scheidet kontinuierlich Giftstoffe aus und ist somit immer am «Detoxen», ob vegan ernährt oder nicht, spielt keine Rolle.» Auch andere in der Fachwelt umstrittene Diäten wie «High Carb» oder «Raw Food» lassen sich unter dem Label «vegan» gut verkaufen. «Wir werden bombardiert von Informationen über Essen» sagt Professorin Milos, «aber wir haben zum Teil auch sehr widersprüchliche Aussagen, was gesund und was ungesund ist.»

### Giftige Kommentare

Sarah Pardi beschäftigt sich spezifisch mit der veganen und vegetarischen Ernährung und begleitet regelmässig auch vegane Patientinnen. Sie weiss, dass viele Schwierigkeiten einer veganen Ernährung mit einer guten Planung gelöst werden können. Sie versteht aber durchaus auch, dass nicht jede vegan leben kann. «Je nach Vorerkrankung oder Lebensphase kann im Einzelfall eine vegane Ernährung nicht empfehlenswert oder unter diesen Umständen erschwert umsetzbar sein.»

Bonny Rebecca gehört offenbar zu diesen Fällen. Und hat Frieden mit dieser Realität geschlossen. Die Youtuberin ist nicht nur ausgestiegen, sie isst nun in ihren Rezeptvideos ungeniert auch wieder Fleisch. Das treibt Freelee the Banana Girl, ihre ehemalige Kollegin, doppelt auf die Palme. Selbst ein Stück Schokolade oder ein paar Cocktails im Ausgang veranlassen sie zu giftigen Kommentaren über ihre einstige Freundin.

Es ist wie bei der Religion: Ungläubige kann man noch bekehren, die wirklichen Bösewichte sind die Abtrünnigen.



„Welcher Witzbold hat die fleischfressende Pflanze in den Salat getan?!“ ...

# Brüder im Geist

## Taliban und Hamas gleichen sich in ihrem Fundamentalismus. Warum behandelt die Schweiz sie so ungleich?

David Klein

Was ist der Unterschied zwischen den Terroristen der afghanischen Taliban und jenen der palästinensischen Hamas? Beide Gruppierungen basieren auf den Grundlagen der Scharia, sie verherrlichen und praktizieren exzessive Gewalt, sind antidemokratisch, antiwestlich, frauenfeindlich, antisemitisch, xeno- und homophob. Auch in ihrem Bestreben zur Errichtung eines islamischen Gottesstaats unterscheidet sich die Hamas in keiner Weise von den Taliban.

Folgerichtig gratulierte die Hamas als Erste ihren Glaubens- und Gesinnungsgenossen zum Sieg über die USA. Hamas-Führer Ismail Haniyeh frohlockte: «Das Ende der amerikanischen Besatzung Afghanistans ist ein Vorspiel für das Ende der israelischen Okkupation in Palästina.» Ein verstörender Ausblick auf die sogenannte Zweistaatenlösung, an der auch der Bundesrat in störrischer Inkompetenz festhält.

Beim schweizerischen Aussendepartement (EDA) will man von diesen offensichtlichen Gemeinsamkeiten nichts wissen. Kein Wunder, denn das EDA misst Taliban und Hamas mit ungleichem Mass. Während das EDA das Kooperationsbüro der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit in Kabul umgehend dichtmachte und das Bodenpersonal ausflog, treffen sich im Gazastreifen EDA-Mitarbeiter und Hamas-Führer zu Kaffeekränzchen.

### Wirkungslose Milliarden

Verübt die Hamas unter dem Vorwand des «Befreiungskampfs» gegen die vermeintliche Besatzung blutigen Terror gegen israelische Zivilisten, pochen friedensbewegte Mahner auf das «völkerrechtlich verbriefte Recht auf Widerstand». Der Taliban-Terror gegen die amerikanische Besatzungsmacht hingegen empört die Weltgemeinschaft. Auch das EDA zeigt sich über die «gravierende Sicherheitslage sehr besorgt». Es spricht von «besetzten palästinensischen Gebieten». Für Afghanistan wurde dieser Terminus nie verwendet.

Auch in der Flüchtlingsfrage gilt zweierlei Recht. Die Schweiz hat die Ausschaffungen nach Afghanistan ausgesetzt. SP-National-



«Vorspiel»: Hamas-Führer Haniyeh.

rat Fabian Molina fordert die Aufnahme von 10 000 Afghanen. Getrieben vom dissonanten Dreiklang der europäischen Schuldkultur (Imperialismus, Faschismus, Rassismus), sieht sich der Westen verpflichtet, Flüchtlinge aus allen Teilen der Erde aufzunehmen, egal, wie sehr es das soziale Gefüge der Aufnahmegesellschaften gefährdet. Wer für eine Hilfe vor Ort plädiert, wird als herzloser Rassist verteufelt.

Einzig beim palästinensischen Flüchtlingsproblem besteht das EDA auf einer Lösung vor Ort. Zuständig dafür soll ausgerechnet das von der Hamas unterwanderte Uno-Palästinenser-Hilfswerk (UNRWA) sein. Sogar von einem «Rückkehrrecht» ist die Rede, einem Recht, das keiner anderen Flüchtlingsgruppe gewährt wird. Dass sich Fabian Molina für die Aufnahme von 10 000 palästinensischen Flüchtlingen starkmacht, ist nicht bekannt.

Auf die Frage, ob für das EDA ein Unterschied zwischen den Taliban und der Hamas bestehe, verweigert EDA-Pressesprecherin Elisa Raggi eine Stellungnahme. Stattdessen betont sie die «humanitäre Tradition» der Schweiz und deren «Politik der Guten Dienste».

Tatsächlich bietet die Schweiz im Nahostkonflikt seit über siebzig Jahren ihre «Guten Dienste» feil. Es ist ein milliardenschweres Unterfangen von durchschlagender Wirkungslosigkeit. Kein Wunder: Eine Bundesverwaltung, die schon an simplen Informatikprojekten scheitert, sollte sich von der Lebenslüge verabschieden, in der internationalen Politik eine Rolle spielen zu wollen. Das gilt für das *nation building* in Afghanistan wie für die Lösung des Nahostkonflikts.

---

# «Weltflucht in die Apokalypse»

Als Reporter rast Stefan Aust seit über einem halben Jahrhundert durch die Zeitgeschichte. Hier spricht er über Chinas steilen Aufstieg, die Taliban und ein Deutschland im Panik-Modus.

*Erik Ebnetter und Roger Köppel*

**Weltwoche:** Herr Aust, der Anschlag vom 11. September 2001 jährt sich zum zwanzigsten Mal. Das Jubiläum fällt zusammen mit dem Abzug der Amerikaner aus Afghanistan. Das Ziel des Kriegs war, die Taliban von der Macht zu vertreiben, weil sie den 9/11-Terroristen einen sicheren Hafen geboten hatten. Nun herrschen die Taliban wieder über Afghanistan. Wären Sie noch *Spiegel*-Chef, mit welcher Schlagzeile würden Sie dieses Drama beschreiben?

**Stefan Aust:** Ach, ich möchte den Kollegen keine ungebetenen Ratschläge geben. Die wissen schon, was sie tun. Zudem habe ich die Geschichte, die mich interessiert, bereits gemacht – als Dokumentation für die ARD zum zehnten Jahrestag. Der Titel lautete: «Die Falle 9/11». Das wäre auch heute noch das Thema.

**Weltwoche:** Was war die Falle?

**Aust:** Al-Qaida und Bin Laden wollten die Amerikaner in einen teuren, aussichtslosen Krieg verwickeln. Das ist ihnen gelungen. Statt mit gezielten Operationen die Terroristen dingfest zu machen, sollte Afghanistan umgebaut werden. Man wollte einen Staat nach westlichem Vorbild schaffen. Dieser Plan war zum Scheitern verurteilt.

**Weltwoche:** Warum?

**Aust:** Es gibt eine einfache Lehre aus der Vergangenheit: Wer immer Afghanistan von aussen kontrollieren wollte, musste am Ende klein beigeben. Der klügste Kriegsherr war Alexander der Grosse. Er hat schon 350 Jahre vor Christus in Afghanistan vorgemacht, was die Amerikaner hätten tun sollen: kurz rein, schnell wieder raus.

**Weltwoche:** Die angekündigte Katastrophe – lässt es sich so zusammenfassen?

**Aust:** Das wäre eine Schlagzeile für eine Titelseite. Auch die Erfahrungen von Vietnam hätten die Amerikaner zur Vorsicht mahnen müssen, gerade beim Abzug. Was passiert mit den Waffen und Fahrzeugen im Land? Die Taliban, die früher ein paar verrostete Panzer der Sowjets hatten, besitzen nun modernstes Kriegsgeschütz. Aus der Operation zur Vertreibung der Taliban ist ein Aufrüstungsprogramm der Taliban geworden.



«Wir vergessen, was den Westen so erfolgreich machte»: Autor und Filmer Aust.

**Weltwoche:** Manche sagen, in Kabul sei das amerikanische Zeitalter zu Ende gegangen. China werde von nun an die dominierende Weltmacht sein. Wie beurteilen Sie das?

**Aust:** China ist auf jeden Fall schneller aufgestiegen, als man es sich vorgestellt hatte. Und bei aller berechtigten Kritik an diesem Einparteien-Regime: Es hat Hunderte Millionen Menschen aus der Armut befreit. Das ist phänomenal. Gleichzeitig ist und bleibt das Land eine kommunistische Diktatur.

**Weltwoche:** Was bedeutet der Aufstieg des autoritären China für den Westen?

**Aust:** Die interessante Frage ist für mich die Systemfrage. Wir dachten doch immer, Kommunismus funktioniert nicht, selbst vor dem Zusammenbruch des Ostblocks. Man musste dafür nur über die Mauer schauen. Und nun stellen wir fest, es gibt ein kommunistisches System, und dieses System funktioniert. Wir müssen also ernsthaft darüber nachdenken, wie wir damit konkurrieren können, ohne uns anzupassen.

**Weltwoche:** Wie lautet Ihre Antwort?

**Aust:** Ich habe den Eindruck, wir ruhen uns auf unserem Wohlstand und unserer hohen Moral aus. Dabei vergessen wir, was den Westen so erfolgreich machte. Wir sollten die Vorteile unseres Systems fördern – den freien Handel, die freie Rede – und hart arbeiten, statt die Chinesen und andere Völker ständig von unseren Werten überzeugen zu wollen.

**Weltwoche:** Wenn der nächste Kanzler oder die nächste Kanzlerin zum Antrittsbesuch nach China reisen wird, sollten Menschenrechte also kein Thema mehr sein?

**Aust:** Doch, das muss zur Sprache kommen. Aber daneben braucht es auch einmal ein klares Wort über Patentschutzverletzungen oder Währungsmanipulation. Wir haben handfeste Interessen, und die müssen wir verteidigen. Wenn wir nur mit Staaten kooperieren wollen, die unseren Grundwerten entsprechen, dürfte es sehr einsam um uns werden.

**Weltwoche:** Der Trump-Ansatz.

**Aust:** Ich war nie ein Trump-Verteidiger. Trotzdem kann er auch einmal recht gehabt haben. Ich glaube zumindest, er hat verstanden, wie man mit den Chinesen reden muss. Ich habe ihn übrigens einmal getroffen.

**Weltwoche:** Und, wie fanden Sie ihn?

**Aust:** Furchtbarer Angeber. Er erinnerte mich an ein verzogenes Kind. Und wenn ich etwas nicht mag, sind es verzogene Kinder.

**Weltwoche:** Sie kennen auch Angela Merkel und veröffentlichten kürzlich einen Dokumentarfilm über sie. Zuletzt war die Kritik an ihr gross wie nie. Halten wir dagegen: Was ist Merkels grösste Qualität?

**Aust:** Ihr absolutes Gespür für Macht.

**Weltwoche:** Das klingt nun auch ziemlich kritisch. Was ist das Inspirierende, was beeindruckt Sie an Merkel?

**Aust:** Ich muss Sie enttäuschen: Ich bin nicht sonderlich beeindruckt von ihr. Dass sie eine intelligente, pragmatische Person ist, würde ich unterschreiben. Aber damit hat es sich dann.

**Weltwoche:** Hinterlässt sie nach sechzehn Jahren im Kanzleramt ein besseres oder schlechteres Deutschland?

**Aust:** Das ist schwierig zu beantworten. Wenn man es parteipolitisch betrachtet – und in diesem Bereich hatte Frau Merkel wohl den grössten Einfluss –, dann geht es Deutschland heute weniger gut als vor sechzehn Jahren.

**Weltwoche:** Wie das?

**Aust:** Frau Merkel hat die CDU weitgehend entkernt und zu einer sozialdemokratisch-grünen Partei gemacht. Das wäre an sich kein Problem, nur gibt es die SPD und die

*«Ich war nie ein Trump-Verteidiger. Trotzdem kann er auch einmal recht gehabt haben.»*

Grünen schon. Wenn die grossen Parteien in wesentlichen Punkten einer Meinung sind, ist das schlecht für die Demokratie.

**Weltwoche:** Als Reaktion auf diese Entwicklung entstand die AfD. Wie rechts ist die Partei eigentlich? Steht sie weiter rechts, als es die CSU von Franz Josef Strauss war?

**Aust:** Wenn man nur das Parteiprogramm zum Massstab nimmt: nein. Über das Ganze gesehen: vermutlich ja. Das Problem ist jedoch ein anderes. Wissen Sie, wofür AfD steht?

**Weltwoche:** Alternative für Deutschland.

**Aust:** Ich würde antworten: Aktionskreis für die Diskriminierung unliebsamer Meinungen. Wenn Herr Gauland ein paar vernünftige Dinge zu einem Thema sagt – und das kann passieren

–, dann ist dieses Thema verseucht. Niemand traut sich mehr, darüber zu reden, oder dann nur ablehnend. Das verengt die Debatte.

**Weltwoche:** Als *Spiegel*-Chefredaktor machten Sie Titelgeschichten wie «Schlaraffenland abgebrannt. Die Pleite des Sozialstaats». Wäre das heute nicht mehr möglich?

**Aust:** Wir haben auch andere Geschichten gemacht, aus anderen Blickwinkeln. Aber ich glaube tatsächlich, vielen Journalisten fehlt heute der Mut, angebliche Gewissheiten ihres Milieus in Frage zu stellen. Ein Stück weit verstehe ich das auch. Nehmen wir die bekannte *Spiegel*-Story über misslungene Integration von 1997. Die Schlagzeile lautete: «Gefährlich fremd. Das Scheitern der multikulturellen Gesellschaft». Wenn Sie das heute schreiben, machen Sie sich angreifbar, selbst wenn jedes Wort in dem Artikel stimmt. Die Anregung dazu kam übrigens von Rudolf Augstein.

**Weltwoche:** Augstein war Gründer und Eigentümer des *Spiegels*, eine überlebensgrosse Gestalt des deutschen Journalismus. Was haben Sie von ihm gelernt?

**Aust:** Den nüchternen Blick auf die Verhältnisse, auf die Menschen, vor allem die Politiker.

**Weltwoche:** Wenn Sie einen nüchternen Blick auf die Deutschen werfen: Wie sind Ihre Landsleute zurzeit drauf?

**Aust:** Ich erlebe ein Land im Panikmodus, sei es bei der Pandemie oder beim Klima. Mit der Wirklichkeit setzt man sich kaum auseinander. Man flüchtet aus der Welt in die Apokalypse.

**Weltwoche:** Gleichzeitig scheint es eine tiefe Sehnsucht nach Langeweile im Kanzleramt zu geben. Als Favoriten für die Nachfolge Merkels gelten Armin Laschet und Olaf Scholz. Beide wirken geradezu aufreizend normal. Wie passt das zu dieser Lust am Weltuntergang? >>>



*«Lebensfreude ist keine Altersfrage.»*

Hans-Jakob Stahel  
Leiter Unternehmenskunden  
zum selbstbestimmten Leben



**Aust:** Von der Sehnsucht nach dem charismatischen Führer sind wir Deutschen hoffentlich geheilt. Man wünscht sich eine berechenbare Person an der Spitze der Regierung. Frau Merkel verkörpert dieses Ideal, trotz ihrer sprunghaften Energie- oder Flüchtlingspolitik. Das gilt auch für Herrn Laschet und Herrn Scholz.

**Weltwoche:** Sie sagen, die Deutschen seien von der Sehnsucht nach einem Führer «hoffentlich» geheilt. Sicher sind Sie nicht?

**Aust:** Sicher kann man nie sein. Darum war ich immer der Meinung, wir müssen erzählen, wie Hitler an die Macht gekommen ist. Das haben wir beim *Spiegel* regelmässig getan. Nur so kann man wissen, worauf es zu achten gilt. Ich schrieb auch ein Buch über den Journalisten Konrad Heiden, der fast hellseherisch vorhergesagt hatte, was im Deutschland der Nationalsozialisten passieren würde. Ich habe mich immer wieder kritisch mit rechten Strömungen beschäftigt, zum Beispiel mit der Mordserie des sogenannten Nationalsozialistischen Untergrunds. Die Gefahren durch alte und neue Nazis darf man auf keinen Fall ignorieren.

**Weltwoche:** Wo sehen Sie zurzeit die grösste Gefahr für Deutschland?

**Aust:** Wir biegen uns gelegentlich den Rechtsstaat zurecht, um uns vor angeblichen Katastrophen zu schützen. Das beste Beispiel ist die Pandemie. Beim Klima geht es in dieselbe Richtung. Da sollten Journalisten dagegenhalten. Ich bilde mir ein, wir taten das früher stärker.

**Weltwoche:** Woran denken Sie?

**Aust:** Erinnern Sie sich noch an die Aufregung um den Feinstaub? Wir machten beim *Spiegel* eine Titelgeschichte darüber. Auf dem Cover war eine grosse Abgaswolke zu sehen, darin zwei glühende Auspuffrohre, die wie Augen eines Gespenstes wirkten. Dazu die Schlagzeile: «Das Feinstaub-Gespent». Solche Geschichten, die sich kritisch mit gängigen, von NGOs gepushten Untergangsszenarien beschäftigten, vermisste ich heute vielerorts.

**Weltwoche:** In der 68er Zeit arbeiteten Sie für das linke Magazin *Konkret*. Heute sind Sie Herausgeber der *Welt* aus dem Springer-Verlag, dem Feindbild der damaligen Revolutionäre. Was hat sich in all den Jahren mehr verändert: Sie oder der Journalismus?

**Aust:** Ich glaube, ich mache denselben Journalismus wie immer: neugierig, beschreibend, ohne dem Publikum meine Meinung aufs Auge zu drücken – ausser es handelt sich um einen Kommentar. In dem Fall darf der Leser ein klares Urteil erwarten. Grundsätzlich finde ich, man solle sich als Journalist nicht zu sehr für eine Sache einsetzen. Und im Zweifel eher gegen etwas sein. Früher warfen mir gewisse Leute vor, ich hätte Gerhard Schröder aus dem Kanzleramt schreiben lassen – als ob wir beim *Spiegel* diese Macht gehabt hätten. Plötzlich galt ich als Frau Merkels Königsmacher. Heute erachten es dieselben Leute als Majestäts-

beleidigung, wenn ich mich kritisch mit der Kanzlerin auseinandersetze. Für mich ist das ein gutes Zeichen: Ich verstand Journalismus immer als Beruf für Oppositionelle.

**Weltwoche:** Was heisst das bezogen auf Ihren Arbeitgeber? Ist Springer heute, was früher vielleicht der Spiegel-Verlag war: das freieste Zeitungshaus Deutschlands?

**Aust:** Ich kann nur für die *Welt* sprechen. Und da behaupte ich tatsächlich, wir pflegen das breiteste Meinungsspektrum im deutschen Tagesjournalismus.

**Weltwoche:** Was ist Ihre Aufgabe?

**Aust:** Ich verstehe mich als Ideengeber und ermuntere die Kollegen, auch den tabuisierten Fragen nachzugehen. Zum Beispiel: Stammt das Coronavirus vielleicht doch aus dem Labor? Als die *Welt* das Thema ansties, war man in Deutschland ein Verschwörungstheoretiker,

### «Von der Sehnsucht nach dem charismatischen Führer sind wir Deutschen hoffentlich geheilt.»

wenn man nur schon darüber nachdachte. Das hat sich inzwischen geändert. Wichtig ist mir: Die *Welt* sollte der Ort sein, wo selbst umstrittene Themen offen diskutiert werden. Was andere verschweigen, müssen wir ins Gespräch bringen. Das gelingt uns ganz gut, finde ich.

**Weltwoche:** Darum auch die vielen Artikel über den Klimawandel, die sich eher kritisch mit der Generallinie des Weltklimarats auseinandersetzen?

**Aust:** Das Thema beschäftigt mich seit meiner *Spiegel*-Zeit. Daran lässt sich gut zeigen, was sich im Journalismus verändert hat. Welchen Einfluss der menschliche CO<sub>2</sub>-Ausstoss auf den Klimawandel hat, ist eine wissenschaftliche Frage. Heute wird das vor allem politisch diskutiert. Da werde ich hellhörig. Die *Welt* befasst sich mit dem Klimawandel, ohne zu meinen, die ganze Wahrheit schon zu kennen. Was eine journalistische Selbstverständlichkeit sein sollte, ist inzwischen leider die Ausnahme.

**Weltwoche:** Wer den menschlichen Einfluss auf das Klima relativiert, gilt rasch als Wissenschaftsfeind. Eine solche Person glaube auch, die Erde sei eine Scheibe, heisst es dann. Wie erleben Sie das?



**Aust:** Da kann ich nur sagen, ich gehöre zu den wenigen, die einen persönlichen Zeugen für die Kugelgestalt der Erde haben: den Astronauten Bill Anders, den ich gut kenne. Von ihm stammt das berühmte Foto der aufgehenden Erde über dem Mond. Er hat mir glaubwürdig versichert, dass die Erde eine Kugel ist.

**Weltwoche:** Ihre kürzlich erschienenen Memoiren lesen sich wie die Abenteuer des Reporters Tim aus «Tim & Struppi», nur ohne dessen Ausflug zum Mond. Sie brachten die Kinder von Ulrike Meinhof gegen den Willen der RAF-Terroristen nach Deutschland, entlarvten die angeblichen Hitler-Tagebücher als Fälschung und stöberten Teile des sagenumwobenen Bernsteinzimmers auf. Eigentlich müsste man den Stoff verfilmen.

**Aust:** Sie werden lachen: Das ist geplant.

**Weltwoche:** Wer wird die Hauptrolle spielen?

**Aust:** Es soll eine zehnteilige Doku-Serie werden, ohne Schauspieler. Da ich seit Jahrzehnten auch Filme mache, gibt es viel Originalmaterial.

**Weltwoche:** Was machen Sie eigentlich lieber: schreiben oder Filme drehen?

**Aust:** Was ich gerade mache.

**Weltwoche:** Was können Sie besser?

**Aust:** Mal gelingt das eine besser, mal das andere. Das hängt vom Thema ab, vom Material und wie man sich in die Geschichte vertieft hat.

**Weltwoche:** Ihre Memoiren heissen «Zeitreise». Was hat es mit diesem Titel auf sich?

**Aust:** Ich schildere am Ablauf meines Lebens die Ereignisse, die ich als Journalist begleitete.

**Weltwoche:** Das Buch ist auch eine Liebeserklärung an den Journalismus. Sie sind heute 75 und seit über einem halben Jahrhundert in diesem Beruf. Wenn Sie es zum Schluss auf den Punkt bringen: Was treibt Sie an?

**Aust:** Neugier. Journalismus ist ein wunderbarer Beruf für neugierige Menschen. Sie können alles fragen, lernen interessante Leute kennen, quer durch alle Schichten. Am Anfang steht immer dieser Impuls: Ich möchte eine bestimmte Sache erfahren. Wenn mir das gelingt, berichte ich dem Publikum davon, ohne auf eine bestimmte Wirkung zu zielen.

**Weltwoche:** Dafür waren Sie aber ziemlich wirkungsvoll in Ihrer langen Karriere. In einem Satz: Worum geht es im Journalismus?

**Aust:** Am Ende läuft es auf Augsteins berühmte Formel hinaus: «Schreiben, was ist». Das ist mein Anspruch, seit ich 1965 die Stader Schülerzeitung *Wir* gestaltet habe.

**Weltwoche:** Und, sind Sie dem Anspruch gerecht geworden?

**Aust:** Das müssen andere beurteilen. Wenn es dereinst heissen würde, ich hätte ein klein bisschen zur Aufklärung in Deutschland beigetragen, wäre ich ganz zufrieden.

Mitarbeit: Roman Zeller

Stefan Aust: *Zeitreise. Die Autobiografie.* Piper, 656 S., Fr. 37,90



## Leserangebot: «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis Und ewig lockt das Fernweh

Direkt an der wunderschönen Promenade des Vierwaldstättersees gelegen, empfängt Sie das charmante 4-Sterne-Hotel zu einem unvergesslichen Aufenthalt. Das «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis bietet Ruhe, Genuss und Erholung sowie ein einzigartiges See- und Bergpanorama. Nicht ohne Grund wird das Kleinod am Fuss der berühmten Rigi als «Riviera der Zentralschweiz» bezeichnet.

Wenn das Fernweh ruft und Sie trotzdem nicht weit verreisen wollen, dann ist Weggis die perfekte Destination. Im «Hotel Rössli Gourmet & Spa» können Sie den Alltag hinter sich lassen und neue Kräfte tanken. Am Morgen steht ein reichhaltiges Frühstücksbuffet für Sie bereit, und am Abend geniessen Sie im Fine-Dining-Restaurant «Equo 1706» die exquisite, marktfrische Küche mit einer Selektion an erlesenen Weinen.

Das Herzstück zum Relaxen ist der 900 m<sup>2</sup> grosse Spa-Bereich «Equilibrium». Dieser bietet verschiedene Dampfbäder und Saunen, ein Solebad unter freiem Himmel sowie einen Ruheraum mit Himalaja-Salzwand und Sole-Nebel. Im modernen Floating-Tank erleben Sie die Schwerelosigkeit wie im Toten Meer. Ergänzt wird das Wellness-Angebot durch einen Fitnessraum

mit Trainingsgeräten der neuesten Generation.

Auf Wunsch können Sie Ihren Aufenthalt verlängern. Für jede Zusatznacht gewähren wir 15 Prozent Rabatt auf die Tagespreise.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### «Hotel Rössli Gourmet & Spa» in Weggis

##### Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Deluxe Room
- Regionales Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü an einem Abend
- 1 Flasche Prosecco auf dem Zimmer
- 40 Minuten Floating 1x p. P.
- 15 Minuten auf der Massageliege 1x p. P.
- Nutzung Beauty & Spa inkl. Fitness
- 20 % Rabatt auf die Rigi-Bahnen
- Gratis Eintritt Strand- und Hallenbad Lido

##### Preise:

Zwei Personen: Fr. 640.– (statt Fr. 781.–)  
Einzelbelegung: Fr. 550.– (statt Fr. 692.–)

##### Reservation:

Buchbar bis 19. Dezember 2021  
unter dem Stichwort «Weltwoche»  
an [mail@roessli.ch](mailto:mail@roessli.ch) oder  
per Telefon +41 41 392 27 27.  
Kostenfreie Stornierung bis 48 Stunden  
vor Anreise.

##### Veranstalter:

«Hotel Rössli Gourmet & Spa»  
[www.roessli.ch](http://www.roessli.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Was taugen die Impfungen?

Obwohl 70 Prozent der Israelis gegen Corona geimpft sind, steigen die Fallzahlen auf Rekordhöhe. Der renommierte Epidemiologe Gabriel Barbash erklärt warum.

Pierre Heumann

Tel Aviv

In den ersten Monaten dieses Jahres lieferte Israels Kampf gegen das Virus den Stoff für eine Erfolgsstory. Es war das erste Land, das einen grossen Teil seiner Bevölkerung im Eiltempo gegen Covid-19 immunisiert hatte. Dank des Schnelldurchlaufs mit Pfizer-Dosen wurde bereits vier Monate nach Beginn der Impfkation die Normalisierung des öffentlichen Lebens möglich.

Doch die Israelis konnten das Ende der Epidemie nicht lange geniessen. Obwohl seit Ende Dezember 70 Prozent geimpft wurden, schnellen die Fallzahlen erneut in die Höhe und sind jetzt wieder auf dem Januar-Niveau, als der Impfspurt gerade erst begonnen hatte. Mit rund 10 000 Neuinfektionen pro Tag steht Israel im globalen Vergleich an der (unrühmlichen) Spitze.

Zum Vergleich: Israels täglich gemeldete Fallzahlen sind heute, umgerechnet auf eine Million Einwohner, mit 1091 viermal höher als diejenigen in der Schweiz.\* Pfizer-Dosen hin oder her: Die Rückkehr der Epidemie erfolgt dramatisch schnell. Vor drei Monaten wurden in Israel pro Million Einwohner lediglich 1,2 Fälle gezählt, während in der Schweiz damals 54 Fälle gemeldet wurden.

Im Kampf gegen die Epidemie setzte die Regierung wieder ein Anti-Corona-Paket in Kraft und drohte sogar mit einem weiteren Lockdown, sollten sich die Zahlen weiter erhöhen. Dazu ist es zwar nicht gekommen. Aber zu öffentlichen Plätzen hat nur Zutritt, wer ein Zertifikat mit dem Nachweis vorweisen kann, dass er entweder geimpft, negativ getestet oder genesen ist. Für private und öffentliche Veranstaltungen gelten wieder Personenhöchstzahlen. Was also taugen die Impfungen?

## Restriktionen zu früh aufgehoben?

Sicher sei zunächst, dass das Risiko eines schweren Krankheitsverlaufs bei doppelt Geimpften deutlich geringer sei als bei Ungeimpften, sagt Gabriel Barbash, der bekannteste Corona-Erklärer der Nation, der seit Beginn der Epidemie als Dauergast des zweiten israelischen

Fernsehens die Entwicklung der Fallzahlen vorlaufender Kamera kommentiert. Er führt die rekordverdächtig hohe Zahl der neuen Fälle unter anderem darauf zurück, dass die Regierung die Restriktionen zu früh aufgehoben hat.

Der 71-jährige Epidemiologe und Präventivmediziner, der früher das Gesundheitsministerium leitete, Chef des Tel Aviver Sourasky-Spitals war und heute am renommierten Weizmann-Institut für Wissenschaften forscht, gab sich mit dieser Erklärung aber nicht zufrieden und machte sich an die Analyse der Daten.

Seine erste These, dass die aggressive Delta-Variante den Impfschutz unterlaufe, liess sich nicht bestätigen. Aufgrund der Zahlen nehme er an, dass die vierte Welle zu 90 Prozent auf den mit der Zeit abnehmenden Impfschutz

*Niemand könne sich vor Corona in Sicherheit wähen, solange nicht weltweit Immunität hergestellt sei.*

zurückzuführen sei. Der Impfstoff von Pfizer, der in Israel fast ausschliesslich eingesetzt wird, habe ein Verfallsdatum: «Sechs bis acht Monate nach der Verabreichung lässt der Schutz nach.»

Ob Modernas Schutz länger effektiv ist, wie es neulich hiess, hält Barbash aufgrund der

einen vorliegenden Studie noch nicht für erwiesen.

Israel handelte schnell – und war erneut Pionier. Als erstes Land liess die Regierung eine Auffrischungsimpfung zu – noch bevor sie von den Zulassungsbehörden in den USA oder in Europa erlaubt worden war. Im Juli konnten sich zunächst Senioren ein drittes Mal impfen lassen, etwas später jüngere Semester und neuerdings Jugendliche ab dem 12. Altersjahr. Inzwischen sind 28 Prozent der Bevölkerung ein drittes Mal geimpft.

Das Resultat sei ermutigend, sagt Barbash. Die dritte Dosis stelle den Schutz der zweiten Dosis wieder her.

## «Das kann noch Jahre dauern»

Dass eine dritte Impfung nötig ist, sei nicht ungewöhnlich, meint Barbash. Er will allerdings nicht ausschliessen, dass nach dem «Booster» eine vierte Impfung angezeigt sein könnte. «Wir müssen genau beobachten, ob und wann sich die Immunität abschwächen wird.» Die Zahl der Antikörper sei kein hinreichendes Indiz dafür – «nur die Sterblichkeit kann darüber Informationen liefern».

Niemand, meint Barbash, könne sich vor Corona in Sicherheit wähen, solange nicht weltweit Immunität hergestellt sei. «Das kann noch Jahre dauern», sagt Barbash. Bis es so weit sei, müsse man mit Einschränkungen leben.

Israels Corona-TV-Star spricht sich deshalb für eine Impfpflicht aus. Denn anders als Raucher oder Trinker, die nur sich selber schaden würden, gehe es bei Corona nicht nur um den Schutz des Individuums, «sondern um die Leute ringsum». Wer nicht bereit sei, sich impfen zu lassen, müsse zumindest in Kauf nehmen, dass er sich alle paar Tage einem Test unterziehen müsse – «zum Schutz der Allgemeinheit».



Neulich, in der Krisenlandschaft

\* Quelle: Our World in Data



# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**H**ollywood guckt nach Venedig, nach London und über den ewigen Pazifik nach Australien – einem neuen «Asienwood»? Die Kinozukunft liegt im glitzernen Nebel des Corona-Katers.

**D**as Filmfest am Lido war ein Kino-Knast. Kontrollen wie in Guantánamo. Venedig als einzige Warteschlange. Zuerst, um 6.45 Uhr: Anstehen fürs Vaporetto (mit Maske). Ankunft Lido: Polizei-Check. Dann: Temperatur-Pistole an die Stirn. Dann: Body-Check, Taschen-Check und Metalldetektor. Dann noch: Akkreditierungspass-Check, Gesundheitsausweis-Check, Ticket-Check – und dann das Handy in den Safe-Beutel. Endlich im Kino, patrouillieren grimmige Security-Ninjas mit Laserpointern. Das kann nicht die Zukunft der Oscars sein, vielleicht aber das Sci-Fi-Epos «Dune» mit Timothée Chalamet, Regie: Denis Villeneuve («Blade Runner 2049»). Oder das Lady-Di-Drama «Spencer» (mit Kristen Stewart). Oder aber der Netflix-Western «The Power of the Dog» mit Benedict Cumberbatch. Das geniale Chamäleon ist bei den Dreharbeiten in Neuseeland sieben (!) Monate im Corona-Lockdown festgehalten worden – mit Frau, Kindern und Eltern: «Unsere Familie war in einem historischen Moment zusammen vereint an einem wunderbaren Ort.» Eine Art Magie.

**H**ollywood stiert auf James Bond. Aber wird «No Time to Die» (30. September) das Kino retten? Der finale Trailer hatte

6,4 Millionen Fans. Für Daniel Craig, 53, ist es das 007-Finale. Seine fünf 007-Thriller haben ihm zirka 150 Millionen Dollar eingebracht – ein Killerlohn für eine Bond-Ära. Er war der Prinz nach King Sean Connery (gest. 2020 im Alter von 90). Vielleicht ist Craigs 007 ein Kino-Sunset. Streaming-Tipp auf Apple-TV: «Being James Bond» – fünfzehn Jahre Daniel Craig als 007.

**I**m Lockdown ist Hollywood ausgewandert – nach Australien, Kanada, London, Neuseeland, Irland und Berlin. Kultstar Liam Neeson (69, «The Marksman») erzählte mir, wie wunderbar entspannt Australien sei – und wie «safe». Russell Crowe (57, «Gladiator»), der ein Penthouse im Hafen von Sydney besitzt und eine riesen Ranch auf dem Land, finanziert jetzt ein neues Filmstudio – made in Australia. Der Allroundstar Matt Damon (50, «Jason Bourne») blieb bei den Dreharbeiten zum Ritter-Epos «The Last Duel» wegen Corona in Irland hängen – mit der Familie, vier Monate lang und sehr happy. Vorher drehte er in Marseille den stillen Vater-Tochter-Thriller «Stillwater». Ein Ölarbeiter rettet seine verurteilte Killer-Tochter aus dem Knast. Jeder Film mit Damon ist ein Ereignis. Er ist der neue Tom Hanks, 65, der in Australien beim «Elvis»-Biopic mit Corona hängenblieb.

**C**orona-Hangover: Die US-Kinos haben dieses Jahr Tickets für 2,2 Milliarden Dollar verkauft – im Gegensatz zu 7,8 Milliarden im Jahr vor Corona. Früher konnte man den Er-

folg an den Kinokassen messen. Aber heute fließt das Geld zu den geheimen Streaming-Giganten wie Netflix (200 Millionen Abonnenten, 41 Originalfilme) oder Disney+, die über Zahlen und Kasse lächelnd schweigen.

Der erfolgreichste Kinofilm des Jahres war wohl der Auto-Killer-Action-Thriller «Fast & Furious 9» mit 705 Millionen Dollar weltweit. Das ist Kino im Kino – nichts zum Streamen.

Hollywood wird weiter zweigleisig produzieren. Kino für die Jungen (Horror läuft immer), Streaming für die Bequemen. Wir haben die Wahl.

Bei der Weltpremiere von James Bond in London gibt es Champagner, Martini und Heineken-Bier. Wir haben die Wahl.

**B**rad Pitt, 57, der ernüchterte Ritter, ist jetzt Hollywoods Botschafter für De'Longhi und geht den Millionen-Weg von George Clooney, 60, der für Nespresso Kaffee trinkt. Der junge Kultregisseur Damien Chazell («La La Land») drehte den romantischen Werbespot mit Brad beim Motorrad-Ride im Sonnenaufgang und bei seiner Cappuccino-Meditation: «Für mich ist Kaffee nicht nur ein Getränk. Er erzeugt Verbindungen. Er erlaubt dir einen Moment für dich selbst, um Pause zu machen und den Augenblick zu genießen. Ich empfinde diese Möglichkeit, zu stoppen, den Moment des Lebens wertzuschätzen, als sehr europäisch – und das ist für mich sehr inspirierend.»

Kaffee erhöht Hollywoods Blutdruck.

# Beamte plagen Ärzte

Die Behörden gehen mit immer härteren Kontrollen gegen privat praktizierende Mediziner vor. Der Nutzen vieler Vorschriften ist fragwürdig.

Ueli Frey

**D**ezember 1987. Die 23-jährige Studentin Kimberly Bergalis besucht in Südflorida ihren Zahnarzt. Die beiden oberen Weisheitszähne werden gezogen. Bergalis verlässt die Praxis ohne die Zähne, aber mit einer HIV-Infektion. Ihr Zahnarzt, David Acer, wusste seit zwei Monaten, dass er HIV-positiv war.

Die Geschichte schlug hohe Wellen, blieb aber ein Einzelfall. Hunderte HIV-positive medizinische Fachkräfte haben seither Zehntausende Patienten behandelt – nie kam es zu einer Übertragung. Dasselbe gilt für andere ansteckende Krankheiten. Das Horrorszenario, dass ein Gesunder eine Arztpraxis betritt und sie als Schwerkranker wieder verlässt, ist extrem selten, gerade in der Schweiz.

## Hohe Umbaukosten

Bei beinahe 59 Millionen Arztbesuchen (Jahr 2019) ist nicht ein Fall einer Übertragung in einer Privatpraxis bekannt, auch keiner in den Jahren davor. Das stellt den Schweizer Arzt- und Zahnarztpraxen ein gutes Zeugnis aus. Trotzdem gehen die Behörden zunehmend hart gegen privat praktizierende Ärzte vor.

In der Medizinprodukteverordnung ist vorgeschrieben, dass medizinische Fachpersonen dafür besorgt sein müssen, ihre Instrumente korrekt zu sterilisieren. Auch ist eine ärztliche Sorgfaltspflicht im Gesetz verankert.

So weit, so gut. Der Teufel steckt im Detail. Regelmässig werden Empfehlungen veröffentlicht, was Best Practice – die bestmögliche Methode – sei. Die neuste Version entstand ohne Einbezug der Ärzte. Fraglich ist, ob solche Empfehlungen mit einer Verordnung gleichzusetzen sind. Einige Kantone, allen voran der Kanton Zürich, bejahen das und setzen die Empfehlungen gesetzsgleich um.

Durchführendes Organ ist die Kantonale Heilmittelkontrolle, geprägt von Apothekern und Pharma-Assistenten. Diese Leute ohne Kenntnisse der ärztlichen Praxis kümmern sich vor allem um drei Bereiche: Dokumente



Teurer Sonderabfall.

der Qualitätssicherung, die Medikamentenabgabe und die Aufbereitung – Sterilisierung – der Instrumente.

Damit wird den Ärzten viel Arbeit bereitet. Jeder Praxisinhaber muss heute ein Qualitätssicherungssystem haben: ein dickes Buch, in dem die Abläufe im Betrieb akribisch festgehalten sind. Das geht von den Anweisungen für das Putzpersonal bis hin zur IT-Sicherheit. Dieses Handbuch kann gut über hundert Seiten umfassen.

Die Umsetzung ergibt Arbeit für eine Fünfzig-Prozent-Stelle und löst auch sonst hohe Kosten aus. Ein paar Beispiele: Während Medikamente früher in Schubladen oder dem Kühlschrank lagerten, braucht es heute speziell temperierte Räume. Das macht bauliche Anpassungen nötig, inklusive teurer Klimaanlage. Überwacht werden diese Räume mit kalibrierten Temperaturloggern, deren Maxima und Minima täglich abgelesen werden müssen. Die Protokolle sind zwanzig Jahre lang aufzubewahren.

Besonders kritisch werden die Beamten, wenn es um die Sterilisation von Instrumenten geht. Gemäss Medizinprodukteverordnung müssen die Kontrolleure eingreifen, wenn «eine unmittelbare und ernsthafte Gefährdung der Gesundheit oder Sicherheit von Patientinnen und Patienten» besteht. Wenn der Raum, in dem der Autoklav (Sterilisator) steht, nicht nur zum Sterilisieren genutzt wird, ist diese Gefährdung im Kan-

ton Zürich neuerdings gegeben. Auch Zementfugen in der Wand, Lagerkisten am Boden oder Patienten, die für eine Blutdruckmessung den Raum betreten, gefährden laut Heilmittelkontrolle die Gesundheit der Patienten.

Dazu muss man wissen: Die sterilisierten Instrumente sind in Beutel abgepackt und mit einer Naht verschweisst (die einmal pro Woche geprüft werden muss – Protokolleintrag inklusive). Man könnte also auf den Beutel spucken, ohne dass das eingepackte Material verunreinigt würde. Trotzdem stehen Ärzte nun vor dem

Problem, einen separaten Raum für die Sterilisation zu schaffen. Solche Umbauten können schnell 100 000 Franken kosten, wenn sie denn überhaupt möglich sind.

## Ökologie spielt keine Rolle

Speziell Zahnärzte sind darauf angewiesen, ihre zahlreichen und teuren Instrumente selbst zu sterilisieren. Besonders einschneidend: Das Verbot der Sterilisation gilt ab dem Tag der Kontrolle. Frist wird keine gewährt. Die Folgen: Entweder wird mit Einweginstrumenten gearbeitet – oder das Material muss täglich in spezialisierte Fachbetriebe (meist Spitäler) zur Sterilisation gebracht werden.

Ökologische Fragen spielen offenbar keine Rolle. Die Einweginstrumente der Ärzte sind Sonderabfall, alles wird in Hochöfen verbrannt. 16 000 Tonnen pro Jahr sind es heute, Tendenz steigend. Zur Veranschaulichung: Wenn alle Gynäkologen in der Schweiz auf Einweg-Spekula umstellen müssen, ergibt allein dies 450 Tonnen mehr Abfall pro Jahr. Und das alles im Namen der Patientensicherheit, obwohl diese seit Jahrzehnten gewährleistet ist.

Nach Meinung vieler Ärzte ist es sogar so, dass der Zwang zu Einweginstrumenten eine Gefährdung der Patienten mit sich bringt. Ein Einweginstrument, das zehn- bis zwanzigmal billiger als ein Qualitätsprodukt ist, kann unmöglich dieselben Eigenschaften haben. Auch die Behandlung verteuert sich. Kostet eines die-

ser Plastikteile mehr als drei Franken, darf es auf die Patientenrechnung gesetzt werden.

#### «Grosse Verunsicherung»

Geld lässt sich bei diesen rigorosen Kontrollen auch anderweitig verdienen. Die Verunsicherung und Angst bei den Medizinerinnen ist gross. Es gibt keine klaren Richtlinien zu dem, was geprüft wird, überdies wird die Prüfung von Kanton zu Kanton unterschiedlich gehandhabt. Es treten deshalb «Dienstleister» auf den Plan, die den Praxisbetreibern Vorkontrollen, Schulungen und sogar eine Garantie zum Bestehen der Heilmittelkontrolle versprechen – natürlich gegen eine stattliche Bezahlung. Es wird ganz bewusst mit der unklaren Lage und den willkürlichen Kontrollen argumentiert.

In der Werbung heisst es wörtlich: «Die Tatsache, dass nicht alle Forderungen der Kantonsapotheker festgeschrieben sind, verursacht bei den Praxisbesitzern immer wieder grosse Verunsicherung.» Woher die Anbieter ihr Know-how haben, bleibt offen. Die Heilmittelkontrolle des Kantons Zürich bestreitet jegliche Zusammenarbeit.

Mit dem Wehklagen über stetig steigende Gesundheitskosten in den Ohren, erscheinen einem auch andere Vorschriften, die die Heilmittelkontrolle durchsetzt, widersinnig. Als

Beispiel sei die Prämedikation erwähnt: Ein Arzt oder ein Zahnarzt plant einen ambulanten Eingriff und möchte dem Patienten zwei bis drei Tabletten mitgeben, die dieser zu bestimmten Zeiten vor oder nach dem Eingriff einnehmen muss. Das war einst möglich, heute nicht mehr. Dem Patienten dürfen nicht einzelne Tabletten abgegeben werden, es muss immer eine ganze Packung sein – auch wenn nur eine oder zwei Tabletten nötig sind. Die

#### *Die Einweginstrumente der Ärzte sind Sonderabfall, alles wird in Hochöfen verbrannt.*

immer wieder angeführte Patientensicherheit kann dafür kaum ausschlaggebend sein. Wenn Laien angebrochene Packungen zu Hause lagern, dann ist das weder sinnvoll noch sicher – aber bestimmt teurer.

Im Kanton Zürich gibt die Heilmittelkontrolle an, dass bei 25 Prozent der Praxen eine sofortige Einstellung gewisser Tätigkeiten verhängt wird. Dabei geht es vor allem um das Sterilisieren. Wenn man diesen Wert auf die Praxen herunterbricht, die tatsächlich sterilisieren, dann sind 50 oder sogar 75 Prozent von ihnen betroffen.

Mit anderen Worten: Das Sterilisieren in Privatpraxen wird geradezu verboten. Dies, obwohl seit Jahren nicht ein einziger Fall einer Infektion bekannt ist. Null Fälle sind offenbar immer noch zu viele.

#### Fürstlich entlohnte Kontrolleure

Wenn eine Praxiskontrolle überstanden ist, dann ist die Rechnung des Amtes der dicke Schlusspunkt. Mit einem Stundenansatz von 220 Franken wird die Arbeit der Pharmassistenten fürstlich in Rechnung gestellt.

Überhaupt verblüfft die Rechnungsstellung, vor allem wenn man sie mit dem Kantonalen Labor vergleicht. Diese Behörde ist für die Lebensmittelkontrolle zuständig. Sie macht also etwas sehr Ähnliches. Sie besucht Restaurantsbetriebe unvorbereitet und sucht nach Gefahren für den Konsumenten. Eine Rechnung gibt es jedoch nur, wenn Beanstandungen gemacht werden.

Apropos: Würde man die Hygiene-Ansprüche der Heilmittelkontrolle auf den Gastro-Bereich anwenden, dann würden wir nur noch mit Wegwerfbesteck oder sterilisierten und abgepackten Messern und Gabeln essen.

Ueli Frey war bis 2019 Zahnarzt in Männedorf ZH.

Josef Höger, Detail aus «Blick vom Garten auf Burg und Schloss Liechtenstein bei Mödling», 1844  
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Was wir über Anlegen wissen, haben wir über 26 Generationen gelernt.»

S.D. Prinz Hubertus von und zu Liechtenstein,  
Mitglied des Stiftungsrats der LGT Group Foundation seit 2021

# Liberales und Corona

Sollen Ungeimpfte weniger Grundrechte haben als Geimpfte?  
Damit würde man sich von einer freiheitlichen Gesellschaft verabschieden.

Olivier Kessler

Wer die exklusive Vergabe von Grundrechten an Geimpfte befürwortet, begründet dies oft damit, dass die Freiheit des Einzelnen nun einmal dort ende, wo die Freiheit des anderen beginne. Diese Binsenweisheit verdeutlicht richtigerweise, dass die individuelle Freiheit nicht grenzenlos sein kann. Doch ist dieses Prinzip uneingeschränkt gültig? Die Antwort hängt von der Definition des Freiheitsbegriffs ab.

Im Hinblick auf das gesellschaftliche und politische Leben verstehen Liberale unter Freiheit die Minimierung menschlichen Zwangs. Jeder soll seine Entscheidungen nach eigenem Gutdünken unter Wahrung der Selbstverantwortung treffen dürfen, solange man keinen Zwang anwendet.

## Menschenverstand und Rücksichtnahme

Wer fordert, dass die Grundrechte einer Gruppe von Menschen aufgrund deren Impfscheids nicht mehr gelten sollen, weil die Freiheit der Ungeimpften an der Freiheit der Geimpften ende, beruft sich nicht auf ein liberales Freiheitsverständnis. Vielmehr meint Freiheit in diesem Kontext das rücksichtslose Ausüben des eigenen Lebensstils – ungeachtet der Abwehrrechte seiner Mitmenschen. Nach dieser Logik soll der Staat jene bevorzugen, die sich vor einem verhältnismässig ungefährlichen Virus (Infektionssterblichkeitsrate der unter Siebzigjährigen von 0,05 Prozent) fürchten, indem er die Ungeimpften aus dem gesellschaftlichen Leben aussperrt, damit es den Ängstlichen bei ihren Besuchen in Beizen, Kinos und Zoos wieder wohl ist.

Wer nun einwendet, es gehe doch darum, die Überlastung des Gesundheitswesens zu verhindern, der ignoriert die Tatsache, dass während der letzten eineinhalb Jahre die zertifizierten Intensivbetten massiv abgebaut wurden – es also nicht darum gehen kann.

Ein solches Verständnis von Freiheit kann jedoch keine universelle Gültigkeit beanspruchen, weil zur Durchsetzung die Abwehrrechte anderer verletzt werden müssten. Es gibt richtigerweise kein Recht auf Reichtum, denn zur Durchsetzung dieses «Rechts» müsste man die Armut verbieten – so, als ob das staatliche Gesetz öko-

nomische Gesetze aushebeln könnte. Genauso absurd wäre es, ein Recht zu proklamieren, nicht von einem Virus angesteckt zu werden, weil man dazu das Leben selbst verbieten müsste.

Wo endet dann aber im Hinblick auf den Gesundheitsschutz die Freiheit des einen, weil dort die Freiheit des Nächsten beginnt? Folgende Prinzipien gilt es zu beachten, wenn man es ernst meint mit dem Grundrechtsschutz für alle:

1 — Wer sich vor einem Virus fürchtet, hat sich eigenverantwortlich vor diesem zu schützen, indem er etwa mit Schutzmasken einkaufen geht, sich impfen lässt oder soziale Kontakte meidet. Keinesfalls darf die Politik allen einen Null-Risiko-Lebensstil, zum Beispiel in Form von Kontaktverboten, verordnen. Die Solidarität sorgt dafür, dass jenen, die sich nicht selbst helfen können, geholfen wird.

2 — Wer sich impfen lassen will und sich davon einen Nutzen verspricht, soll dies tun dürfen. Niemand darf aber durch die Vorenthaltung von Grundrechten zur Impfung gedrängt oder gezwungen werden.

3 — Gesundheitsfördernde Aktivitäten wie Fitnesscenterbesuche oder das Pflegen sozialer Kontakte (und der damit eventuell sogar bewusst in Kauf genommene Austausch von Viren zur Stärkung des eigenen Immunsystems) dürfen von der Politik nicht eingeschränkt werden.

4 — Die Privatsphäre muss auch im Bereich der persönlichen Gesundheit gewährleistet sein, weshalb von einer staatlich verordneten Zertifikats- und Ausweispflicht abzusehen ist. Privaten steht es hingegen offen, in ihren Betrieben nach eigenem Ermessen selektiven Einlass zu gewähren, weil es sich hier um freiwillig abgeschlossene Verträge und nicht um eine unausweichliche Anordnung des Gewaltmonopols handelt.

5 — Um einer allfälligen Überlastung der Spitäler vorzubeugen, ist das Gesundheitswesen den Krallen staatlicher Bürokratie zu entreissen und Marktmechanismen auszusetzen, um Angebot und Nachfrage besser aufeinander abzustimmen und zu verhindern, dass zertifizierte Notfallbetten abgebaut werden, wenn sie dringend benötigt werden.

Gesunder Menschenverstand und gegenseitige Rücksichtnahme sind selbstverständlich eng mit einer freien Gesellschaft verbunden, weshalb man es beispielsweise zu unterlassen hat, seinen Mitmenschen ins Gesicht zu husten. Doch die gesetzlichen Grenzen der Freiheit jedes Einzelnen dürfen durch die Absolutsetzung des Gesundheitsschutzes nicht so eng gezogen werden, dass die individuelle Freiheit de facto abgeschafft wird.

## Staat schürt Konflikte

Die Marktwirtschaft und die Zivilgesellschaft, die sich durch ihre freiwilligen zwischenmenschlichen Interaktionen auszeichnen, erlauben im Gegensatz zu plumpen *one size fits all*-Lösungen des Staates eine grosse Vielfalt. So könnte es beispielsweise Fitnesscenter und Veranstalter geben, die nur Geimpften Einlass gewähren, während andere Anbieter auch Ungeimpfte empfangen. Indem der Staat jedoch pauschal eine spezifische Gruppe durch eine Zertifikatspflicht von solchen Aktivitäten ausschliesst, schürt er gesellschaftliche Konflikte und riskiert fahrlässig soziale Unruhen. Das ist verantwortungslos und verfassungswidrig.

Olivier Kessler ist Direktor des Liberalen Instituts in Zürich ([www.libinst.ch](http://www.libinst.ch)).



# Stich in den Rücken

Fechten war eine Schweizer Paradedisziplin.  
Heute prägt Vetternwirtschaft den einst so erfolgreichen Verband.

Thomas Renggli

**G**ianna Hablützel-Bürki ist die erfolgreichste Degenfechterin der Schweizer Geschichte. An den Olympischen Spielen 2000 in Sydney gewann sie zweimal Silber. Dazu kommen drei WM-Medaillen. Doch die 51-jährige Baslerin, die für die SVP im Grossen Rat von Basel-Stadt politisiert, ist auch eine streitbare Zeitgenossin, die sich immer wieder mit dem Verband anlegt.

Zwischen 2004 und 2007 war sie deshalb gesperrt. Sie sei eine Querulantin und Nörglerin, sagen ihre Gegner. Sie selber sieht es freilich anders: «Ich bin die Einzige, die sich von der Diktatur des Verbands nicht unterkriegen lässt und die Wahrheit ausspricht.» Dies sagte Hablützel-Bürki vor einigen Monaten. Derzeit sagt sie gar nichts.

Denn auf eine Klage des Fechtverbandes hin hat ein Basler Zivilgericht gegen die frühere Spitzensportlerin per superprovisorische Verfügung ein Redeverbot verhängt. Würde sie sprechen, kostete sie das 5000 Franken – pro Tag.

## Schall und Rauch

Vermutlich könnte Hablützel-Bürki einige Anhaltspunkte liefern, weshalb die mit grossen Ambitionen an die Olympischen Spiele in Tokio gereisten Schweizer Fechter komplett von der Bahn abkamen und ohne Medaillen zurückkehrten. Vorkämpfer Max Heinzer durfte an der Eröffnungsfeier die Schweizer Fahne tragen. Daneben produzierte er aber – zusammen mit der alten Garde – nur Schall und Rauch.

Dabei waren von Swiss Fencing unlängst noch die Nachwuchsförderung und ein Generationenwechsel ausgerufen worden. Doch auf dem Weg zum Ziel machte man nur halbe Sachen. Beispielsweise verweigerte man dem 24-jährigen Walliser Alexis Bayard, notabene die Nummer zwei des Landes, die Selektion für die Olympischen Spiele. Grund: Wegen Corona wurden in den vergangenen Monaten keine Weltcupturniere veranstaltet.

Und zum einzigen aussagekräftigen Testevent vor den Sommerspielen – durchgeführt



**Redeverbot:** ehemalige Spitzensportlerin Hablützel-Bürki.

im russischen Kasan im März – charterte der Verband für 50 000 Franken zwar eigens eine Edelweiss-Maschine. Doch abgesehen vom kleinen Kreis der arrivierten Kämpferinnen und Kämpfer, durften nur Trainer und Funktionäre mitfliegen. So blieben im riesigen Flieger die meisten Plätze leer.

Vor diesem Hintergrund erhalten auch die seit Jahren kursierenden Gerüchte um Mobbing und Ausgrenzung im Fechtverband eine andere Bedeutung. Hablützel-Bürki sagte dazu im Mai, als sie noch öffentlich Stellung nehmen durfte, zu den CH-Media-Zeitungen: «Ich behaupte, dass ich die Schweizer Fechterin bin, die am meisten Mobbing erlebt hat. Ich bin während meiner gesamten Karriere immer wieder gemobbt worden. Bereits an meiner ersten WM wurde ich vom damaligen Verbandspräsidenten aufs Übelste beschimpft, weil ich aus Enttäuschung die Maske in meine Tasche warf. Später hat mich Gabriel Nigon gar als Fremdkörper, als Ausstizige betitelt.»

Jener Gabriel Nigon gehörte bis zu seiner Abwahl im Mai zum Vorstand von Swiss Fencing – einem Verband, der höchstens alle vier Jahre während Olympia ins Scheinwerferlicht rückt, bei dem aber offenbar Vetternwirtschaft und Mausechelen herrschen, die normalerweise vor allem den milliardenschweren Fussballföderationen nachgesagt werden.

## Geglückte Finte

Im Zentrum steht der frühere Verbandspräsident Olivier Carrard, der im vergangenen Jahr nach siebzehn Jahren seinen Posten räumte, aber sein Erbe seinem langjährigen Weggefährten Lars Frauchiger übergeben und die Opposition um den Bieler Christophe Gächter ins Leere laufen lassen wollte.

Die Finte glückte. Seit Mai führt Frauchiger den Verband an – und das Erbe von Carrard weiter. Um die Wahl seines Compagnons zu sichern, wandte Ex-Präsident Carrard einen Taschenspielertrick an: Weil Klubs mit mehr als 25 Lizenzierten zwei Stimmen und solche ab fünfzig Lizenzierte drei Stimmen besitzen, animierte er wohlgesonnene Vereine, zusätzliche Lizenzen zu lösen.

Carrard, der alle Vorwürfe von sich weist, soll auch bei der Installierung von Daniel Lang als General Manager eine entscheidende Rolle gespielt haben. Denn unter Missachtung von mindestens so geeigneten Kandidaten wurde das frühere Vorstandsmitglied auf dem kurzen Dienstweg ins Amt gehoben.

So wird der Vorwurf zementiert, dass die Verbandsspitze aus alten Seilschaften besteht, die nicht bereit sind, die Macht abzugeben und Transparenz zu schaffen. Was Gianna Hablützel-Bürki darüber denkt, kann man allerdings nur ahnen. Würde die frühere Präsidentin der Athletenkommission von Swiss Olympic sprechen, käme es sie teuer zu stehen.

Fest steht: Die verfahrenere Situation hemmt die sportlichen Leistungen in einer der erfolgreichsten Schweizer Sommersportarten ganz empfindlich.

# Gewinner und Verlierer im Parlament

Bilanz zur Halbzeit der Legislatur.

Marcel Odermatt

## Fahnenträger: Pierre-Yves Maillard

In einer Woche marschieren Gewerkschaftsmitglieder zu Tausenden in Bern auf. Im Mittelpunkt der Demonstration gegen die Rentenreform steht Pierre-Yves Maillard, 53. Nicht zum ersten Mal gibt der oberste Gewerkschafter bei den Linken den Ton an. Der frühere Waadtländer Staatsrat wehrte sich bis zuletzt erfolgreich gegen das Rahmenabkommen mit der EU. Während die Beitrittsbefürworter in der SP noch ihre Wunden lecken, stand der Nationalrat schon wieder Gewehr bei Fuss und lancierte eine Initiative, die eine 13. AHV-Rente verlangt.

Dass Maillard von der Regierung zurück ins Parlament wechselt, hat viele überrascht. Erst seit 2019 politisiert er wieder im Nationalrat. Manche zweifelten, ob der Arbeiterführer seinen Platz finden würde. Sie wurden rasch eines Besseren belehrt. Schon jetzt ist klar:

*Nicht zum ersten Mal gibt der oberste Gewerkschafter bei den Linken den Ton an.*

Wenn SP-Bundesrat Alain Berset – seit bald zehn Jahren im Amt – abtritt, dann kommen die Genossen um den Gewerkschaftsboss nicht herum. Ironie der Geschichte: Im Dezember 2011 hatte der Waadtländer Maillard die Ausmarchung gegen den Freiburger Berset verloren.

## Höhenflug: Thierry Burkart

Die politische Karriere des Aargauer Ständerats kennt nur eine Richtung – nach oben. 2015 schaffte Thierry Burkart, 46, den Sprung in den Nationalrat, vier Jahre später ins Stöckli, und im Oktober wird der Rechtsanwalt Präsident der FDP. Dabei konnte es sich der Parlamentarier sogar leisten, in den beiden wichtigsten Dossiers, der Europa- und der Klimapolitik, auf Oppositionskurs zur eigenen Partei zu gehen.

Alles vergeben und vergessen. Auf Burkart wartet eine gewaltige Herausforderung.



*In neuen Sphären:* Burkart (FDP).



*Kantersieg:* Ritter (Bauernverband).



*Unverzichtbar:* Maillard (SP).



*Grosse Stunde:* Rösti (SVP).

Er soll den schlingernden Freisinnigen wieder zu neuen Höhenflügen verhelfen. Gelingt ihm diese Mission, hebt er endgültig in neue Sphären ab.

## Stehaufmännchen: Albert Rösti

Ende 2019 lag Albert Rösti, 54, angezählt am Boden. Nach einer Serie von Abstimmungsniederlagen der SVP und dem verhältnismässig schlechten Abschneiden seiner Partei bei den Nationalratswahlen musste er als Parteipräsident den Hut nehmen. Nicht wenige fragten sich, was der vielleicht zu nette, zu ehrliche Politiker mit seiner Karriere in Bun-

desbern noch anstellen sollte. Doch der Agromom rappelte sich wieder auf.

Im Frühsommer schlug seine Stunde: Nachdem der Energieexperte bei der Abstimmung über die Energiestrategie 2050 vor vier Jahren einen seiner bittersten Fehlschläge hatte einstecken müssen, konnte Rösti nun vielleicht seinen grössten Triumph feiern. Als Präsident von Swissoil zog er im Hintergrund die Fäden und trug massgeblich dazu bei, dass der Souverän im Juni das CO<sub>2</sub>-Gesetz versenkte. Tritt der Wahlkandersteger Ueli Maurer als Bundesrat ab, ist der gebürtige Kandersteger Rösti ein heisser Kandidat für dessen Nachfolge.

### Strippenzieher: Markus Ritter

Es war eine Machtdemonstration, wie sie die Schweizer Politik selten gesehen hat. Der Bauernverband ging auf tutti und versenkte die beiden Agrarinitiativen im Juni mit zwei Kanterstiegen. Linke und Grüne, die beide Anliegen unterstützten, hatten das Nachsehen. Der Architekt dieses Triumphs war Markus Ritter, 54. Der Präsident des Bauernverbandes und St. Galler Mitte-Nationalrat demonstrierte eindrücklich, dass seine Organisation immer noch zu den politisch einflussreichsten des Landes gehört.

Während Economiesuisse beim CO<sub>2</sub>-Gesetz eine bittere Schlappe hinnehmen musste, zeigten die Landwirte mit ihrer perfekten Kampagne eindrücklich, dass mit ihnen weiterhin zu rechnen und ihr Einfluss im Bundeshaus ungebrochen ist, selbst wenn ihr Anteil an der gesamten Wirtschaft kleiner geworden ist. Die Position von Markus Ritter ist auf jeden Fall gestärkt. Der Bauernbaron war, ist und bleibt einer der wichtigsten Strippenzieher unter der Bundeshauskuppel.

### Aufgelaufen: Andrea Gmür-Schönenberger

Für die Luzerner Mitte-Politikerin lief zuerst alles nach Plan. Mit einer Parforceleistung gelang es Andrea Gmür-Schönenberger, 57, im Herbst 2019, den Ständeratssitz ihrer Partei

gegen die anstürmende SVP zu verteidigen. Ein wichtiges Signal. Unvorstellbar, was es für die CVP bedeutet hätte, wenn sie dieses Mandat in ihrem Gründerkanton verloren hätte.

Nach dem Sieg ging es weiter aufwärts. Im Januar 2020 wählte die Mitte-Fraktion Gmür-Schönenberger zu ihrer Präsidentin. Doch die ehemalige Lehrerin scheiterte an ihrer neuen Aufgabe krachend. Kollegen kritisierten ihren Führungsstil. Die Sitzungen seien teilweise chaotisch verlaufen. Die meist männlichen

### Die Landwirte zeigten eindrücklich, dass ihr Einfluss im Bundeshaus ungebrochen ist.

Parteifreunde im Ständerat liessen die neue Chefin auflaufen. Im März 2021 gab sie entnervt auf. Seither ist es ruhig geworden um die Parlamentarierin, die für kurze Zeit in den Olymp der Bundeshauspolitik aufgestiegen war.

### Ausgelacht: Lukas Reimann

Der stets gutaufgelegte, witzige St. Galler galt für viele in der SVP als Hoffnungsträger. Gezielt grenzte sich Lukas Reimann, 38, von der Parteispitze ab. So scheute er sich 2011 nicht, den Führungsstil der damaligen Rennleitung unter Toni Brunner öffentlich zu kritisieren.

Geschadet hat es ihm lange nicht. Reimann übernahm wichtige Ämter, darunter das Präsidium der SVP-nahen und mitgliederstarken Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns).

Zuletzt kam Reimanns politische Karriere allerdings ins Stocken. Parlamentarisch beschäftigt er sich mit Nischenthemen wie Beuteltabak. Seine Tage als Auns-Präsident scheinen gezählt. SVP-Doyen Christoph Blocher will die Truppe neu aufstellen und mit dem Komitee «EU-No» fusionieren. Dort dürfte es für Reimann keinen Platz mehr in der vordersten Reihe haben. Als SVP-Präsident Marco Chiesa zuletzt die links-grünen Städte kritisierte, konterte Reimann im *Blick*. Das kam in der Parteiführung schlecht an. Reimann hat in der SVP vorerst ausgelacht.

### Verärgert: Martin Bäumle

Nach einem Richtungsstreit gründete Martin Bäumle, 57, vor siebzehn Jahren die Grünliberale Partei, die er bis 2017 anführte. Ausser in Umweltfragen positionierte der Zürcher Nationalrat seine GLP im bürgerlichen Lager. Sie sollte sich deutlich von den linken Parteien abgrenzen, so seine feste Überzeugung.

Seine Nachfolger kehren nun diesen bewährten Kurs. Die GLP orientiert sich, zur Verärgerung Bäumles, wie es im Bundeshaus heisst, nach links. Die Unterschiede zu SP und den Grünen sind seit dem Abgang des bodenständigen Chemikers aus Dübendorf kleiner geworden. Auch darum beschäftigt er sich vor allem mit seinem Excel-Modell zur Prognose des weiteren Pandemieverlaufs. Politik machen andere.

### Pikiert: Petra Gössi

Die Präsidentin der FDP fuhr volles Risiko und verlor. Petra Gössi, 45, wollte ihre Partei auf einen ökologischeren Kurs trimmen. Sie erhob das CO<sub>2</sub>-Gesetz zur Schicksalsfrage. Die Basis folgte ihr nicht. Sie stellte ihr Amt konsequenterweise zur Verfügung. Doch der Abstimmungs-Flop und der Abgang im Juni waren bloss der Schlusspunkt einer Entwicklung, die schon früher eingesetzt hatte.

Im Frühjahr gab die Nationalrätin bekannt, dass sie eine Weiterbildung an der Universität St. Gallen absolviere. In der Frühlingssession fehlte sie bereits tageweise. Auf die Angriffe aus den eigenen Reihen wegen des Rahmenabkommens und des CO<sub>2</sub>-Gesetzes reagierte sie pikiert und mit Unverständnis. Die Frau, die dem Freisinn ein weiblicheres, progressiveres und gesellschaftsliberaleres Gesicht geben sollte, wirkte immer müder, abgekämpfter und dünnhäutiger. Ihr baldiger Abgang schien mit Händen zu greifen. Was ihre Zukunft angeht, hält sich Gössi alle Möglichkeiten offen. Nicht ausgeschlossen ist, dass sie 2023 nicht mehr zur Wahl antritt und sich aus der Politik zurückzieht.



Kurzes Gastspiel: Gmür (Mitte).



Nischenthemen: Reimann (SVP).



Politik machen andere: Bäumle (GLP).



Abgekämpft und dünnhäutig: Gössi (FDP).

# Frau Merkel, Sie sind mein Vorbild

Ich werde die Kanzlerin vermissen. Zum Ende ihrer Amtszeit verneige ich mich in Dankbarkeit vor einer grossen Europäerin.

Nena Schink

**A**ls Angela Merkel Kanzlerin wurde, war ich dreizehn Jahre alt. Ich mochte ihren Vorgänger Gerhard Schröder lieber. Kein Wunder, dass ich das historische Ausmass ihrer Ernennung am 22. November 2005 nicht begriff. Für meine sechs Jahre jüngere Schwester gab es hingegen immer nur Merkel. Sie ist mit ihr aufgewachsen. Doch auch mich hat die ostdeutsche Physikerin geprägt.

Wie stark, wurde mir erst kürzlich in einem Interview bewusst. Auf die Frage nach meinem Vorbild antwortete ich wie gewohnt: Ivanka Trump und Angela Merkel. Der Fragesteller lachte. Ich kenne das, der Familie Trump kann niemand etwas abgewinnen. Die meisten Menschen sehen nicht Ivankas Stilempfinden, ihre Eleganz – sondern nur ihren Vater. Und wenn ich dann sage, dass Ivanka Trump meine favorisierte Interviewpartnerin wäre, ernte ich stets Gelächter. Doch dieses Mal bescherte mir nicht Ivanka das Lachen, sondern Angela Merkel. Ich durfte es ihm erklären.

## Alles in bester Ordnung

Angela Merkel ist für mich Europa. Sie war Garant für politische Stabilität in einer sehr schweren Phase der EU. Während ein Grossteil der europäischen Staaten mit Populisten zu kämpfen hatte – linken, rechten oder einfach nur «anti-alles» –, schien in Deutschland immer alles in bester Ordnung. Vermittelnd, ausgleichend, unpräzise – so kennen wir sie, und so kennen sie auch die Staatsoberhäupter anderer Länder. Jeder Versuch, Deutschland während der Euro-Krise als Feindbild aufzubauen, war von kurzer Dauer. Das Bewahren des Euros als europäischer Währung ist eines ihrer grössten Verdienste. Sicherlich hatte die Europäische Zentralbank (EZB) einen ebenso grossen Anteil an der Rettung des Euros, aber ohne Merkels Politik hätte es vermutlich nicht gereicht, und das europäische Projekt wäre an sich selbst gescheitert.

Damals, als Angela Merkel Europa Stabilität verschaffte, studierte ich European Studies an der Universität Maastricht. Bei weinseligen

Berlin

Abenden hielt ich leidenschaftliche Reden auf Merkel. Ich war nicht die Einzige, die meisten meiner Kommilitonen und Professoren vergötterten Merkel. Besonders die aus dem Ausland.

Dann kam die Flüchtlingskrise, und Merkel verlor Sympathien. Für mich war es ein humanitärer Akt historischen Ausmasses. Nur ist uns die Umsetzung nicht geglückt. Anstatt die Flücht-



*Liebe zur Freiheit:*  
Autorin Schink.

linge zu integrieren, haben wir zu viele von ihnen gettoisiert. Für mich gibt es bis heute kein Richtig oder Falsch in der Flüchtlingskrise. Ich habe stets verstanden, dass Merkel keine Obergrenze eingeführt hat. Ich selbst hätte es auch nicht gekonnt.

Doch dann kam Corona. Als Merkel mir meine persönliche Freiheit nahm, begann ich sie zu hassen. Ich hätte mir eine weniger vorsichtige Kanzlerin gewünscht, für die die Freiheit ein ebenso hohes Gut ist wie für mich. Die zwischen Risiken und der Einschränkung der Grundrechte abwägt. Die Liebe zur Freiheit ist etwas, das ich an ihr und ihrer Kanzlerschaft vermisse. Vielleicht waren sechzehn Jahre auch einfach zu lang.

Auch die derzeit missliche Lage der Union ist ihr zu verdanken. Sie ist die Königin der Machterhaltung. Um in dieser Disziplin zu brillieren,

muss man seine Gegner ins Leere laufen lassen oder gar eliminieren. So ist ihr langer Weg an die Macht gepflastert mit aussichtsreichen Nachfolgern, die inzwischen nicht mehr aktiv sind oder in der zweiten Reihe stehen. Die CDU/CSU ist zwar immer noch die Partei mit der grössten Anzahl von kompetenten Politikern, aber der missglückte Wahlkampf zeigt, dass sich diese bis heute nicht öffentlich profilieren konnten. Allen voran ihr designierter Nachfolger Armin Laschet. Es wäre jetzt an ihr, zu beweisen, dass sie doch eine Teamplayerin sein kann!

## Ganz ohne Firlefanz

Warum werde ich sie also vermissen? Weil es ihr nie wichtig ist, eine Frau zu sein. Sie spielt nie die Frauenkarte, sondern agiert kühl, diszipliniert. Die Christdemokratin Rita Süsmuth sagte einmal: «Sie ist nicht als Frauenanwältin gekommen.» Nein, das ist sie nicht. Sie ist Feministin wider Willen. Ungewollt hat sie den Frauen weltweit gezeigt, dass sie alles sein können. Ganz ohne gendergerechte Sprache und ideologischen Firlefanz.

Auch ihre fehlende Eitelkeit werde ich immer bewundern. Die frühe Angela Merkel mit dem mehr schlecht als recht aufgetragenen Make-up, die stets ausstrahlte: Es geht hier allein um die Sache. Wenn ich, wie jetzt, über Angela Merkel urteile, beschleicht mich stets ein Anflug von Mitleid. So wird es mir auch mit ihrem Nachfolger gehen. Einen Job auszuüben, in dem einen qua Amt die Hälfte der Bundesrepublik hasst und die Journaille mit Argusaugen auf den nächsten Fehler wartet, kann nicht schön sein.

Nicht dass Mitleid vonnöten wäre. Das Amt des Kanzlers birgt wahnsinnig viele Privilegien. Und es ist wichtig für unsere Demokratie, dass wir Journalisten nicht zum Applaudieren, sondern zum Kritisieren kommen. Doch jetzt, am Ende von Angela Merkels Amtszeit, möchte ich mich einfach nur in Dankbarkeit von einer grossen Europäerin verabschieden: Machen Sie's gut, Frau Merkel!

Nena Schink, 29, ist *Bild*-Journalistin und Bestsellerautorin. Zuletzt erschien von ihr: *Ich bin nicht grün – Ein Plädoyer für Freiheit*. Finanzbuch, 192 S., Fr. 28.90



# Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



**Probeabo Digital:**  
8 Ausgaben nur Fr. 19.–  
Telefon +41 43 444 57 01  
kundenservice@weltwoche.ch



# Arme Westler bezahlen für Drittwelt-Eliten

In Afghanistan wurden Abermilliarden Dollar an Entwicklungshilfe verpulvert. Der Ökonom Peter Bauer hat dieses Scheitern schon vor fünfzig Jahren präzise beschrieben.

Rainer Hank

Als der junge Ökonomiestudent und spätere Nobelpreisträger Amartya Sen im Jahr 1954 von Kalkutta zum Studium ins britische Cambridge kam, war die Fakultät dominiert von Neo-Keynesianern und Marxisten. Sen, aufgewachsen in Westbengalen und geprägt von der dortigen Klassengesellschaft, sympathisierte mit dem linken Mainstream. Das hielt ihn nicht davon ab, Kurse bei dem liberal-konservativen Professor Peter Thomas Bauer zu belegen. Schnell habe er begriffen, dass er in Bauer einen beeindruckenden Denker und den besten Entwicklungsökonom gefunden habe, den es gebe, schreibt er in seiner gerade erschienenen Autobiografie «Home in the World».

Die Zuneigung muss beidseitig gewesen sein. Bauer lud Sen einmal in der Woche zu sich zum Kaffee – «to meet and argue», wie er zu sagen pflegte. Daraus wurde eine lebenslange Freundschaft. Bei einer Konferenz zum Gedenken an den im Mai 2002 verstorbenen Lord Bauer bekräftigte Sen, es lasse sich nirgends so viel über die Bedingungen wirtschaftlicher Entwicklung lernen wie bei Bauer: eine konsequente, aber einsame Stimme des Widerspruchs gegen das intellektuelle Establishment seiner Zeit. «Dissent on Development» heisst denn auch eine berühmte Essay-Sammlung Bauers aus dem Jahr 1972. «Dass die Neo-Keynesianer ihn ignorierten, gereicht ihnen nicht zur Ehre», schreibt Sen.

Hätten die Entwicklungspolitiker und EntwicklungsökonomInnen wenigstens auf Amartya Sen, ihren linksliberalen Freund, gehört. Die reichen Länder hätten weniger Unfug in der armen Welt angerichtet. Und es wäre weniger Geld in falsche Hände gelangt.

## Desaster am Hindukusch

Peter Thomas Bauers Theorie, sehr vereinfacht, geht so: Entwicklungshilfe ist «ein Transfer des Geldes der Steuerzahler eines Geberlandes in die Hände der Regierenden eines Empfängerlandes». Geld reicher Länder macht die Menschen armer Länder nicht reich. Befreiung aus Armut und Unmündigkeit bedeutet für Bauer, die individuellen Wahlmöglichkeiten der Menschen zu erweitern, die ihnen wirtschaftliche



*Einsamer Widerspruch:*  
Ökonom Bauer (1915–2002).

und politische Freiheit und ein gutes Leben bringen. Der Staat, der es gut meint mit seinen Bürgern, soll sich nicht als Verteiler von Geld profilieren. Seine Rolle sei, das Leben, die Freiheit und das Eigentum der Bürger zu schützen.

Péter Tamás Bauer wurde 1915 in Budapest geboren; ein assimiliertes ungarischer Jude in der kaiserlich-königlichen Monarchie. Nach einem Jurastudium an der Budapester Universität verliess er 1934 Ungarn und studierte Ökonomie an der Universität Cambridge. 1946 promovierte er mit einer Arbeit über Regulierungshindernisse der Kautschuk-Industrie Malaysias. Nach einem Intermezzo bei einem internationalen Handelshaus verbrachte er den grössten Teil seines Lebens als Professor an der London School of Economics. Mit Unterstützung der britischen Premierministerin Margaret Thatcher wurde er 1983 von der britischen Königin in den Adelsstand erhoben als Baron Bauer of Marked Ward in the City of Cambridge. Bauer starb in London am 2. Mai 2002 im Alter von 86 Jahren.

Afghanistan ist der traurige Beweis dafür, dass viel Geld wenig hilft. Und dass Peter Thomas

Bauer recht hat. Kein anderes Land auf der Welt hat in den vergangenen zwanzig Jahren so viel Entwicklungshilfe bezogen. Die Trennlinie zwischen militärischer und ziviler Unterstützung ist schwer zu ziehen. Allein Deutschland hat in beiden Dekaden insgesamt 20 Milliarden Euro verpulvert. Hinzu kommen reine Aufbauhilfen der Europäischen Union von 4 Milliarden Euro; weitere 1,2 Milliarden bis zum Jahr 2024 waren schon zugesagt. Die USA gaben insgesamt 144 Milliarden Dollar für den Aufbau der nationalen Streitkräfte aus und legten einen vergleichsweise kümmerlichen Fonds mit 3,4 Milliarden auf für zivile afghanische Sicherheitskräfte. Das ist bei weitem nicht alles; eine finanzielle Schlussbilanz des Desasters am Hindukusch steht noch aus.

Eines ist jetzt schon klar: Afghanistan, seit Jahrhunderten das «Massengrab der Weltmächte», ist nicht nur ein «Friedhof der Demokratie», wie die in Hyderabad erscheinende Zeitung *The Siasat Daily* beklagt. Afghanistan ist auch ein «Friedhof der westlichen Entwicklungshilfe». 2020 stiegen ausländische Hilfen nach Angaben des Internationalen Währungsfonds auf 40 Prozent des afghanischen Bruttosozialprodukts von 20 Milliarden Dollar. Der letzte offizielle Haushalt des Landes umfasste 6 Milliarden Dollar, von denen laut Planung deutlich mehr als die Hälfte aus dem Ausland kommen sollten.

Die Hilfe des Auslands verfehlte ihre Wirkung. Die Armut ging nicht zurück. Seit 2010 nimmt die Zahl der Hungernden wieder zu; ein Viertel der Bevölkerung gilt heute als unterernährt. Das Pro-Kopf-Einkommen stagniert bei 2000 Dollar im Jahr. Das alles ist Folge der Malthusianischen Bevölkerungsfalle: Das wirtschaftliche Wachstum war, anders als versprochen, nicht in der Lage, die wachsende Bevölkerung zu ernähren und aus der Armut zu befreien.

Bis heute ist die internationale Entwicklungspolitik Tummelplatz von Planwirtschaftlern, Geldtransfers aus den reichen Ländern, Protektionismus, Preiskontrollen und zentral geplante Wirtschaftspolitik würden einen Wachstumsschub («Big Push») auslösen, so

das Versprechen. Wenn das Konzept nicht aufgeht, ist das für seine Verteidiger der Beweis, dass nicht genug Geld in die Hand genommen wurde und die Mittel der Entwicklungshilfe ausgeweitet werden müssten.

Für Lord Bauer ist der ganze Ansatz verfehlt: Auf dem Weg des Geldes vom Steuerzahler des reichen Landes zum Hilfsbedürftigen des armen Landes lauern viele Versickerungsrisiken. Schon die Bürokratie des Geberlandes verlangt ihren Obolus. Ist das Geld im Nehmerland angekommen, krallen sich korrupte Regierungen dann ihren Anteil. Ob am Ende die Bauern, Ingenieure und Lehrer das bei ihnen ankommende Restgeld wirklich für Dünger, zum Brückenbau oder für Unterrichtsmaterialien ausgeben, weiss niemand. Der Harvard-Ökonom Andrei Shleifer zitiert Schätzungen, nach denen von einem Dollar Entwicklungshilfe am Ende gerade einmal 13 Cent bei den Hilfsbedürftigen ankommen.

«Geld zu haben, ist das Ergebnis wirtschaftlicher Anstrengungen, nicht deren Voraussetzung», entgegnet Peter Thomas Bauer den Anhängern der Lehre eines Teufelskreises der Armut, die behaupten, der Zirkel könne nur mit Geld von aussen durchbrochen werden.

Entwicklungshilfe hält arme Länder abermals in ökonomischer Abhängigkeit. Es ist die Wiederkehr des Kolonialismus unter altruisti-

ischem Vorzeichen, die der Ökonom William Easterly mit Rudyard Kipling als «The White Man's Burden» bezeichnet. Es ist die Anmassung reicher weisser Männer – und inzwischen auch Frauen –, die zu wissen vorgeben, was für arme Frauen und Männer gut ist, die sie wie Schachfiguren auf dem Spielfeld herumschieben.

Peter Thomas Bauers Alternative ist nichts anders als die Lehre des klassischen Liberalismus. Hindernis wirtschaftlicher Entwicklung sei nicht Marktversagen, sondern Staatsversagen. Besser wäre es, die Staaten würden sich

### *Westliche Entwicklungshilfe taugt in Afghanistan noch nicht einmal zum Drohmittel des Boykotts.*

bescheiden – als Garanten der inneren und äusseren Sicherheit. Sie sollen Rechtsstaatlichkeit achten und ihren Bürgern möglichst wenig von ihrem wirtschaftlichen Erfolg wegsteuern. Wenn Güter, Kapital und Menschen sich frei bewegen, wenn grenzüberschreitender Handel ermöglicht wird und gute Anreize für Investitionen gesetzt und Freiheit und Privateigentum geschützt werden, dann ist das allemal erfolgversprechender als Entwicklungshilfe mit viel Geld.

Es kann keinen Zweifel daran geben, dass die Länder Ostasiens (Japan, China, Südkorea, Taiwan) mit dem liberalen Konzept wirtschaftlicher Freiheit mehr Wohlstand geschaffen haben als mit planwirtschaftlicher Entwicklungshilfe, durch die seit dem Zweiten Weltkrieg, folgt man William Easterly, geschätzt eine Billion Dollar in den Sand gesetzt wurde.

### **«Stationäre Banditen»**

Westliche Entwicklungshilfe taugt in Afghanistan noch nicht einmal zum Drohmittel des Boykotts. Die Taliban sind, wie sich jetzt zeigt, auf das Geld der reichen Länder nicht angewiesen. Längst haben sie ihre eigene Wirtschaft aufgebaut, die, anders als lange Zeit behauptet, kaum auf dem Rauschgifthandel beruht. Einnahmequellen sind Wegezölle für Waren (vor allem Benzin) aus den Nachbarländern und eine flächendeckende Schattenwirtschaft informeller Besteuerung, die den Menschen im Gegenzug persönlichen Schutz verspricht.

Das ist ein archaisches Konzept früher Staatlichkeit, ein Regime «stationärer Banditen» (Mancur Olson), das mit Marktwirtschaft nichts zu tun hat. Es macht freilich die Finanzierung des Taliban-Emirats unabhängig von westlicher Hilfe. Welche Schmach für den Westen. Welche Bestätigung Lord Bauers.



*Bindella*  
la vita è bella

Einer der  
ganz grossen  
Italiener.  
Eine Referenz  
in Sachen  
Bordeaux-Blend.

Jetzt bestellen: [bindella.ch/weinshop](http://bindella.ch/weinshop)

  
**SELLA & MOSCA**  
CASA FONDATA NEL 1899





# Würde ich einen Grünen daten?

Als tolerante Liberale müsste ich eigentlich sagen, dass ich das tun würde. Oder doch lieber nicht?



Als Liberaler rühmt man sich oft, tolerant gegenüber anderen Menschen und Meinungen zu sein. Wann immer in mir die Wut gegenüber einem linken Twitter-Aktivisten aufsteigt, ist es, als würde Voltaire auf einer Wolke über meinem Kopf sitzen und erklären, wie er das gemeint hat, als er sagte, dass er sein Leben für die Meinung eines anderen geben würde. Anders gesagt: Mein Wille, besser zu sein als diese intoleranten Schreihälse, sticht den gelegentlichen Wunsch nach steinzeitlicher Vergeltung. Weil es um Werte geht, die grösser sind als man selbst; um den Erhalt von Freiheit gegenüber einem immer enger werdenden Meinungskorridor, um die liberale Gesellschaft, die zunehmend unter pseudopolitisch korrektem Schrott begraben wird.

Aber: Wie tolerant bin ich, wenn es nicht um «höhere» Ziele geht? Nicht um die Gesellschaft, sondern um mein Privatleben?

«Das Private ist politisch!», höre ich die RAF-Terroristin Ulrike Meinhof sagen. Wer einmal die brillante Auseinandersetzung Bettina Röhl mit ihrer Mutter in «Die RAF hat euch lieb» gelesen hat, weiss, dass im linken Kosmos der 68er selbst ein Kleid zum Politikum werden konnte. Ja, wenn jemand überzeugt ist, dass Politik und Privatleben untrennbar verbunden sind, dann das linke bis linksextreme Spektrum.

Auch deshalb war es mir immer zuwider, das Private allzu politisch werden zu lassen. Ich bin kein Missionar. Ich muss abends beim Grillieren niemanden von meiner Weltsicht überzeugen oder Leuten ihre vermeintlichen Unzulänglichkeiten erläutern, weil ihre Bratwurst nicht vegan ist oder ihr Auto nicht mit

Kuhdung läuft. Das mag sicherlich auch daran liegen, dass ich als Kleinstadtkind eine Vorliebe für grosse Verbrennungsmotoren pflege und meine Bratwurst am liebsten mit ordentlich Spiritus vom Holzkohlegrill esse. Aber auch daran, dass ich keinen Minderwertigkeitskomplex in der Grösse eines Einfamilienhauses vor mir hertrage, der das ständige Bedürfnis auslöst, anderer Leute Lebensstil pseudomoralisch abzuwerten.

Dauerbelehrungen lösen Gegenreaktionen aus. Das sorgt mitunter dafür, dass ich, obwohl ich für Umweltschutz bin, mittlerweile nur aus dem Grund gerne mit einem Monstertruck durch die Gegend fahren würde, weil ich weiss, dass es einen Grünen irgendwo mächtig ärgert. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache: Je öfter ich einen gegenderten Text lese, desto häufiger verwende ich für mich, als Frau, die männliche Form; Journalist statt Journalistin. Man könnte es Renitenz nennen. Ich würde es als natürliche Abwehrreaktion gegenüber ideologischer Bevormundung bezeichnen.

Und weil Linke mit ihrem missionarischen Engagement allein nie weit gekommen sind, gesellte sich zur obligatorischen Nerverei einmal mehr der Zwang. Freilich nicht so offensichtlich wie in der DDR oder einem anderen sozialistischen Unrechtsregime, in dem man Menschen mit anderer Meinung viel einfacher loswerden konnte, als es gegenwärtig der Fall ist. Aber dafür um einiges subtiler unter dem Deckmantel vermeintlicher Meinungsfreiheit.

Hierbei half vor allem die Erkenntnis, dass sich die Bezeichnung «Nazi» beliebig auf

jeden Themenbereich ausdehnen lässt. Nein, im «besten Deutschland, das es jemals gegeben hat» (Frank-Walter Steinmeier) wird man für eine nicht linke Meinung sicherlich nicht von einem Despoten in den Kerker geworfen. Dafür aber sozial geächtet und beruflich vernichtet.

Aber warum erzähle ich Ihnen das? Weil ich gefragt wurde, ob ich nicht einen Text über meine Bereitschaft, einen Grünen-Wähler zu daten, schreiben wolle. Und weil ich als Liberale sagen müsste, dass ich das tun würde. Aber die Wahrheit ist: nein, vermutlich nicht.

Dabei ist es nicht so, als hätte ich das in der Vergangenheit nicht getan. Nur hat die permanente Konfrontation mit der linken Intoleranz während der letzten Jahre auch für eine Intoleranz meinerseits gesorgt. Nicht im Beruflichen, wo mich der kleine Voltaire auf seiner Wolke immer noch daran erinnert, dass die Freiheit im Denken universell sein muss. Und auch nicht im gesellschaftlichen Sinn. Aber im Privaten.

Nicht weil das Private politisch ist, wie Meinhof und andere Radikale dachten, sondern weil es eben genau das nicht ist. Zumindest nicht für mich. Weil ich die einzige Sphäre im Leben, in der man als Liberaler mittlerweile noch die Möglichkeit hat, von linken Utopien verschont zu bleiben, um jeden Preis schützen möchte. Und weil ich den Wahnsinn um mich herum gar nicht mehr aushalten würde, wenn ich mir den Unsinn à la Baerbock und Habeck auch noch von meinem Partner anhören müsste. In den eigenen vier Wänden endet meine Toleranz.

## Militärischer Super-GAU

Nr. 35 – Wie wir die Weltmacht USA besiegten  
Interview von Urs Gehrig mit Uqab Afghan Alhanafi

Sandalen und Kalaschnikows besiegen die grösste Militärmacht. Präsident Biden vollzieht konsequent die Rückzugsankündigungen des Republikaners Trump. Unwahrscheinlich, dass Trump einen geordneteren Rückzug umgesetzt hätte. Es war George W. Bush, der in Afghanistan militärisch eingriff, um den weltweiten Terror zu bekämpfen und seinen Vater zu beeindrucken, der mit der ersten Invasion im Irak mit Norman Schwarzkopf und «Desert Storm» nach Vietnam das militärische Verliererimage der USA aufhob. In Afghanistan scheiterten schon Russland und im 19. Jahrhundert Grossbritannien, das in militärischen Niederlagen blutigste Verluste erlitt. Militärische Stärke darf nie historische, kulturelle, zivilisatorische und politische Rahmenbedingungen vernachlässigen. Die USA erleben nach Vietnam einen weiteren geostrategischen sicherheits-, aussenpolitischen und militärischen Super-GAU. China und Russland springen bereits in diese Lücken. *Roger E. Schärer, Stäfa*

## Meistens sachlich

Nr. 34 – «Der unfähige Präsident»  
Editorial von Roger Köppel

Ich lese jetzt seit einigen Jahren die *Weltwoche*, ich muss sagen, sie gefällt mir. Vor allem lese ich Roger Köppel auf der ersten Seite. Mir gefällt sein Schreibstil; seine Texte sind meistens sachlich, relativ einfach verständlich, nicht zu lange und meistens interessant. Darum war ich etwas erstaunt über das letzte Editorial. Ich bin absolut kein Fan von Joe Biden, jedoch ihn als unfähig hinzustellen, ist schon etwas

anmassend. Man liest aus diesem Artikel, dass der Verfasser den früheren Präsidenten bevorzugt. Was ja auch kein Geheimnis ist. Zeitungen und Medien sollten, meiner Meinung nach, neutral sein. Artikel sollten nicht zu sehr politisch beeinflusst werden. Ich bin selber ein bisschen politisch aktiv, vielleicht stört mich das jetzt genau deshalb. *Sonia Costa-Cortesi, Li Curt*

## Abgesang aufs Leben

Nr. 34 – «Auf den Intensivstationen wird es eng»  
Gegenrede von Prof. Hans Pargger

Was soll der Abgesang auf mein Leben mit dieser Drohgebärde? Der Autor steht für jene Personen, denen es nicht gelingt, das gut ausgebildete Pflegepersonal auf ihre Seite zu bringen und von der Impfung zu überzeugen. Davon kein Wort im Bericht. Dabei steht diese Tatsache meinungsbildend am Anfang des Problems. Mir fehlt eine Analyse des Impfwiderstandes im Umfeld der Fachleute und nicht des möglichen Mangels an Intensivbetten. *Hans Sutter, Bonaduz*

Den Ausführungen kann ich vollumfänglich zustimmen. Nur in einem Punkt irrt Hans Pargger, oder er verschweigt dies bewusst: «Im Moment sind unsere Intensivbetten stark durch Patienten mit Migrationshintergrund belegt.» Dies ist seit Beginn der Pandemie so. Die Bettenauslastung in den Spitälern – auch auf der Intensivstation – war durchgehend zu 70 Prozent durch Migrant\*innen verursacht. Bundesrat Berset wurde bei seinem Besuch im Dezember 2020 in Basel bereits auf dieses Problem aufmerksam gemacht. Er hat es konsequent ignoriert, und auch die Forderung, die Reiserückkehrer aus dem Balkan und der Türkei zu testen, hat er abgelehnt. *Hanspeter Weibel, Bottmingen*

## Asozial

Nr. 34 – «Alles, was man über das Impfen wissen muss»  
Alex Baur über den Epidemiologen Klaus Stöhr

Dringende Krebsbehandlungen werden verschoben, weil die Betten mit Covid-Patienten belegt sind; allesamt ungeimpft. Der Impfscheid ist keine persönliche Angelegenheit mehr. Somit verhalten sich Impferweigerer asozial und haben mit negativen Konsequenzen zu rechnen. *Peter Meier, Volketswil*

## Nicht nur ein Wohltäter

Nr. 34 – «Plädoyer für die Parallelgesellschaft»  
Essay von Christoph Pfluger

Von offizieller Seite wird eine Abgrenzung herbeigeredet oder vielleicht sogar gewünscht. Ich aber erlebe keine Abschottung, eher das Gegenteil. Entfernte Bekannte, die man nur selten traf, diskutieren auf einmal über die Unsicherheiten der gegenwärtigen Situation. Ich erlebe, dass Geimpfte sowie Ungeimpfte ein grosses Unbehagen gegenüber den Behörden haben. Somit ist die Abschottung, die eine Parallelgesellschaft ausmacht, nicht gegeben. Ich sehe mittel- oder langfristig sogar eine Wiederbelebung der Demokratie, denn es hat sich ja herausgestellt, dass der Staat nicht nur ein Wohltäter ist. Es geht schlicht und einfach um These–Antithese–Synthese. Die Bevölkerung wird nicht die totale Herrschaft übernehmen, wenn die Kompetenzen des Bundesrates eingeschränkt würden. *Thomas Bieli, Liebstorf*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Jean-Paul Belmondo (1933–2021) Mikis Theodorakis (1925–2021)



*Idol einer Generation:* Schauspieler Belmondo.

Er wollte Boxer werden. Seine gebrochene Nase wurde zu seinem Markenzeichen: ein gewinnend grinsender Selbstironiker, der zur Ikone der französischen, der europäischen Nachkriegsgeneration wurde. Ein Bruder Leichtfuß, der sich immer in die Fantasie abzusetzen versuchte. In Philippe de Brocas bis heute unterschätztem Film «L'homme de Rio» (1964), einer Hommage an Hergés «Tintin», rennt er seiner nach Brasilien entführten Geliebten hinterher, über den halben Globus, als wäre die Erde eine Abfolge von Räumen, durch die er sich gelegentlich prügeln muss, weil sie nicht gleich geöffnet werden.

Als Autodieb Michel Poiccard ist er in Jean-Luc Godards «A bout de souffle» (1960) hin und weg von Humphrey Bogart und dessen amerikanischer Coolness, die die Generation prägen sollte. Der Film wurde Kult, auch weil er die restaurativen Jahre hinter sich liess, mit Jean-Paul Belmondo, zärtlich «Bébel» genannt, als Idol. Ein charmanter Luftikus, Weltenbummler und ein bisschen Anarchist. Sein Konkurrent Alain Delon verkörperte die dunkle, verschlossene Seite dieses Typus. In Jacques Derays «Borsalino» (1970), in dem sie gemeinsame Sache machten, spielten die beiden lustvoll mit ihren Profilen.

Elektrisierend fürs jugendliche Publikum war das Zusammenspiel mit dem «Monster des französischen Films», mit Jean Gabin, der das alte französische Kino repräsentierte. In «Un singe en hiver» (1962) von Henri Verneuil war Gabin

(58) doppelt so alt wie Bébel. Nach anfänglicher Frostigkeit flüsterte er ihm einmal zu: «Du bist wie ich mit 29.» Drang Belmondo, in den Gangsterfilmen («Le doulos», 1962, von Jean-Pierre Melville), in die Schattenwelt, wurde er zum gefallenen Engel, dem sein Leichtsinns zum Verhängnis wurde. In Godards «Pierrot le fou» (1965) ist er der «verrückte» Ferdinand, der mit seiner Geliebten auf eine Robinsoninsel flieht und das Leben sucht, das irgendwo ist, nur weiss er nicht, wo. Er sucht es in der Literatur, der Malerei, der Liebe – ergebnislos.

Der in Paris geborene Sohn einer Tänzerin und eines Bildhauers mit sizilianischen Wurzeln spielte mit allen Grössen des französischen Films, von Godard über Claude Chabrol, François Truffaut bis Louis Malle und Melville; er war in über sechzig Filmen zu sehen – und immer mit den Sexsymbolen, von Jean Seberg über Ursula Andress bis Claudia Cardinale und Jeanne Moreau, an seiner Seite. Ein Filou der besonderen Art. Für Melville war er der «aussergewöhnlichste Schauspieler seiner Generation. Er kann schlechthin alles. [...] Ich bewundere seine Geschmeidigkeit, seine Sensibilität, seine Gelehrigkeit.» Belmondo, der in seinem zirkusartigen Trieb die Stunts selbst ausführte, war auch ein Theaternarr. Vor seiner Filmkarriere tingelte er mit Wanderbühnen durch die Provinz und gab als Prinz in «Dornröschen» sein Debüt. Als sich die Filmbranche von ihm abwandte, kaufte er kurzerhand ein Theater. *Wolfram Knorr*

Zwei Männer haben alles verloren – und tanzen. Sie stampfen den Sirtaki mit der Kraft der Verzweiflung. Zu einer Melodie von Mikis Theodorakis, die sofort populär und die heimliche Nationalhymne Griechenlands wurde. Das war 1964, als «Alexis Sorbas» in die Kinos kam.

Der am 29. Juli 1925 auf der Insel Chios geborene Mikis Theodorakis wurde als Komponist, Schriftsteller und Politiker wie ein Volksheld verehrt. Denn schon vor dem Komponisten formierte sich der politisch links denkende Mensch Mikis Theodorakis. Der in blutigste Kampfschmützel verwickelt, inhaftiert, gefoltert, lebendig begraben wurde. Erst durch die Faschisten Deutschlands und Italiens, später als kommunistischer Regimegegner. 1961 kehrte Theodorakis nach Athen zurück. Er beteiligte sich am Kulturkampf um eine neue, zeitgenössische Volksmusik, aber auch als Abgeordneter am politischen Aufbruch. Während der Militärdiktatur ging er in den Untergrund. Seine Musik wurde verboten, er wurde neuerlich verhaftet. Eine internationale Solidaritätsbewegung, angeführt von Dmitri Schostakowitsch, Leonard Bernstein, Yves Montand und Harry Belafonte, erreichte 1970 die Freilassung, der das Pariser Exil folgte. Dort entstand seine zweite berühmte Filmmusik, jene für Costa-Gavras' Polit-Thriller «Z».

Vom neuen Griechenland nach 1974 als Held gefeiert, engagierte sich Theodorakis nur noch selten. Seine letzten Jahre, die er in seinem Haus, wenige Schritte vom Götterhügel der Akropolis entfernt, verbrachte, waren von Krankheit überschattet. Theodorakis wurde zum Mythos. Und er wurde, was Beethoven immer sein wollte: ein vom ganzen Land geliebter, bisweilen auch gehasster Künstler, ein Politiker und Freiheitskämpfer, eine Stimme des Humanen. Am 2. September ist er gestorben. Er wurde 96 Jahre alt. *Manuel Brug*



*Volksheld:* Komponist Theodorakis.

# Der Ehrliche ist der Dumme

Bundesrätin Sommaruga möchte das Pariser Abkommen gegen Schummeleien absichern.



An der 26. Klimakonferenz der Uno in Glasgow vom 1. bis 12. November wird vor allem das Feilschen über Geld und Kosten wichtig sein. Klar, man will auch über CO<sub>2</sub>-Emissionen und Temperaturziele des Pariser Abkommens verhandeln und vielleicht einiges entscheiden. Der Vertrag soll ja ab 2020 die gut 190 Teilnehmerländer dazu bringen, ihre Treibhausgas-Emissionen zu verringern. Aber man kann kein Land zwingen, seine Zusagen einzuhalten, die Versprechen sind unverbindlich.

Alle wissen das und nehmen es mit Klimazielen deshalb locker. Viel wichtiger nehmen die Regierungen die Nebengeschäfte, die mit den Klima-Massnahmen zusammenhängen. Ab 2020 sind Nord-Süd-Unterstützungen um die hundert Milliarden Dollar jährlich im Gespräch. Der Bundesrat hat den «fairen» Schweizer Anteil früher auf 450 bis 600 Millionen Dollar geschätzt.

Eigentlich ist die Glasgow-Konferenz ein grosser Basar, wo das wegen Corona um ein Jahr verschobene Start-Festival des Pariser Abkommens mit tausend Nebengeschäften garniert wird. Da prallen fremde Welten und gegensätzliche Vorstellungen über Spielregeln aufeinander.

Das Mandat, das der Bundesrat der Schweizer Delegation mit Umweltbotschafter Franz Perez vom Bundesamt für Umwelt (Bafu) erteilt hat, lässt aufhorchen. Die Schweizer sollen sich in Glasgow dafür einsetzen, dass die noch fehlenden Regeln zur Umsetzung des Pariser Vertrags beschlossen werden, konkret: «Die Delegation wird insbesondere unterstützen, dass Emissionsverminderungen im Ausland nicht mehrfach (dem Geber- und dem Empfängerland) angerechnet werden können. Denn dies würde

den Anspruch und die Effizienz des Pariser Abkommens bedrohen.»

Anders gesagt: Zentraler Auftrag der Delegation ist es, zu verhindern, dass Umweltleistungen doppelt gezählt werden. Ist auch Bundesrätin Simonetta Sommarugas grosses Anliegen. Aber: Wenn man so viel Energie einsetzen muss, um das für normale Leute Selbstverständliche durchzusetzen, also zu verhindern, dass Scheinrechnungen und Betrug Bestandteil des internationalen Abkommens werden – dann muss das ganze System faul sein.

Noch mal anders gesagt: Man erwartet offenbar nicht, dass die Uno ein Vertragswerk aufbaut, das der Korrektheit und den normalen Ansprüchen eines ehrbaren Kaufmanns entspricht. Offenbar muss man davon ausgehen, dass alle einander zu täuschen versuchen.

Die Schweiz kann vielleicht mithelfen, im Pariser Prozess Doppelzählungen wegzuregulieren. Aber in einem System, in dem das Nichteinhalten von Verträgen dominiert, gibt es tausend andere Fallen. Der Ehrliche bleibt der Dumme.

## Marketing-Farbe Grün

Die Finanzindustrie wird dem Publikum bald genauer erklären müssen, was sie tut. Abgesprungene Kaderleute mit Insiderwissen erzählen öffentlich, dass nachhaltiges Investieren ein Stück weit einfach ein Show-Geschäft sei. Desirée Fixler, ehemalige Leiterin Nachhaltigkeit bei DWS, der Fondsgesellschaft der Deutschen Bank, sagte, Finanzunternehmen würden ihr Nachhaltigkeitsengagement geschönt darstellen. Die Finanzaufsicht schaltete sich ein, der DWS-Aktienkurs rutschte ab.

Und Tariq Fancy, früherer Chef für nachhaltige Anlagen beim weltgrössten Vermögensmanager, Blackrock, macht jetzt mit der Botschaft die Runde, nachhaltige Anlagen dienen vor allem dem Marketing, Investitionen erfolgten nicht zielgerichtet, seien nutzlos, Renditevorteile auch eine Illusion. Höhere Gebühren, das vor allem sei der Vorteil, den die Finanzindustrie davon habe.

Hinter dieser Kritik steckt auch der Zielkonflikt, dass sogenannt nachhaltiges Investieren Rendite kosten kann, dass aber die Vermögensverwalter gegenüber ihren Kunden zugleich die treuhänderische Pflicht haben, das Geld möglichst gut anzulegen.

Die Entwicklung geht dahin, dass der Staat noch stärker in die Branche eindringt. Die EU hat mit dem Taxonomie-Projekt ein riesiges Programm zur Einstufung der Finanzinstrumente gestartet, dem sich auch die Schweiz anschliesst. Die Behörden bestimmen künftig, wie grün welcher Werttitel ist, die zentrale Lenkung der Investitionen gewinnt an Einfluss. Die Banken selber heissen den Staat willkommen, denn dann müssen sie nicht mehr so viel selber erklären.

## Weiblichere Zeitung

In der Wirtschaftszeitung *Finanz und Wirtschaft* wurde der Titel der Anlegerkolumne kürzlich von der jahrzehntealten Form «Lieber Investor!» in «Liebe Investorin, lieber Investor!» geändert. Die Autorenschaft bleibt anonym, man weiss also nicht, ob man auch zu einer Autorin gewechselt hat. Aus dem Inhalt der Texte schimmert allerdings die gleiche Sichtweise auf Schweizer Industrie und Finanzbranche durch wie vorher. Ist der Titel nur Marketing?



# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Es ist an der Zeit,  
das Trauma 9/11  
abzuhaken.»  
Marc Neumann, Seite 58



*Weil es nichts Falsches im Richtigen gibt.*

**James Ensor, Masks Mocking Death, 1888** – Der Drang von Gesellschaften zum unaufhörlichen *fine-tuning* ihrer Strukturen hin zu einem Besseren führt unglücklicherweise dazu, dass vieles an sich Einfaches zum unendlich Komplizierten wird. Immer mehr Regeln, Verordnungen und Bestimmungen legen sich wie Masken über die Natur des Menschen, um diesen vermeintlich in der Absurdität seines Seins vor seiner Rohheit und Natürlichkeit zu schützen. Gelegentlich ist das von Vorteil, gelegentlich nicht.

Man sieht es an den jüngsten Auseinandersetzungen zwischen Impfwilligen und Impfunwilligen, und man möchte rufen: Wo ist das

Problem? Wer ungeimpft unter Geimpften durch die Felder des Lebens wandeln möchte, weil er sich nichts vorschreiben lassen will, sich für unsterblich hält oder befürchtet, eine Impfung könnte ihn mit grösserer Wahrscheinlichkeit ins Grab bringen als eine Ansteckung mit einem Virus oder das Leben selbst, soll das tun. Er darf das alles, nur darf er nicht auf die Rücksicht der Geimpften zählen. Ein Individuum, das sich auch schon nur bei einer Petitesse nicht anpassen will, ist dann alleine beim *survival of the fittest*.

Wir haben keine Zeit und vor allem keine Lust, Rücksicht zu nehmen auf die Ignoranten dieser Tage und ihre Psychosen, die sie mit der Maske

der Freiheit kaschieren. Wir wären besser beraten, wenn wir das ganze Dilemma um individuelle Freiheiten in einem Kollektiv nicht an dieser Sache festmachten und aufbauschen zu einer soziologischen, moralischen, philosophischen oder ethischen Grundsatzdebatte; welche eine Zeitverschwendung, weil es nichts Falsches im Richtigen gibt. Es gibt nur noch ein Ende mit Schrecken oder ein Schrecken ohne Ende.

Vergessen wir nicht – wie der belgische Maler James Ensor (1860–1949) –, dass eine Maske nie ein Schutz ist gegen das Unabänderliche. Lassen wir jedem Leben seinen Tod und jedem Tod sein Leben. *Michael Bahnerth*

# Zeit für den Schlussstrich

Seit 20 Jahren gedenken die Amerikaner der Terroranschläge des 11. September 2001. Vielleicht wäre es besser, das immer wiederkehrende Trauma abzuhaken.

Marc Neumann

**Garrett M. Graff:** Und auf einmal diese Stille. Die Oral History des 11. September. Aus dem Amerikanischen von Philipp Albers und Hannes Meyer. Suhrkamp. 537 S., Fr. 24.90

Zur Einstimmung auf den 20. Jahrestag der Anschläge vom 11. September 2001 las ich heuer das Buch von Garrett M. Graff, das im Original «The Only Plane in the Sky» heisst. Der Titel verweist auf die einsamen Kreise, die die Air Force One, die Boeing 747 der US-Präsidenten, an jenem 11. September am Himmel zog, als der restliche Flugverkehr eingestellt und der Luftraum über den USA gesperrt war. Neben den Reaktionen aus der Präsidentenmaschine hat Graff im Buch über 500 andere Stimmen gesammelt und zu einer Collage jenes Tages zusammengestellt. «Oral History» nennt man dieses Genre von Zeitzeugen-Geschichtsschreibung durch mündliche Überlieferung.

## Katalysator der Erinnerung

Wer sich auf diese historische Nachstellung der Ereignisse an den Absturzorten New York, Washington und Shanksville einlässt, durchläuft den Schrecken von 9/11 in vielen seiner Facetten erneut. Vom unwahrscheinlichen Glück einzelner Überlebender, dem singulären Leid, seine Nächsten nach einem letzten Anruf aus dem Flugzeug, dem Pentagon oder den Türmen verloren zu haben, bis hin zum blanken Horror der Beschreibung des Geräuschs beim Aufschlag von Menschen, die hundert Stockwerke in die Tiefe sprangen – als Katalysator der Erinnerung ist Graffs Buch furchtbar stark.

Erst recht für jemanden, der vor zwanzig Jahren an der Südspitze Manhattans wohnte. Das Buch ruft mir längst Vergessenes ins Gedächtnis und macht es gleich wieder real: Hörte ich etwa während der Lektüre die Triebwerke eines Jets aufheulen, schweifte der Blick automatisch in den Himmel – wie in den Wochen und Monaten nach jenem strahlenden Morgen im September, als ich jeden Flieger über Manhattan argwöhnisch und angstvoll beäugte. Wegen solch unangenehmer Erinnerungen waren mir die

feierlichen 9/11-Memorial-Services immer ein Graus.

Nicht die Gesten des Gedenkens: Eine Minute der Einkehr um 8.46 Uhr, als American Airlines Flugnummer 11 in den Nordturm krachte (und ich noch schlief). Ein Schweigemoment um 9.03, als mir die Druckwelle der im Südturm explodierten United Airlines 175 durchs offene Fenster die Haare zu Berge stehen liess, gut fünf Blocks Luftlinie vom World Trade Center (WTC). Dasselbe gilt für die Momente des Einsturzes beider Türme, deren Niederprasseln ich in 500 Meter Distanz als Rumpeln eines Erdbebens in den Füssen spürte.

Aber das quälende Ritual der Verlesung der Namen aller Getöteten, das stundenlange Glockengebimmel, unterbrochen von Bildern von heldenhaften *firefighters* und Cops, den Stahlträgern des WTC, die das Kreuz des Ground Zero bildeten, der obligate George W. mit seinem Megafon – wozu der alljährliche Wiederholungskurs in Masochismus? Um nicht zu vergessen, was eh die wenigsten vergessen können?

«Never forget!», patriotisches Mantra der USA nach 9/11 und Aufruf, diesen infamen Tag in der amerikanischen Geschichte niemals zu vergessen, ist zum Fluch geworden. Mehr als ein Memento an die 2996 Toten des Angriffs auf eigenem Boden hat der Aufruf, 9/11 nie zu

vergessen, dafür gesorgt, dass aus der offenen Wunde der Anschläge ein chronisches Trauma wurde.

## «Schnappschuss» des historischen Tags

Jedenfalls bei mir. Lasse ich mich auf Bücher wie das von Graff ein, dann triggert das mein Trauma. Im Nu schlägt eine Flut der Erinnerungen über mir zusammen, ikonische 9/11-Bilder ebenso wie profane und persönliche. Dann kommt etwa hoch, wie mein Mitbewohner, sein Freund, ich und eine Bekannte, die frühmorgens gegenüber den Twin Towers als Fitnessinstructorin gearbeitet hatte und nach den Einschlägen über einen brennenden Flugzeugreifen gesprungen und in unser nahes Loft geflüchtet war, mittags eine Tomaten-Mozzarella-Pasta teilten, beinahe beschwingt und erleichtert, das Schlimmste überstanden zu haben. Die Zutaten hatte ich zuvor in einem noch offenen Deli in Chinatown besorgt, vorbei an einem staubigen Strom von Menschen, die schweigend über die Brooklyn Bridge flohen.

Oder wie ich und die Freundin abends nach einigen Mojitos in der Lower East Side in den stockfinsternen Financial District schlichen, durch den knöcheltiefen Staub der Twin Towers auf den Strassen wateten und uns vor patrouillierenden Polizeiautos mit ihrem gespenstischen Blaulicht in öffentlichen Telefonzellen versteckten. Vor den dunklen Wolkenkratzern der Finanzwelt trafen wir auf Sicherheitspersonal beim Kartenspielen im Kerzenschein – es sei ihr Job, die Gebäude bei einem Stromausfall zu sichern, sagten sie lakonisch. Zwei Strassenzüge vor den Absperrungen am Broadway sahen wir haushohe Flammen hinter dem Skelett von Fassadenteilen der Towers, und ich brach weinend zusammen – das dritte Mal innert zwölf Stunden.

Am nächsten, wiederum strahlend schönen Morgen stand ich auf und sah vor dem Haus Einheiten der Nationalgarde, die verstaubte und verbeulte Autowracks zum Abtransport bereitstellten. Ich schwang mich aufs Velo zum Union Square, wo ich einen Kaffee kaufte und mir die *New York Times* und die *New York Post*



„Und weil es so spitz zulief, haben wir das Dachgeschoss einfach mal ausgebaut...“



*Dann war's mit dem Geist der 1990er Jahre vorbei: Einsturz der Twin Towers am 11. September 2001 in New York.*

besorgte – ich habe die Ausgaben noch heute. Genau wie die Erinnerung an den Gestank von verdorbenem Hühnerfleisch im Tiefkühlfach, nach zehn Tagen ohne Strom, oder an den Geruch des Ground Zero, wo unterirdische Brände hundert Tage lang schwelten und je nach Windrichtung bis kurz vor Weihnachten beissender Qualm durch die Nachbarschaft waberte.

Gerne hätte ich diese und viele andere Erinnerungen an 9/11 längst vergessen. Aber «Never forget!» lässt das nicht zu. Im Epilog von «The Only Plane in the Sky» versucht Garrett Graff, der vertrackten Situation einen Licht-

### *Die Wiederkehr der Ereignisse wirkt mit, die Drohkulisse der Krise aufrechtzuerhalten.*

blick abzugewinnen. Die Fülle an «Oral Histories» habe ihm vor allem klargemacht, wie fragil, zufällig und schicksalhaft unsere Existenz doch sei. Den Lift, das linke oder rechte Treppenhaus auf dem Weg aus den Türmen zu nehmen, die Idee, ausgerechnet am 11. September 2001 blauzumachen, oder am Vorabend den Flug umzubuchen – all das entschied über Leben und Tod. Graff bringt existenzialistische Demut zum Ausdruck. Das soll wohl Dankbarkeit darüber

ausdrücken, am Leben zu sein, und Hoffnung statt Trauma nähren.

Für mich trägt das nicht weit genug. Erstens, weil Garrett Graff mir in einer E-Mail schrieb, der «Schatten des posttraumatischen Stresssyndroms» von 9/11 sei in der Tat sehr gross, sein erschütterndes Buch indes nur als «Schnappschuss» dieses historischen Tags gedacht. An dem, was danach komme, beisse er sich nicht die Zähne aus. Die Ironie ist augenfällig: Graff selbst verdrängt das Trauma – und hält es so am Leben. Zweitens empfinde ich das Trauma, das seit zwanzig Jahren an jedem Jahrestag geweckt und genährt wird, als lähmend. Doch Stasis passt nicht zur bewegten Geschichte seit 9/11: Osama bin Laden mag tot sein, aber er gab den Anstoss zum «War on Terror», dieser unseligen Metapher, die zu echten Kriegen im Irak und andernorts im Nahen Osten führte, deren Ende auch mit dem missglückten Abzug der USA aus Afghanistan noch nicht da ist.

### **Ewige Wiederkehr**

Im Innern Amerikas läuteten die Anschläge des 11. September mit Gesetzen wie dem Patriot Act nicht nur ein neues Überwachungszeitalter ein. Sie waren auch Startschuss für eine Serie nationaler Krisen. Der «War on Terror», die Finanzkrise von 2008, Protestbewegungen von Tea

Party bis zu «Occupy Wall Street», «Black Lives Matter» und den woken Kämpfen für soziale Gerechtigkeit, und schliesslich die Coronapandemie vor der drohenden Kulisse eines sich wandelnden Klimas – sie alle stehen für eine Stimmung der permanenten Bedrohung und Angst, in der Rede-, Presse- und bürgerliche Freiheiten unter Druck geraten.

«Als ich in Washington ankam, konnte man einfach ins Kapitol laufen», sagt Mary Beth Cahill, Chief of Staff des damaligen Senators Ted Kennedy, im Buch. Als ich in New York ankam, tanzte ich bis in die Morgenstunden in den cathedralartigen Pfeilern der Brooklyn Bridge. Nach 9/11 war's mit dem Geist der 1990er Jahre vorbei. Wie in New York City die Subway und den Grand-Central-Bahnhof, so säumten nach 9/11 mit Maschinengewehren bewaffnete Nationalgardisten das Regierungsgelände in Washington. Nach dem 6. Januar dieses Jahrs riegelte Stacheldraht den Kapitolshügel ab – und wir nehmen es hin. Der 11. September 2001 war das Omen für diese neue Normalität. Ob gewollt oder nicht – die ewige Wiederkehr der Ereignisse von 9/11 wirkt mit, die Drohkulisse der permanenten Krise aufrechtzuerhalten. Osama bin Laden würde es recht sein.

Vergessen werde ich 9/11 nie. Aber es ist an der Zeit, das Trauma abzuhaken.

# Hörst du mich?

Herbert Cerutti

**Cord Christian Troebst:** Der himmlische Funke. Die abenteuerliche Geschichte der Nachrichtentechnik. Tredition. 500 S., Fr. 34.90

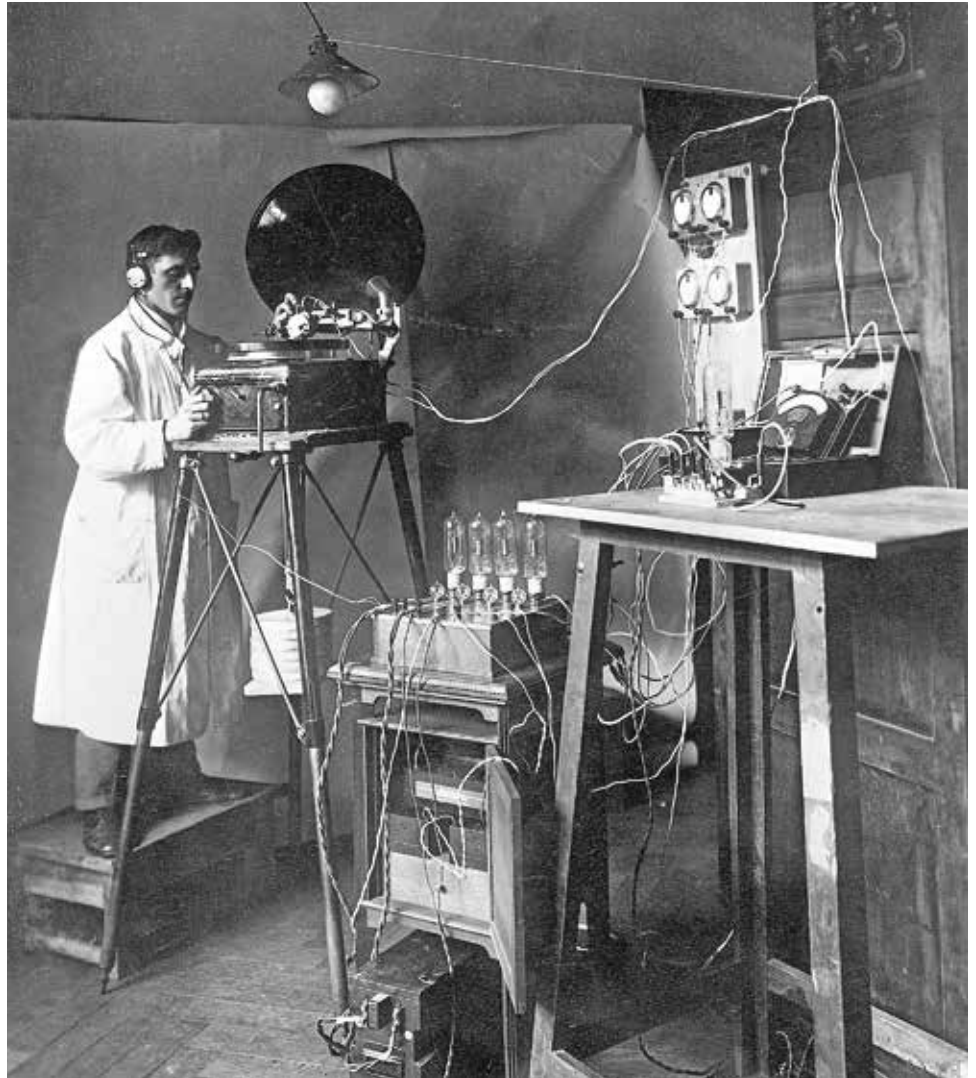
Wenn Lebewesen miteinander zu tun haben, müssen sie sich auf irgendeine Weise verständigen: Kommunikation ist eines der Grundprinzipien sozialer Interaktion. Im Tierreich werden zu diesem Zweck optische Zeichen wie Farben des Gefieders, Balztänze, Drohgebärden, Duftstoffe und vor allem auch akustische Zeichen, vom Gesang der Vögel bis zum Brüllen des Löwen, eingesetzt. Während der Mensch ebenfalls optische Zeichen und unbewusst wohl auch Duftsignale verwendet, ist sein wichtigstes Kommunikationsmittel die Sprache und darauf basierend die Schrift.

Der Wunsch, sich einem anderen Menschen mitzuteilen, Neuigkeiten schnell zu erfahren und weiterzugeben, ist so alt wie die Menschheit. Schon die Steinzeitmenschen werden Informationen über mögliche Beute, günstige Wohngebiete, drohende Gefahren, aber auch Klatsch und Imaginäres mit Worten und Zeichen ausgedrückt haben. Nachrichten konnten jedoch nur von Angesicht zu Angesicht ausgetauscht werden. Über grössere Distanzen liessen sich Botschaften nicht schneller verbreiten, als der Bote war, der sie beförderte.

## Eine unendliche Geschichte

Wie sich solche Telekommunikation über die Jahrtausende entwickelte, vom lauten Stadtschreier auf dem griechischen Marktplatz bis zu den täglichen 200 Milliarden E-Mails heute, verdankt sich einer unglaublichen Fülle an menschlichen Einfällen und technischem Fortschritt. Die Geschichte der Fernübertragung von Nachrichten legt Cord Christian Troebst in seinem Buch dar. Was der Autor auf fast 500 Seiten zusammengetragen hat, ist schier «unverdaulich»: Jede Seite ist vollgepackt mit Zahlen und Namen, Fakten und Anekdoten. Erst zehn Jahre als Technikjournalist in den USA unterwegs und später als Reisejournalist von Grönland bis Galapagos, hat sich Troebst sein Wissen weltweit angeeignet. Dass er den gewaltigen Fundus an Informationen jetzt mit 88 Jahren in bester populärwissenschaftlicher Manier zu präsentieren weiss, ist erstaunlich.

Was wir uns heute an Nachrichtentechnik leisten, ist eigentlich unvernünftig. Schriftliche Informationen in Sekundenschnelle über Kontinente und Ozeane hinweg übermitteln, über jede Distanz miteinander sprechen und per Skype sogar von Angesicht zu Angesicht, simsens, chatten, twittern und posten, Filme streamen



*Schreien, rennen, reiten und fliegen: Tonaufnahme anno 1927.*

oder virtuell durch ein Museum streifen – all das mag sinnvoll und hilfreich sein. Die schiere Menge des Angebots aber übersteigt doch bei weitem das, was für ein angenehmes Leben nötig wäre. Der Blick zurück in vergangene Epochen zeigt Formen der Nachrichtentechnik, die nicht zuletzt durch ihre simple Nützlichkeit noch immer faszinieren.

In Persien vor 2000 Jahren waren auf Berggipfeln Männer mit besonders kräftigen Stimmen postiert, die einander Botschaften

*Bald flogen Tauben von Burg zu Burg und über die Köpfe der Feinde hinweg zu einer belagerten Stadt.*

zuschrien. So wurden Nachrichten noch am selben Tag über Distanzen übertragen, die sonst dreissig Tagesreisen brauchten. Sollten allerdings geheime Botschaften übermittelt werden, brauchte es diskretere Methoden. Das alte Babylon nutzte bereits vor 4000 Jahren schnelle Botendienste. Stafetten aus jungen, drahtigen Männern trugen Nachrichten der Herrscher im Laufschrift zu den Statthaltern

der Provinzen. Das Päckchen mit der Botschaft trugen sie auf dem Kopf. Glöckchen am Körper signalisierten ihr Kommen, worauf andere Fussgänger sofort Platz zu machen hatten. Dort, wo man Reitpferde kannte, liess sich die Meldegeschwindigkeit markant steigern. Der Perserkönig Kyros der Grosse schuf um 500 vor Christus das passende Konzept: Entlang der 2500 Kilometer langen «Königsstrasse» von der Winterresidenz Susa nach Sardes errichtete er 111 Stationen als Unterkünfte für Kurier und Stallungen für die Pferde. Dies erlaubte einen Nachrichtentransfer in etwa fünf Tagen über eine Strecke, für die der gewöhnliche Reisende neunzig Tagesreisen benötigte.

## Blitzschnelle Elektrizität

Nochmals schneller ging es per Luftpost. Die Griechen und Römer entwickelten raffinierte Brieffaubendienste, die in Goldröhrchen oder hohlen Federkielen geschäftliche und private Botschaften (romantische Liebesbriefchen) übermittelten. Damit militärische Nachrichten nicht unterwegs durch Jagdfalken gehackt werden konnten, wurden sie mittels gefärbten Federn oder farbigen Fäden codiert. Zeitweilig soll

es im Nahen Osten bis zu 14 000 Taubenposten gegeben haben. Die Kreuzfahrer brachten die Taubenpost schliesslich nach Europa. Bald flogen Tauben von Burg zu Burg und über die Köpfe der Feinde hinweg zu einer belagerten Stadt. Als schnelle Kuriere verhalfen sie noch im 19. Jahrhundert bei wichtigen Ereignissen zu einem Informationsvorsprung. So erfuhr Nathan Rothschild in London einen Tag vor der Konkurrenz von der Niederlage Napoleons in Waterloo, was er an der Börse sofort gewinnbringend umsetzte.

Am schnellsten arbeiten indes per Kupferdraht oder Glasfaser übermittelte elektrische Signale und elektromagnetische Radiowellen. Dieser Epoche ist denn auch der allergrösste Teil des Buchs gewidmet. Von den ersten primitiven Telegrafien im 18. Jahrhundert über die immer dichteren landesweiten Telegrafennetze bis zur Verlegung des ersten Seekabels von Irland nach Neufundland – die Liveschaltung zwischen der Alten und der Neuen Welt am 7. August 1858 löste einen ungeheuren Jubel aus und galt als «grösstes Ereignis der Weltgeschichte» – zieht sich eine lange Kette von Entwicklungsschritten mit einer Vielzahl von Vätern, Streitereien um Patentrechte, wirtschaftlichen Erfolgen und eklatanten Pleiten. 1851 gab es in den USA 75 einander konkurrierende Telegrafengesellschaften mit einem 34 000 Kilometer langen Leitungsnetz, was schliesslich zu einem mörderischen Preiskampf führte.

Das von Marconi ab 1894 entwickelte drahtlose Senden von Nachrichten per Radiowellen legte schliesslich die Basis für eine sekunden-schnelle weltweite Nachrichtentechnik. Dass man jetzt in der Raumfahrt auch Informationen und Bilder über Millionen von Kilometern durch den Kosmos schickt und mit riesigen Radioteleskopen auf Zeichen ausserirdischer Intelligenz lauscht, ist ein weiteres Ausrufezeichen unermüdlicher technischer Neugier.

## Schräg im Leben

Rolf Hürzeler

Adelheid Duvanel: Fern von hier. Sämtliche Erzählungen. Hrsg. von Elsbeth Dangel-Pelloquin. Limmat. 792 S., Fr. 45.90

Er ist ein «Mann mit einem Faultiergesicht». Werner heisst er und hat in seiner Sozialwohnung einen Flügel stehen. Er hat das Instrument für Esther gekauft, eine Pianistin, die er verehrt und die in seinen Fantasien dereinst bei ihm einziehen sollte: «Der Flügel wohnt im Zimmer wie ein düsteres Tier in einem zu engen Käfig.» Esther wird niemals dort wohnen; Werner hat ihre Todesanzeige in der Lokalzeitung gelesen.



„Tja - das nennt man wohl Evolution...“

Die Autorin Adelheid Duvanel hat diese Kurzgeschichte 1978 in einer Beilage der *Basler Zeitung* veröffentlicht. Der Text findet sich nun in einem neu erschienenen Sammelband. Er enthält 251 Erzählungen; die meisten sind verstörend. Alle zeugen von Menschen, die im Leben schräg angekommen sind, am meisten an sich selbst leiden und trotzdem überleben: «Das Hinreissende an ihren Gestalten ist ihr Selbstbewusstsein gegen den Andrang der Welt und gegen all die Zumutungen des Lebens», schreibt die Herausgeberin Elsbeth Dangel-Pelloquin zu diesem Buch.

Die Schattierungen der Sprache Duvanels sind so vielfältig und differenziert wie die Farbmuster auf der Palette eines Künstlers. Sie selbst hat zwar auch gemalt, fand zu Lebzeiten jedoch nur als Schriftstellerin etwas Anerkennung. Sie veröffentlichte ihre Texte vor allem in den liberal-konservativen *Basler Nachrichten* sowie in Erzählbänden bei Luchterhand. Die Schriftstellerin erhielt 1981 den «Kleinen Basler Kunstpreis»; der grosse Durchbruch bei der Leserschaft blieb ihr indes versagt.

### Versteckter Humor blitzt auf

Adelheid Duvanel kam 1936 in Pratteln zur Welt, wuchs in einer Juristenfamilie auf und veröffentlichte mit 24 Jahren ihre ersten Erzählungen in den *Basler Nachrichten*. Mit 26 heiratete sie den Baselbieter Kunstmaler Joe Duvanel. Das Paar gehörte zur Basler Bohème, die sich als Avantgarde der Schweizer Kulturszene verstand. Das Titelbild des Erzählbandes zeigt sie mit einer Zigarette im «Tis», im Musiklokal «Atlantis» am Klosterberg, das in den Sechzigern das Epizentrum des alternativen Basels war.

Dem Paar war wenig Glück beschieden. Die beiden liessen sich nach aufreibenden Jahren scheiden. Joe Duvanel beging später Suizid, die gemeinsame Tochter starb an Aids, deren Tochter, Adelheids Enkelin, gilt als verschollen. Diese verfügt heute über die Rechte an den letzten unveröffentlichten Duvanel-Texten, die mit ihrem Verschwinden blockiert sind. Die Schriftstellerin selbst starb in einer Sommernacht 1996 unter Medikamenteneinfluss. Sie musste zeit ihres Lebens immer wieder mit psychischen Leiden kämpfen.

Duvanel versteht es mit ihren kurzen, präzisen Texten meisterhaft, ihre Leserschaft

zu packen. Sie vermag die Nöte eines ganzen Menschenlebens in wenige Worte zu fassen: «An seinem 35. Geburtstag hatte Emil Knacks sich mit der Bitte an den Pfarrer gewandt, ihm eine fromme Jungfrau zu nennen, die es wert wäre, Frau Knacks zu werden.» Mit diesen Worten beginnt die Geschichte: «Das ist nun eben so, lieber Gott», und der Leser versteht sogleich, wo bei Herrn Knacks einer seiner vielen Knackse zu orten ist.

In Texten wie diesen blitzt ein versteckter Humor auf, sie spielen mit feiner Ironie. Andere wiederum sind anrührend, etwa die Kurzgeschichte «Das Ungeborene». Sie berichtet von der fast erblindeten Astrid, die mit ihrer Schwester Fanny lebt, unter deren herzlosem Regime sie leidet. Astrid flüchtet sich in die Fantasie, ein eigenes Kind zu haben, das nur ihr gehörte. Spätestens hier könnte eine solche Geschichte in den Kitsch umkippen. Nicht aber bei Duvanel, wenn sie schreibt: «So wie ihre Augen nur noch kleine oder ferne Dinge wahrnehmen, die sie bewusst fixiert, während alles Grosse und nahe Gelegene sich in Nebel auflöst, nimmt sie in Gedanken nur noch das Ungeborene wahr...»

Adelheid Duvanel war immer wieder in psychiatrischer Behandlung. Diese Erfahrungen schlugen sich in den Texten nieder. Im Einzelfall explizit, etwa in der Kurzgeschichte «Beim Psychiater», wenn der Patient während einer Konsultation keine Worte hervorbringt. Oder nur andeutungsweise wie im kurzen Drama «Pah, Psyche», in dem sich die Nöte eines jugendlichen Kellners manifestieren, dessen Mutter in einer Klinik weggeschlossen ist: «Sie wandelt mit anderen zeitlosen Menschen, die keine Heimat im üblichen Sinne kennen, in einem Park unter Bäumen.»

ARTHUR'S FINEST  
EST. 2020

Männer Dächlimütze  
echt Leder antik

www.arthursfinest.com

# Im Rachen des Bären

Christoph Egger

Nastassja Martin: An das Wilde glauben.  
Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer.  
Matthes & Seitz. 139 S., Fr. 28.90

Gegen Ende ihres Buchs scheint es der Autorin angezeigt, das, was sie bis dahin mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu erläutern versucht hat, nochmals zu verdeutlichen: «Das Ereignis an diesem 25. August 2015 ist nicht: Irgendwo in den Bergen von Kamtschatka greift ein Bär eine französische Anthropologin an. Das Ereignis ist: Ein Bär und eine Frau begegnen sich, und die Grenzen zwischen den Welten implodieren.»

Dieser Verletzung, Überschreitung, Aufhebung der Grenzen gilt der Bericht von Nastassja Martin, der zugleich Tage- und Notizbuch ist, Erinnerung und Traum, Abenteuergeschichte und Nahtoderfahrung, Reflexion und Essay im Versuch, Ethnografie, Animismus und Mythos zusammenzudenken. Ein bemerkenswertes, ungewöhnliches Buch, das nicht zuletzt deshalb interessant ist, weil es die eine und andere Frage offenlässt.

## Ungemütliche Satire

Martin war an diesem Tag von einer Besteigung des Kamen zurückgekommen; diejenige des benachbarten Kljutschewskoi, ebenfalls ein Vulkan und höchster Bergs Kamtschatkas, hatte wegen schlechten Wetters aufgegeben werden müssen. Erschöpft nach einem gefährlichen Abstieg in heiklem Gelände mit alpinistisch weniger versierten Gefährten, hat sie das Bedürfnis nach Ruhe und geht voraus.

Was der Bär hier oben im Geröll der Hochtundra zu schaffen hatte, muss – zumindest aus westlich-rationaler Sicht – Spekulation bleiben. Den Wind im Rücken, die Sicht durch einen Felsblock versperrt, sieht er plötzlich zwei Meter vor sich diese Frau, die aber nicht nur nicht den Blick senkt, sondern ihm ebenfalls die Zähne zeigt. Die Begegnung verläuft katastrophal, jedenfalls unter medizinischen Gesichtspunkten. Zwar lässt der Bär blutend von Martin ab, nachdem sie ihm mit dem Eispickel eine Wunde in die Flanke hat schlagen können, aber mit einem Stück ihres

Kieferknochens samt zwei Zähnen im Maul; zudem hinterlässt er Frakturen des rechten Unterkiefers und des rechten Jochbeins nebst einem Biss ins rechte Bein.

Bruchstückhaft teilt Martin in der Folge die dramatischen Umstände ihrer Rettung und medizinischen Behandlung mit: das stundenlange Warten auf den Helikopter, die Erste Hilfe in einer Einrichtung in militärischem Sperrgebiet, die Verlegung ins Spital in Petropawlowsk mit seinem goldbehängten Chefarzt, der jeweils die Nachtschwestern zum Sex in einen Nebenraum abkommandiert, die schmerzhaft Heilung, das Verhör durch



Der Kiefer wird zum Schauplatz eines kalten Kriegs:  
Autorin Martin.

einen Agenten des Inlandgeheimdiensts FSB, der Flug nach Moskau und weiter nach Frankreich und dort als nächste medizinische Station die Kiefer- und Gesichtschirurgie des Spitals Salpêtrière in Paris.

Der Bericht verschärft sich zur ungemütlichen Satire, wenn Martins Kiefer nun zum Schauplatz eines kalten Kriegs wird, indem die Metallplatte aus dem «Osten» durch eine Titanplatte aus dem «Westen» ersetzt werden soll – die aber einen resistenten Streptokokkus mitbringt. Am Ende wird eine Knochentransplantation resultieren, nebst Entfernung eines

weiteren Zahns sowie eines Lymphknotens. Zum Thriller wird die Geschichte, als Martin im Zug nach Hause, nach Grenoble, den Telefonanruf aus dem Spital erhält, bei der nächs-

*Die Begegnung verläuft katastrophal, jedenfalls unter medizinischen Gesichtspunkten.*

ten Haltestelle auszusteigen, mit niemandem zu sprechen und sofort zurückzukehren: Der Knoten lege den dringenden Verdacht auf Tuberkulose nahe. Martin wird nichts dergleichen tun. Und da der Anruf am 13. November erfolgte, dem Tag der Terrorattacken in Paris, hat man in der Salpêtrière bald schon ganz andere Sorgen.

## Halb Mensch, halb Bärin

Sie hat überlebt, aber Heilung, das weiss sie, wird sie erst in Kamtschatka finden, bei ihrer anderen Familie, dem Volk der Ewenen, über deren Welt sie als Ethnologin forscht und schreibt. Und so macht sie sich mitten im Winter auf, zurück ins Land der Bären, mit denen sie, weil sie diese folgenschwere Begegnung überlebt hat, aus ewenischer Sicht neu und ganz anders verbunden ist: als *miedka*, halb Mensch zwar, aber eben auch halb Bärin.

Aus westlicher Sicht, etwa derjenigen der Experten von «backcountry bear basics», also dem richtigen Verhalten in Bärengebiet, hat Martin in dieser Extremsituation, die keinerlei Überlegen mehr zuließ, absolut richtig gehandelt, als sie sich «wie eine Furie» gegen das Tier zur Wehr setzte. Für sie allerdings ist dieser «Kuss des Bären», wie sie die beinahe tödlich ausgegangene Erfahrung im Rachen der Bestie nennt, die endlich erfolgte Bekräftigung der *liminarité* oder Liminalität, jenes Übergangs während des Rituals von einem frühe-

ren in den neuen Zustand, dem ihre Forschungsarbeit gilt und den sie nun am eigenen Leib erfahren durfte – um so «Das wilde Denken» zu «Das Wilde denken» zu erweitern.

Etwas irritierend an der deutschen Übersetzung von «Croire aux fauves» ist, dass immer von «Anthropologin» die Rede ist, wo es klar um Ethnologie geht. Um die eingangs angesprochene Erfahrung der Entgrenzung auch sprachlich abzubilden, lässt Martin bei längeren Satzperioden wiederholt die Satzzeichen weg. Die im Ganzen sorgfältige Übersetzung folgt ihr darin einmal und dann wieder nicht.

Und dass «étudiants en médecine» in heutigen deutschsprachigen Texten eben nur noch als «Medizinstudierende» auftreten – man hat sich schon fast damit abgefunden.

Zwei Punkte bleiben in Nastassja Martins faszinierenden Darlegungen interessanterweise ausgespart. Ohne Evidenz anzuführen, spricht sie nur immer vom «Bären»; die Eventualität einer Bärin bleibt unberücksichtigt. Weil ewenische Mythologie das nicht zuliesse? Und der Eispickel verschwindet kurz nach seinem Auftreten aus der Geschichte. Die ohne ihn mit grösster Wahrscheinlichkeit nicht hätte erzählt werden können.

## Das Kind, das wir waren

Daniela Niederberger

Ursula Nuber: Der Bindungseffekt.  
Piper. 256 S., Fr. 31.90

Haben Sie einen Mann, der lieber am Computer hockt, statt mit Ihnen zu reden, oder eine Frau, die an allem, was Sie tun, etwas auszusetzen hat? Wird es Ihnen in der Beziehung schnell zu eng? Sind Sie schon ewig Single? Dann lesen Sie dieses Buch wahrscheinlich mit Gewinn. Die Psychologin und Paartherapeutin Ursula Nuber beschreibt, wie Kindheitserfahrungen unser späteres Beziehungsglück beeinflussen und was wir tun können, wenn wir das wissen.

Erst einmal lernen wir Max und Maria kennen sowie Joe und Ulrike, Hannelore und andere. Max kommt immer später nach Hause

### *Haben wir überzogene Erwartungen, sind wir alle auf dem Egotrip? Nein.*

und flüchtet sich ins Schweigen, denn Maria setzt ihm zu mit Fragen und Vorwürfen. Joe ist – beziehungsweise war – ein erfolgreicher Immobilienmakler, ein cooler Typ, dem alles gelang, Ulrike die bewundernde Gattin; jetzt, da ihre Bewunderung erlahmt, wird er toxisch. Hannelore wiederum ist Single. Sie nutzt eifrig Dating-Apps, verliebt sich nach ersten Treffen subito und ist im siebten Himmel, bloss melden sich ihre Dating-Partner dann ebenso schnell nicht mehr.

Warum ist eine gute Beziehung so schwer? Haben wir überzogene Erwartungen, sind wir alle auf dem Egotrip? Nein, sagt Psychologin Nuber. Das Unvermögen in der Beziehung hat mit unserer ersten Liebe zu tun: der zur Mutter und auch zum Vater. Werden die Bedürfnisse eines Kindes nach Sicherheit und Liebe erfüllt, wird es später sichere Beziehungen haben. Er-

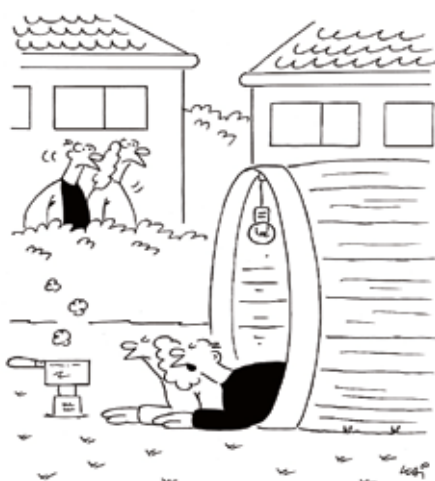
fährt es aber zu wenig Geborgenheit, wird es nicht «gesehen», so wird es als erwachsener Mensch Mühe haben in Partnerschaften. Obwohl diese Erkenntnisse aus der Bindungsforschung schon lange bekannt sind, stellt sie Nuber als «bahnbrechend» dar. Dabei verweist sie auf Forschungen des Kinderpsychiaters John Bowlby aus der Mitte des letzten Jahrhunderts.

### Verdächtige Mutterliebe

Neu ist bloss, dass diese Dinge wieder gesagt werden. Lange Zeit versuchte man kleinzureden, wie wichtig die Mutter für die psychische Entwicklung des Kindes ist. Frauen sollen, kaum haben sie geboren, wieder arbeiten, sie sollen Karriere machen, und Kitas sind gut für die Kleinen. Wer nur schon das Wort Mutterliebe benutzte, machte sich verdächtig, weil «biologistisch» argumentierend. Nuber zeigt auf, dass meistens, wenn in der Partnerschaft Streit und Unverständnis dominieren, das «Kind, das wir waren» dreinfunkt, und zwar auf unreife Art und Weise. Bloss merken wir es nicht.

In einem Test kann die Leserin, der Leser erst mal feststellen, was für ein Bindungstyp er oder sie ist: Bin ich sicher gebunden (dann brauche ich das Buch nicht), bin ich ein Vermeider («Hilfe, es wird zu eng!»), kralle ich mich ängstlich am anderen fest, oder gehöre ich zu den Ambivalenten («Komm her, geh weg!»)?

Beim Lesen wird klar, weshalb etwa Vermeider und Ängstliche so häufig zusammenkommen. Nun kann man die Kindheit nicht ändern. Was hilft mir also dieses Wissen? Ziemlich viel, so Nuber. Wird einem erst einmal bewusst, wer da wieder nörgelt und dass es eigentlich um das Bedürfnis geht, wahrgenommen zu werden, kann man anders reagieren. Wenn beide Partner an sich arbeiten, können unsicher gebundene Menschen langsam Sicherheit gewinnen.



„Wie haben Sie erraten, dass unser Sohn studiert?“



## Die Bibel Landwirtschaft

*Wieder anderes fiel auf guten Boden und brachte gute Frucht (Matthäus 13,8).* – Um die Verhältnisse im Reich Gottes anschaulich zu machen, redete Jesus in Gleichnissen. Manche von ihnen beziehen sich auf die Landwirtschaft. Die Leute wussten, dass auf dem Feld, im Garten und im Stall stets der Misserfolg lauert. Das zeigt sich im Gleichnis vom Sämann. Aber in der Regel kommt es gut heraus. Darin spiegelt sich die Verheissung der guten Zukunft mit Gott. Landwirtschaftliche Erfahrungen sind elementare Lebenserfahrungen.

Als die Industrie die Wertschöpfung der Landwirtschaft überflügelte und die Bauernhöfe nicht mehr rentierten, begann der Staat, die Landwirtschaft zu unterstützen. Die Verfassung begründet dies mit der Versorgung der Bevölkerung, der Erhaltung und Pflege der Landschaft sowie der dezentralen Besiedlung. Diese Ziele wurden trotz enormer Aufwendungen verfehlt. Der Selbstversorgungsgrad erreicht kaum 60 Prozent, die mittelländische Landschaft ist vielerorts öde, die Pflanzenvielfalt erbärmlich, und die Zahl der Betriebe sinkt seit Jahrzehnten. Angesichts der Gesamtkosten von jährlich 20 Milliarden Franken ist das keine Erfolgsgeschichte.

Dennoch sind die Bauern tüchtige Leute, und dennoch spiegelt die Hoffnung auf die Ernte das Vertrauen auf Gott. Und sie befähigt zum Risiko. Sie sollte nicht vom Vertrauen in den Staat verdrängt werden. Dieser plustert sich gerne als Schöpfer und Erlöser auf und tut so, als könne er Güter und Werte aus dem Nichts herbeizaubern. Homöopathische Beiträge und Anreize mögen richtig sein. Das trifft genauso auf andere Lebensbereiche zu, wo der Staat als Übervater auftritt, etwa auf die medizinische Versorgung, die Erziehung und den öffentlichen Verkehr. Und man erinnere sich: Gott nachzuäffen, ist die Kernkompetenz des Teufels.

Peter Ruch

# Er hat alles auf den Kopf gestellt

Peter Knapp revolutionierte in den 1960ern die Modefotografie und die Zeitschriftengestaltung. Nun wird er mit dem Schweizer Grand Prix Design ausgezeichnet.

*Peter Rothenbühler*

Eigentlich hatten wir bei ihm in Klosters abgemacht. Zürich ging nicht, denn: «Ich darf nicht mehr Auto fahren», sagte er am Telefon. «Altershalber?», fragte ich den Neunzigjährigen. «Nein, *permis* weg, ich bin 30 km/h zu schnell gefahren.» Peter Knapp fährt einen flachen Sportwagen, Audi TT RS, 340 PS, «aber nicht wegen der Geschwindigkeit, wegen des schönen Designs», entschuldigte er sich. Vor Jahren hatte er einen Mercedes 300 SL – der mit den Flügeltüren. Auch ein schönes Auto, aber zu hell. Knapp liess den Silberpfeil dunkelblau spritzen, «weil er so besser reflektiert». Das Auto hat er längst wieder verkauft.

Item, kurzfristig meldet er sich: Programmänderung, eine Filmequipe warte in Saint-Paul-de-Vence auf ihn. Für einen Kinofilm werden diverse Menschen, die Alberto Giacometti persönlich gekannt haben, interviewt. «Ich muss runterfliegen, komm doch mit.» Okay, dann also Südfrankreich. In Saint-Paul-de-Vence, einem Städtchen eine halbe Autostunde von Nizza entfernt, hat Knapp in der Fondation Marguerite et Aimé Maeght eine grosse Ausstellung über die Schweizer Künstlerfamilie Giacometti kuratiert, die seit Juni täglich 1500 Besucher anzieht.

## Zentrum der Gegenwartskunst

Die französischen Medien interviewen Knapp fast täglich. Der Schweizer ist für alle, die an Grafik, Modefotografie und Zeitschriftengestaltung interessiert sind, eine Art Mythos. Aber erstaunlich lebendig für eine Legende: Der alte Mann empfängt in blauem T-Shirt, olivfarbiger Hose und weissen Turnschuhen, erläutert die Bilder mit frischer Stimme und grösster Geduld. Das Erklären macht ihm sichtlich Spass.

Die Fondation Maeght hat Knapp wie selbstverständlich zum «commissaire» der Ausstellung berufen, die eine Weltpremiere darstellt: Noch nie gab's eine Übersicht über die fünf Künstler der Familie Giacometti. Nur Knapp kam in Frage, weil er mehrmals über die Familie publiziert und den grossen Alberto schon als Kunststudent persönlich gekannt hat. Sein Künstlerfreund César hatte in Paris ein Zimmer über dem Atelier von Giacometti.

Aber die beiden trauten sich nicht, Alberto anzusprechen. «Er war für Kunstfreunde so etwas wie ein Gott, alle bewunderten ihn, obschon er kaum etwas verkaufte und bis zum 35. Altersjahr vom Vater unterstützt werden musste.»

Erst an der Biennale von Venedig 1956, wo Knapp als Freund von César weilte, traf er Alberto, als dieser vor dem französischen Pavillon gerade noch an den nassen Figuren «Femmes de Venise» arbeitete. Wagte aber immer noch nicht, ihn anzusprechen. «Dann, als ich durch ein Gässchen ging, war er plötzlich neben mir, und wir kamen ins Gespräch. Er war ganz offen. Er erklärte mir sein grosses Problem: die Distanz. Wenn er jemanden zeichnete, musste der Abstand zwischen ihm und dem Modell ganz genau stimmen, er sagte mir:

*«Wenn ich deine Pupillen nicht genau sehe, darf ich sie auch nicht zeichnen.»*

«Wenn ich deine Augenwimpern nicht genau sehe, darf ich sie auch nicht zeichnen, wenn ich deine Pupillen nicht genau sehe, darf ich sie auch nicht zeichnen.» Hat Knapp Giacometti fotografiert? «Nein, ich wagte es nicht!»

1996 hat Knapp den Preis für das schönste Kunstbuch erhalten für sein grosses Werk über 300 Arbeiten von Alberto (mit einem Text von Giorgio Soavi), die er bei einer grossen Ausstellung im Museum Reina Sofia in Madrid fotografierte (Editions André Sauret). Der Schriftsteller Jorge Semprún war gerade Kulturminister und hatte ihm die Sondererlaubnis gegeben. 2017 verfasste er mit Beat Stutzer ein Buch über alle fünf Giacomettis (Editions du Chêne) aus Stampa GR, den Vater Giovanni, seinen Cousin Augusto und die drei Söhne von Giovanni: Alberto, Diego und Bruno. Das war ihm ein grosses Anliegen: «Ich hatte gemerkt, dass die Leute die Familie gar nicht gut kannten.»

Die Fondation Maeght ist ein wichtiges Zentrum der Gegenwartskunst: Marguerite und Aimé Maeght waren nach dem Krieg die füh-

renden Kunsthändler Frankreichs, Freunde vieler grosser Künstler wie Bonnard, Miró, Calder, Léger, Braque, Chagall, Matisse. Sie hatten Werke von Alberto Giacometti gesammelt, lange bevor die Schweizer den Wert des Künstlers aus dem Bergell erkannten. Ihre Enkelin Isabelle Maeght führt die Stiftung heute zusammen mit einem Direktor nach den Prinzipien, die Kulturminister André Malraux bei der Einweihung 1964 folgendermassen umschrieben hat: «Dies ist nicht ein Museum, dies ist ein Ort der Liebe zur Kunst und der Liebe zu den Künstlern.» Madame Maeght nimmt am Wochenende selbst das Telefon des Hauses ab, gibt freundlich Auskunft über Öffnungszeiten und verströmt familiäre Stimmung.

Wer denkt: «Ach, noch eine Giacometti-Ausstellung», wird angenehm überrascht: Alle 300 ausgestellten Werke waren noch nie zu sehen und stammen fast nur aus Privatsammlungen. Augusto war einer der ersten Kunstmaler, der, schon 1902, abstrakte, informelle Bilder produzierte. Seine Werke wurden mit denen von Kandinsky erstmals in Zürich ausgestellt.

Aber der grosse Clou, die eigentliche Sensation, sind die vielen Dekorationsarbeiten, die Alberto zusammen mit seinem Bruder Diego für den bedeutendsten französischen Innendekorateur des Art déco, Jean-Michel Frank (ein Cousin von Anne Frank), gestaltet hat: Leuchten, Tische, Schalen, Stühle. Mehrere mit witzigen Figürchen verzierte Bronzelampen von Alberto wurden noch nie ausgestellt. Frank hatte die Wohnungen von Modeschöpferin Elsa Schiaparelli und Kosmetikkönigin Helena Rubinstein und von Leuten wie Nelson Rockefeller gestaltet. Natürlich sind auch die typischen marschierenden Giacometti-Bronzen zu sehen, grosse und kleine. Wunderbar auch die Entdeckung, dass der Bruder Bruno als Architekt das Zürcher Hallenstadion gebaut hat.

## Strotzend vor Tatendrang

Ich erinnere mich, wie wir damals von Knapp schwärmten, als er Anfang der 1960er Jahre die Frauenzeitschrift *Elle* in Paris neu gestaltet hatte. In den Kunstschulen, in den Magazin-





«Die ausgesprochene Schärfe liegt mir nicht»: Künstler Knapp.

redaktionen sprach man mit Ehrfurcht vom oft ganz in Weiss gekleideten Schweizer Designer, der auch die Modefotografie revolutionierte: Mit einer kleinen 16-mm-Bolex-Filmkamera filmte er die Mannequins in Bewegung und wählte daraus Einzelbilder fürs Magazin. Die Bilder sind noch heute wegweisend.

Wo andere Modefotografen mit grossem technischem Aufwand, Blitzmaschinen und 6-x-6-Hasselblad-Kameras ihre Bilder statisch produzierten, möglichst scharf und hochaufgelöst, schoss Knapp aus dem Handgelenk, liess die Frauen vorbeigehen, hochspringen, lachen, rennen. Er befreite sie aus dem Klischee der Modepose. Und sagt noch heute: «Eigentlich bin ich nicht ein richtiger Fotograf. Die ausgesprochene Schärfe liegt mir nicht.» Es war gerade die Zeit eines kulturellen Umbruchs.

Die sechziger Jahre mit ihren Revolten waren weniger ein politischer als vielmehr ein kultureller, gesellschaftlicher Aufbruch, eine kollektive Befreiung von alten Zwängen, vor allem in der Kleidung, in der Liebe, der Musik, der Grafik, kurz: in allen gestalterischen Tätigkeiten.

Für Zeitschriftenmacher der ganzen Welt gab es dank Peter Knapp einen Wendepunkt. Wie es in der Musik einen Beatles-Moment gab, in dem alles in eine neue Richtung kippte, gab es in der Gebrauchsgrafik einen Knapp-Moment. Knapp war Kult.

Dabei hatte er den Job bei *Elle* gar nicht gesucht, er war eigentlich Kunstmaler, arbeitete nebenbei in New York und Paris als Dekorateur für grosse Warenhäuser wie die Galeries Lafayette, wo er 1955, mit nur 24 Jahren, einen Freipass erhielt, alles auf den Kopf stellte und

Furore machte (bei der Konkurrenz, Printhefts, dekorierte auch ein Schweizer). Seine Vorbilder waren das Bauhaus und der Pionier des grafischen Designs, der russischstämmige Fotograf und Designer Alexei Brodowitsch, der mit seinen originellen Bildkompositionen das Magazin *Harper's Bazaar* zur führenden Modepostille Amerikas gemacht hatte. Er war der erste Zeitschriftendesigner, der den Titel Art-director trug.

### Alles kommt wieder

Hélène Lazareff, die Herausgeberin von *Elle*, eine visionäre Grande Dame, sah die innovativen Schaufenster und Plakate des Schweizer und holte ihn 1959 mit dem Auftrag, *Elle* nach dem Vorbild von *Harper's Bazaar* neu zu gestalten. Sie wollte, dass ihr Magazin «so gut gestaltet wird wie *Harper's Bazaar* – aber für eine Million Frauen». Warum gerade er? «Sie erkannte, dass die namhaften französischen Grafiker einfach schwer im Rückstand waren», erklärt Knapp. «Die Schweizer und die Amerikaner hatten in Europa Erfolg nach dem Krieg, wir waren die Erneuerer.»

So kam der erst 28-jährige Knapp zur Mode, «von der ich überhaupt nichts verstand», lacht der Mann, der noch heute selbst Mühe hat, sich zu definieren: Ist er Maler, Fotograf, Designer, Grafiker, Filmer, Buchgestalter, Illustrator, Professor? «Alles zusammen.» Es gab schon Dutzende von Knapp-Ausstellungen weltweit, auch viele Bücher. Eines ist allen gemeinsam: die Bewegung. «Dancing in the Street» hiess sinnigerweise seine grosse Ausstellung in der Cité de la Mode et du Design in Paris vor drei Jahren. «Und heute bin ich bei *Elle* ein Geist, der immer noch durch die Gänge schwebt, alle haben ein bisschen Angst vor dem Geist», sagt er und lacht.

Am 21. September überreicht ihm der Bundesrat in Basel den prestigeträchtigen Schweizer Grand Prix Design. Im November 1922 wird die Fotostiftung Schweiz in Winterthur Modefotos von Knapp zeigen. Er staunt selbst: «Das habe ich vor sechzig Jahren gemacht, aber die Leute sagen, es könnte von heute sein. Meine Art des Fotografierens veraltet nicht. In der Mode kommt alles wieder. Nur die Frisuren von damals nicht. Heute tragen die Frauen die Haare entweder gerade runter oder als Pferdeschwanz, etwas anderes gibt es nicht mehr.»

Eine weitere Ausstellung wird am 4. September in Steinhausen ZG eröffnet, im Museum der Kunstsammlerin Nicola Erni, mit Werken von Peter Lindbergh, Paolo Roversi und Peter Knapp. «Diese beiden Jungen habe ich für *Elle* arbeiten lassen, Lindbergh ist tot, Roversi lebt noch», bemerkt Knapp beiläufig. Er selbst strotzt vor Tatendrang, eilt Treppen rauf und runter wie ein Sechzigjähriger. Und denkt nicht ans Aufhören. Er will sich aber künftig besser an die Tempolimiten halten.



Feier-«Club»: Moderatorin Lüthi (2. v.l.), Bundesrätinnen Keller-Sutter, Sommaruga, Amherd (v.l.).

## Fernsehen Reizende Frauen Beatrice Schlag

SRF-«Club»:  
Unsere Bundesrätinnen

Zum 50. Jahrestag des Frauenstimmrechts in der Schweiz, wegen Corona um einige Monate verschoben, lud «Club»-Gastgeberin Barbara Lüthi die drei amtierenden Bundesrätinnen letzte Woche zum SRF-Interview. Harte Fragen wurden nicht erwartet und auch nicht gestellt. Es war ein Jubiläum, ein Feier-«Club» unter Frauen.

Dagegen ist nichts einzuwenden. Ausser dass man sich unter Feiern etwas Unterhaltendes vorstellt. Aber die einzige unserer drei Bundesrätinnen, die nicht immer wieder ernsthaft die Last ihrer Verantwortung unterstrich, war Viola Amherd. «Ich war eine, die immer gern ihre Meinung sagte und gerne mitentschied», sagte die Walliserin, die sich in ihrem Stuhl pudelwohl zu fühlen schien, während Simonetta Sommaruga und Karin Keller-Sutter wirkten, als wären sie lieber woanders.

### Obamas Fliege

«Bei seinem Rücktritt», erzählte die FDP-Bundesrätin, «sagte Didier Burkhalter, Bundesrat sei wie eine zweite Haut. Es ist so. Man ist immer in der Verantwortung. Man lebt vor allem für diese Funktion.» Niemand zweifelt daran. Aber dasselbe gilt für eine KMU-Be-

sitzerin, einen Chefkoch und ein Geschäftsleitungsmitglied, die ihr Privatleben der Arbeit hintanstellen. Bundesräte sind zweifellos eine Sonderkategorie, die Hemdsärmeligkeit erschwert. Aber muss man deswegen auftreten, als sei jedes spontane Wort eine Entgleisung? Selbst Barack Obama war entspannter. Und er hielt sehr viel auf die Würde seines Amtes. Würde Keller-Sutter während eines offiziellen TV-Interviews eine Fliege zu fangen versuchen, die ihr um den Kopf schwirrte, wie es der damals noch amtierende Präsident Obama erfolgreich tat? Wenn einem geneigten Zuschauer oder, in diesem Fall, einer geneigten Zuschauerin solche Dinge während einer Jubiläumssendung zu fünfzig Jahren Frauenstimmrecht durch den Kopf gehen, läuft in der Sendung etwas falsch. An Lüthi lag es nicht, sie war ungewohnt fröhlich und sichtlich glücklich über ihre Gäste.

Die Moderatorin sprach die drei Politikerinnen wiederholt versehentlich mit ihrem Vornamen an und schob dann hastig die Nachnamen nach. Die drei Bundesrätinnen schilderten ausführlich die mindestens drei Bundesratssitzungen am Tag – meist noch eine zusätzliche Nachtsitzung – während der Anfangszeit der Corona-Pandemie, «die uns als Kollegium wirklich zusammengeschweisst haben». Aber wenn sie übereinander sprachen, sagten sie «wie Frau Keller-Sutter eben sagte», «was Frau Amherd erwähnte» oder «wo Frau Sommaruga völlig recht hat».

Natürlich duzen sich Politikerinnen und Politiker vor der Kamera so gut wie nie. Aber geht es etwas weniger steif und zugeknöpft? Niemand hätte seine Achtung vor dem Amt der

Bundesrätinnen verloren, wenn hin und wieder etwas Herzlichkeit zu spüren gewesen wäre. Zumal alle drei immer wieder ihre enge Zusammenarbeit betonten. «Wir politisieren sehr unterschiedlich», sagte Sommaruga. «Einen Zickenkrieg gibt es dennoch nie. Ich glaube, es ist eine Stärke von uns, dass wir solche Spie-

*Muss man auftreten,  
als sei jedes spontane Wort  
eine Entgleisung?*

le gar nicht zulassen. Und das finde ich schon eine Leistung. Wenn wir drei uns einig sind, kriegen wir immer eine Mehrheit zustande.» Ein männlicher Bundesrat, der helfe, finde sich immer. Dann setzte die Uvek-Vorsteherin einen Satz hinzu, von dem man dachte, man habe sich verhört: «Es *fägt* miteinander, es *fägt* mit meinen Kolleginnen.»

### Feministinnen?

Ich war nicht die Einzige, die sofort dachte, das muss der Einfall einer PR-Beraterin gewesen sein: der lüpfige Satz für die Medien. Denn so salopp spricht die mehr als zurückhaltende Bundesrätin nicht, zumindest nicht im Fernsehen. Ebenso wenig Keller-Sutter. Ein Kränzchen der fadengeraden Amherd. Auf Lüthi einfache Frage, ob sich die drei Frauen als Feministinnen bezeichnen würden, antwortete Justizministerin Keller-Sutter, sie rede lieber von Chancengleichheit: «Man muss Probleme partnerschaftlich angehen, nicht Gräben aufreissen.» Sommaruga erklärte, sie habe es als junge Frau vermieden, «weil man damals ausgegrenzt wurde und sich in die Gesellschaft zurückkämpfen musste». Amherd sagte einfach: «Das würde ich schon sagen. Für mich ist eine Feministin jemand, der sich für Gleichstellung von Mann und Frau einsetzt, also für Gerechtigkeit.»

## Theater Ehre für den Knochenmann Lilo Weber

Bei Martin Zimmermann geht es derzeit hoch zu und her. Der Zürcher Choreograf ist auch in sogenannten gewöhnlichen Zeiten ein gefragter Künstler. Nun aber stürmt es auf ihn ein: E-Mails, Whatsapp-Nachrichten, Interviews – Zimmermann hat einen neuen Fulltime-Job. Einen, der ihm gewissermassen in den Schoss gefallen ist, von ganz oben, dem Bund: die höchste Ehre für einen Theatermenschen. Alle würden sich «mega freuen», freut er sich, dass gerade ihm, dem Clown, dem Performer und

Choreografen, dem Theatermann und Bühnenbildner, der sich nicht so leicht in einer Schublade der Künste versorgen lässt, der «Schweizer Grand Prix Darstellende Künste» des Bundesamts für Kultur (BAK) und somit der renommierte Hans-Reinhart-Ring 2021 zugesprochen worden ist. «Ich schwimme ja eigentlich gegen den Strom, total. Und jetzt zeichnen die jemanden aus, der an diese fragilen, komisch-tragischen, absurden Figuren glaubt. Einen, der von der Tradition eines Buster Keaton, eines



**Hyperhybrid:**  
Choreograf Zimmermann.

Grock herkommt, aus der Familie der physischen Schauspieler.»

Genau das passt. Von 2013 bis 2019 wurden die Schweizer Tanzpreise vergeben, seit 2014 die Theaterpreise. Nun wurden sie zusammengeführt, und da gibt es neben Tanz und Theater Platz für zeitgenössischen Zirkus, für Performance, Kleinkunst, Figurentheater – und Hybride aller Art. Das ist Zimmermanns Kunst: ein Hyperhybrid, einzigartig in der Form, gewachsen aus Tanz, Theater, Zirkus, Bühneninstallation und Musik.

Er selbst sieht sich als tragikomischer Narr. Indes, so deutlich zu sagen gewagt hat er das erst vor einigen Jahren, erst leise mit seinem Solo «Hallo» von 2014, dann lauter mit «Eins Zwei Drei», seinem schrägen Stück von 2018

über verschiedene Arten von Clowns. Er bezeichnete es als sein «Coming-out: Eigentlich mache ich zeitgenössisches Clowntheater».

### Denken in Räumen

Fasziniert von dieser punktigen Randfigur war er schon immer. Aufgewachsen ist Zimmermann in Wildberg im Tösstal. Als Junge lernte er Jonglieren, und als er zwölf war, konnte er das so gut, dass er eine Agentin für seine Auftritte an gesellschaftlichen Anlässen brauchte. Er ging indes nicht zum Zirkus, sondern machte eine Lehre als Dekorationsgestalter. Das Denken in Räumen begleitet ihn seither, durch sein Studium in Paris an der Hochschule Centre national des arts du cirque, in seine allerersten Stücke mit dem DJ Dimitri de Perrot und dem Balletttänzer Gregor Metzger hinein, bis hin zu den heutigen Arbeiten.

Zimmermann zeichnet neben Choreografie und Regie immer auch für das Konzept der Bühne. Das sind wandelbare Installationen, bei denen da und dort eine Tür aufgeht, eine Klap-

### *Und siehe da: Das Kleid des Todes gab dem alternden, verletzlichen Darsteller Schutz.*

pe oder einfach nur ein Loch. Bänke und Böden kippen, wie die Stimmung der Figuren, wenn ihnen ständig der Boden unter den Füßen weggezogen wird – und wie das ganze Stück, das sich in Sekundenschnelle ins Absurde dreht.

Das lässt sich auch in seinem neuen Werk «Danse Macabre» beobachten. Der Totentanz auf einer Müllhalde eröffnete das diesjährige Zürcher Theaterspektakel. Zimmermann gibt in diesem düstersten seiner Stücke den Tod als Spielverderber und Regisseur.

Er habe schon vor der Covid-19-Pandemie über die Figur Tod nachgedacht, erzählt er. Vor drei Jahren schuf er zusammen mit dem Westschweizer Künstler Augustin Rebetez zwölf Kurzfilme, in denen er als Mr. Skeleton auftritt. Als eine Vorstellung nach der anderen abgesagt wurde, holte er das Kostüm des Knochenmanns hervor und erarbeitete sich ein Solo. Und siehe da: Das Kleid des Todes gab dem alternden, verletzlichen Darsteller Schutz.

Als Fünfzigjähriger möchte sich Martin Zimmermann nicht ganz von der Bühne ans Regiepult verabschieden, doch seine Stücke fordern den Darstellenden mit höchst präziser Choreografie und Akrobatik technisch sehr viel ab. «In der Figur des Todes kann ich älter werden. Ich kann mich mit jungen Darstellerinnen und Darstellern umrahmen und als Skelett wieder auftauchen. Ich bin dann eben ein Arthrose-Performer, der mit künstlichem Hüftgelenk auf die Bühne kommt.» Ewiges (Bühnen-)Leben gewissermassen. Im Olymp der darstellenden Künste ist er ja bereits angekommen.

## Alben für die Ewigkeit



**The Doors:** «The Doors».

Ein treibender Jazz-Beat, angezerrte Gitarre und die Killerzeilen: «You know the day destroys the night/Night divides the day/Tried to run/Tried to hide/Break on through to the other side». Kann ein Debütalbum besser beginnen?

Die Band schöpfte, wie das bei einem Erstling üblich ist, aus einer Vielzahl von live erprobten Songs. Ein lauschiges Billigrestaurant um die Ecke inspirierte den Sänger Jim Morrison zu «Soul Kitchen». Wobei es hier nicht um Minestrone, sondern um andere Sehnsüchte geht, wenn er nächtelang da verweilt. «Back Door Man» kommt drohend mit dunkler Glut und gipfelt in den Worten: «The men don't know/But the little girls understand».

Jim Morrisons Stimme mag manchmal etwas unkontrolliert, zügellos klingen, aber wenn seine Schreie aus dem tiefen Nichts kommen, spürt man ihn und seinen unbändigen erotischen Reiz geradezu körperlich, während die Mitmusiker das Schiff auf Kurs halten. Feine Gitarren, eine aufsässige Orgel und ein lockerer, aber immer swingender Drum-Groove sorgen für diesen dynamischen, vielschichtigen, einmaligen Sound, der die Symbolbilder und Metaphern von Morrison genial begleitet.

Ein Song ragt nebst dem brutalsten, dunkelsten Stück Rockmusik, «The End», heraus: «Light My Fire», die unwiderstehliche Orgelmelodie und die Anti-Zurückhaltungs-Parole: «The time to hesitate is through/No time to wallow in the mire/Try now we can only lose/And our love become a funeral pyre».

«Ich probiere mit meiner Poesie, Menschen aus ihrer limitierten Art, zu denken und zu fühlen, zu befreien», sagte Morrison. Wie wahr!

*Chris von Rohr*

## Kunst

# Wie aus Sätzen Grafik wird

Wolfram Knorr

Posy Simmonds – Close Up:  
Cartoonmuseum Basel. Bis 24. Oktober

Was für ein Name. Einer mit Sang und Klang. Einer, der gehörig irritiert. Ganz besonders den Dorfbäcker Raymond Joubert. Er ist ein leidenschaftlicher Fan von Gustave Flaubert, und da kommt doch in jenes idyllische Kaff, in dem er seinen Laden betreibt, eine Gemma Boverly mit ihrem Gatten! Joubert beginnt in seine Flaubert-Welt vollends abzudriften. Egal, dass die Dame aus England Gemma und nicht Emma heisst und der Nachname sich mit e statt mit a schreibt, die Aussprache macht's! Ist die Emma aus der Fiktion in die wirkliche Welt spaziert und nennt sich nur deshalb Gemma? Raymond will das wissen und observiert die ungewöhnliche Zuzügerin. Er folgt ihr bis vor ihr schmuckes Bauernhaus. Bald stellt er fest, dass sie tatsächlich frustriert ist und fremdzugehen scheint. Jaa, geht es Joubert durch den Kopf, wenn sie auch mit ihm ...? Dann wäre er mittendrin in Flauberts Welt.

### «Kino der Armen»

Tamara Drewe, eine smarte Kolumnistin aus London, kehrt in ihr Heimatdorf zurück, um das Haus ihrer Mutter auf Vordermann zu bringen. Ihren Jugendfreunden fällt auf, dass sie sehr attraktiv geworden ist, im Gegensatz zu früher. Sie hat sich die Nase und sonst noch was verschönern lassen. Jetzt verdreht sie den Männern die Köpfe – vor allem einem Krimiautor, der sich im Dorf niedergelassen hat. Bald wimmelt es von Lügnern und anderen Scheinheiligen in der trauten Provinz.

«Gemma Boverly» und «Tamara Drewe» sind gewitzte Porträts über Provinzmentalitäten, erzählt in Bilderromanen von einer britischen Cartoon-Meisterin, die ihre Pappenheimer kennt: Posy Simmonds. Als Karikaturistin war und ist sie in Grossbritannien eine Institution und katapultierte sich mit ihren Comic-Romanen «Gemma Boverly» (1999), «Tamara Drewe» (2007) und ihrem vielschichtigsten Opus, «Cassandra Darke» (2018), in eine internationale Umlaufbahn. So recht wollen die Werke nicht zu unserem Hang zum Schubladendenken passen. Es sind sozusagen hybride Romane: Graphic Novels, filigran gezeichnet, mit langen Textpassagen. Für so manche Comic-Aficionados, die bei ihrem «Kino der Armen» nur Wortblasen dulden, dürfte diese Erzählweise eine Herausforderung sein. Was auch Absicht ist.

Die heute 76-jährige Simmonds hielt sich nie an Klassifikationen und erstrichelte und erschrieb sich einen Namen mit scharfen



Für alle  
Altersgruppen  
goutierbar:  
Zeichnerin  
Simmonds.



Wirklichkeitsnah  
und zugleich  
immer ein wenig  
«daneben»:  
«Cassandra  
Darke», 2018.



Es wimmelt von Lügern und Scheinheiligen: «Tamara Drewe», 2007.

Beobachtungen so manch verquerer Verhaltensweisen von Männern und Frauen. In der Provinz aufgewachsen, in der Grafschaft Berkshire, studierte sie in Paris, dann in London Grafikdesign und begann für Magazine zu illustrieren und zu karikieren. Nach einem ersten Engagement bei *The Sun* stieg sie 1972 beim *Guardian* ein und fiel bald auf der Frauenseite mit ihren Satire-Strips auf, die wöchentlich erschienen und zu einer nationalen Institution wurden. In ihrem plastischen, realitätsbezogenen Zeichenstil erinnert sie entfernt an Klassiker britischer Satirekunst wie William Hogarth oder James Gillray.

### Gezeichnete grosse literarische Figur

Mit ihren Graphic Novels kam die Popularität, zu der die Verfilmungen von «Tamara Drewe» (2010) durch Stephen Frears und «Gemma Boverly» (2014) durch Anne Fontaine erheblich beitrugen. Auch «Cassandra Darke», das Porträt einer 71-jährigen Kunsthändlerin und Misanthropin, die für schuldig befunden wird, betrogen zu haben, bietet alle Voraussetzungen zu einer Verfilmung. «Gemma Boverly» war eine urkomische Flaubert-Huldigung, «Tamara Drewe» war Thomas Hardy und seinem Roman «Am grünen Rand der Welt» (1874) gewidmet. «Cassandra Darke» wiederum bezieht sich auf Charles Dickens und dessen geizigen Scrooge («A Christmas Carol»). Literatur als Herausforderung, oder wie viel Grafik lässt sich aus abstrakten Sätzen pressen? Simmonds' Cassandra ist die dunkle weibliche Seite von Onkel Scrooge, durch die das Leben der Stadt London dargestellt und charakterisiert wird, mit allen bösen und positiven Seiten. Cassandra ist eine gezeichnete grosse literarische Figur.

Simmonds' Stil ist klar, wirklichkeitsnah und zugleich immer ein wenig «daneben». Damit balanciert sie auf einem schmalen Grat zwischen Realismus und – dank der klitzekleinen Überzeichnung – Satire. Mit dieser vor keinem Detail zurückschreckenden Strichlust richtet sie sich im Alltag ihrer Helden und Heldinnen ein. Ihr Beobachtungsfanatismus dient zum einen der Ästhetik, dem «Gefallen», und zum anderen dazu, den handelnden Personen

psychologische Tiefe zu verleihen. Cassandra muss sich gegen die Übermacht der (kriminellen) Mitwelt und gegen männliche Dominanz stemmen, und Simmonds modelliert diese Situationen mit dramaturgischem Geschick. «Cassandra Darke» ist ihre erste Graphic Novel, die direkt als Buch erschien und nicht zuerst als Fortsetzung im *Guardian*.

Ende der 1980er Jahre schrieb und zeichnete sie auch Kinderbücher. Ihr populärstes, «Fred», handelt von einem Kater, der ein Doppelleben

### *Ihr populärstes Kinderbuch, «Fred», handelt von einem Kater, der ein Doppelleben als Rockstar führt.*

als Rockstar führt. Nach zahlreichen anderen Bänden kehrte sie zu den Tieren zurück. Am irrsten ist mit Sicherheit «Baker Cat» («Die Katze des Bäckers»), die ausgebeutet wird und deshalb eine Allianz mit Mäusen der Backstube eingeht. Dabei spielt Simmonds mit dem disneyschen Kindchenschema, bricht es aber mit Hilfe ihrer satirischen Unterlegung. Das macht die Bücher für alle Altersgruppen goutierbar. So wie auch ihre Themen – Vorurteile, Rivalitäten, Lügen –, die nie mit erhobenem Zeigefinger abgehandelt werden. Simmonds gehört mit ihrem vielseitigen, umfangreichen Œuvre längst zu den Grossen der «neunten Kunst».

Das Cartoonmuseum Basel widmet dieser einzigartigen Künstlerin ihre bisher umfassendste Retrospektive. Der Kuratorin Anette Gehrig gelang es, auch Beispiele aus Simmonds' Kinderstube, die allerersten Zeichnungen, zu präsentieren; da zeigt sich schon die Lust an der Beobachtung von Mensch, Tier und Natur. Skizzenbücher und andere Raritäten gehören neben zahlreichen Satire-Cartoons zu den bestsortierten Ausstellungsstücken, bis zu «Cassandra Darke». Simmonds, heisst es im Programmheft, sei nicht nur «eine der scharfsinnigsten Chronistinnen und Kritikerinnen [...] der zeitgenössischen britischen Gesellschaft, sondern auch unserer gemeinsamen menschlichen Existenz».

## Jazz Eine Art Klassiker Peter Rüedi

Peter Schärli Trio featuring Glenn Ferris:  
Give. Enja 9793.

An der Musik des Innerschweizers Peter Schärli ist alles spannend und nichts aufgeregt. Der 1955 im luzernischen Schötz geborene Trompeter ist in seiner Herkunft verwurzelt und seit bald vierzig Jahren auf der (Inner-)Schweizer Szene schon fast eine Institution; einer besonderen Liebe zur brasilianischen Musik (unter anderem) verdankt er auch ein solides internationales Renommee. Mit seiner fein austarierten, gelegentlich fast lapidaren Trompete, mit dem Hang zu melodischem Zusammenhang und einleuchtender Harmonik in seinen Kompositionen ist er eine Art Klassiker des neueren Schweizer Jazz; nicht nur im geläufigen, sondern auch im etwas weniger banalen Wortsinn.

Seine jüngste CD mit einem schlagzeuglosen Quartett ist dafür ein klingendes Beispiel: Hans-Peter Pfammatter am Piano, Thomas Dürst am Bass und an der Posaune Schärli's langjähriger Partner und Soulbrother Glenn Ferris (prominent geworden in Bands von Frank Zappa, Don Ellis, Quincy Jones oder Stevie Wonder). «Give», so der Titel der Neuheit, ist überaus eindrücklich, aber nie aufdringlich, überraschend, aber nie originalitätsgeil, kurz: ein harmonisch ausbalancierter, aber nie langweiliger Kammerjazz, dessen Widerhaken, aber auch dessen heiteren Charme der Hörer im Lauf der Ereignisse erst langsam entdeckt. Will sagen: Letzterer liegt nicht auf der Hand, er wird ihm von dem Quartett nicht ums Maul geschmiert beziehungsweise aufs Ohr gedrückt. Er ist von der nobleren, diskreten Art, in den Kompositionen (drei stammen von Ferris, zwei von Schärli, je eine von Pfammatter und Dürst) ebenso wie in den improvisierten Teilen.

Die sind keine Egotrips, jeder bezieht sich hier auf jeden. Besonders eindrücklich: die kollektiven Flügel der beiden Blechbläser in innigem Nebeneinander, parallel oder im Kontrapunkt. Ein Höhepunkt unter vielen anderen (Schärli's Trompeten-Equilibristik und herzwarmer melodische Logik, Pfammatters Al-dente-Pianokunst, Dürsts beweglicher, aber tief gegründeter Bass): eine Ballade von Ferris mit dem Titel «When the Night Turns into Day» und darin ein im Pianissimo atemberaubend geflüstertes Thema des Komponisten, ein der Posaune abgewonnenes Stück Poesie, sozusagen das mächtige Instrument geblasen mit dem Klangideal von Jimmy Giuffrès Klarinette. Sublime Meisterschaft. Das gilt für die CD insgesamt.

# Zürnender Gitarren-gott

Der britische Blues- und Rockstar Eric Clapton lässt seine legendäre Fender Stratocaster aufheulen gegen die Corona-Politik. Wie ist der Protestschrei einzuordnen in sein Lebenswerk?

Peter Kemper

**E**rst kürzlich erklärte der Queen-Gitarrist Brian May im *Independent*: «Ich liebe Eric Clapton. Er ist mein Held, aber er hat in vielerlei Hinsicht ganz andere Ansichten als ich. Es tut mir leid, aber Impfgegner sind aus meiner Sicht Spinner.»

Was war passiert? Der inzwischen 76-jährige Clapton – wahrscheinlich der beste, mit Sicherheit aber der bekannteste weisse Bluesgitarrist – tritt seit Monaten als vehementer Kritiker der britischen Corona-Politik auf. Schon Ende letzten Jahres hatte er zusammen mit dem irischen Querkopf Van Morrison in dem gemeinsamen Song «Stand and Deliver» über Maskenzwang, den Polizeistaat und die «Versklavung» gewettert. Dabei wollten die beiden eigentlich ihre Corona-Verschönerungs-Hymne in den Dienst einer guten Sache stellen: Die Erlöse des Songs sollten mittels Morrisons «Lockdown Financial Hardship Fund» Musiker unterstützen, deren Lebensunterhalt durch die Corona-Pandemie hochgradig gefährdet war.

## Schwere Impf-Nebenwirkungen

Doch nicht nur in den sozialen Medien ernteten die beiden für ihre masslose Behauptung, die Regierung belüge und versklave das Volk, eine Menge Kritik. Selbst der irische Gesundheitsminister Robin Swann fühlte sich bemüsst, dem *Rolling Stone* zu erklären, das alles sei bizarr und unverantwortlich: «Einiges von dem, was er [Morrison] sagt, ist echt gefährlich. Es könnte Leute dazu bringen, Corona nicht ernst zu nehmen.» Selbst für ein Wortspiel war sich Swann nicht zu schade: In Anspielung auf den legendären Morrison-Plattentitel «No Guru, No Method, No Teacher» erklärte er: «He is no guru, no teacher.»

Doch Blues-Brother Clapton liess sich durch die öffentliche Kritik nicht abschrecken und gefiel sich weiterhin in der Pose des Unangepassten. Er machte seine eigenen Impferfahrungen öffentlich und stilisierte sie zum allgemeinen Massstab der Corona-Politik. Einmal mehr outet er sich als entfesselten Wutbürger, der sich gegen die Mehrheitsmeinung

stellt und dafür auch heftige mediale Prügel in Kauf nimmt.

Schon im Mai hatte Clapton in einem offenen Brief an den italienischen Architekten Robin Monotti Graziadei, der für seine Anti-Lockdown-Haltung bekannt ist, bedauert, sich gegen Corona geimpft zu haben: «Ich nahm die erste Spritze von Astra Zeneca und hatte sofort schwere Reaktionen, die zehn Tage andauerten. Ich erholte mich schliesslich, und mir wurde gesagt, dass es zwölf Wochen bis zur zweiten Spritze dauern würde. Etwa sechs Wochen später wurde mir die zweite Spritze angeboten, und ich nahm sie, aber mit etwas mehr Wissen über die Gefahren. Unnötig, zu sagen, dass die Reaktionen katastrophal waren, meine Hände und Füsse waren erfroren, taub oder brannten, und für zwei Wochen waren sie so gut wie unbrauchbar. Ich fürchtete, ich würde nie wieder Gitarre spielen können (ich leide an peripherer Neuropathie und hätte nie in die Nähe einer Nadel gehen dürfen). Aber die Propaganda sagte, der Impfstoff sei für jeden sicher.»

Nun fällt es schwer, Clapton so viel Naivität zu unterstellen, dass er glaubte, eine Impfung könne keine schweren Nebenwirkungen hervorrufen. Zumal er ja – wie er selbst gesteht – seit 2006 an peripherer Neuropathie leidet, einer unheilbaren Schädigung des Nervensystems

*«Wenn ihr meine Seele haben wollt, dann müsst ihr schon kommen und meine Tür aufbrechen.»*

ausserhalb von Gehirn und Rückenmark. Symptome wie Taubheitsgefühl, brennende Schmerzen bis zu Lähmungserscheinungen in den äusseren Extremitäten sind die Folge. Clapton wusste also sehr wohl, dass er bei der Impfung zur Risikogruppe zählte, die mit heftigen Reaktionen rechnen muss. Warum er daraus aber den wissenschaftsfeindlichen Schluss zieht, es handle sich bei der Impfkampagne um blosse «Propaganda», bleibt sein Geheimnis.

Jetzt hat er mit seinem Song «This Has Gotta Stop» die Corona-Debatte erneut befeuert:

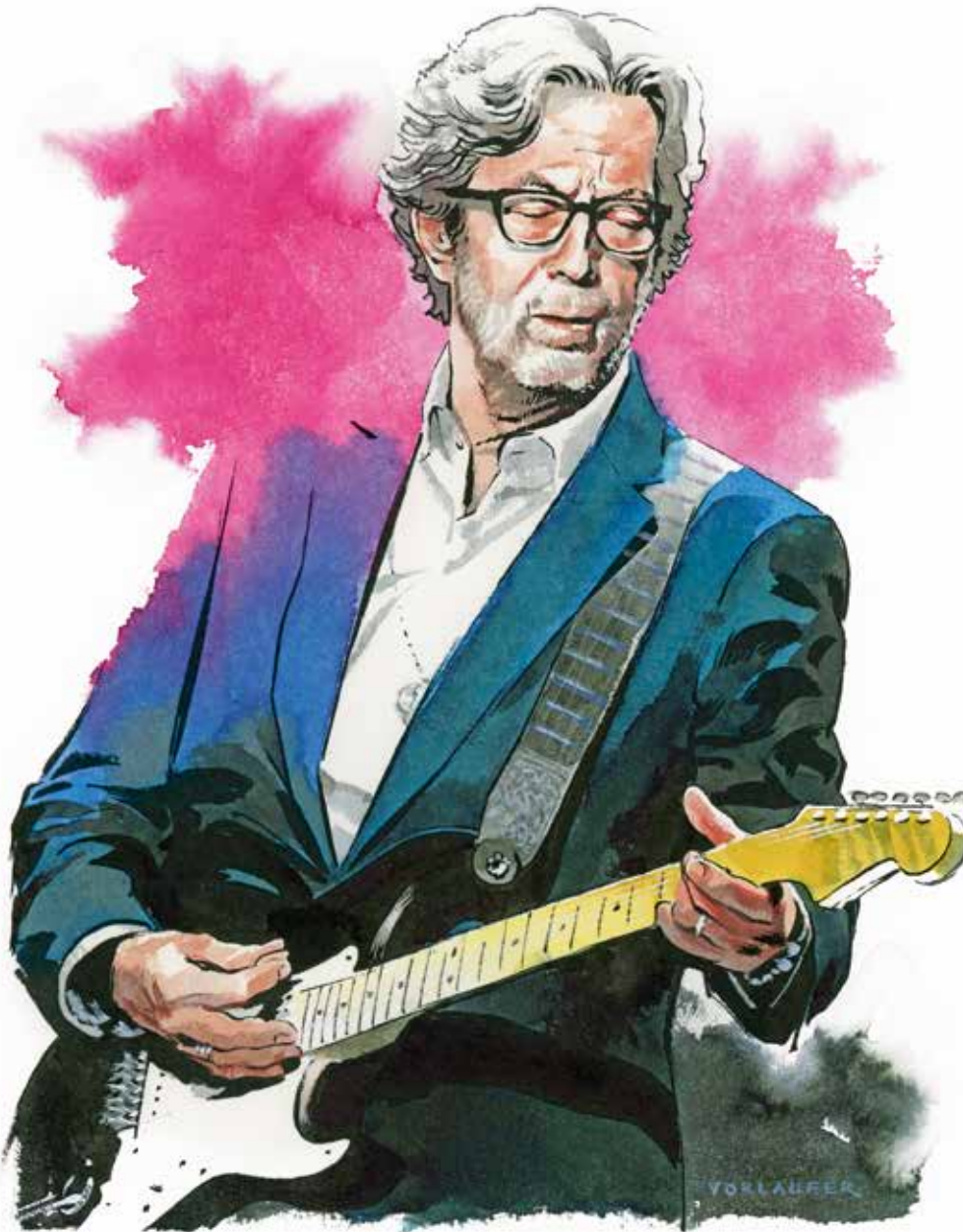
«Dies muss aufhören. Genug ist genug. Ich kann diesen Bullshit nicht länger ertragen. Wenn ihr meine Seele haben wollt, dann müsst ihr schon kommen und meine Tür aufbrechen», singt «Slowhand» in dem harmlosnetten Blues-Shuffle. Er nimmt noch einmal auf seine «desaströsen» Impferfahrungen Bezug, wettert gegen Bevormundung jeglicher Art und sieht sich und die Menschheit als blosse Marionetten von Politik und Wissenschaft. Gleichzeitig kündigte Clapton an, all die Konzerte abzusagen, die einen Impfnachweis verlangen. Er weigere sich, vor einem «diskriminierten Publikum» aufzutreten.

## Mutter als Hure beschimpft

Woher rührt Claptons Unversöhnlichkeit? Wie kommt er zu einer solchen Kreuzzugsmentalität? Gibt es in seiner Biografie Gründe, die seinen offenkundigen «Hang zum Aussenseitertum» verständlich machen können? Helfen frühkindliche Prägungen hier weiter?

Claptons Psychodrama begann 1954. Seine Grosseltern Rose und Jack hatten ihm erzählt, seine ältere Schwester Patricia käme aus Kanada für ein paar Wochen zu Besuch. In Wahrheit handelte es sich um seine Mutter Pat, die die letzten sieben Jahre in Kanada verbracht und mit ihrem Ehemann, dem Soldaten Frank McDonald, eine Familie gegründet hatte. Ihr erstes (uneheliches) Kind Eric schien sie dagegen aus ihrer Gedanken- und Gefühlswelt verbannt zu haben. Man darf annehmen, dass Pat ihren kleinen Eric vom ersten Moment an ablehnte, wurde sie doch im pruden NachkriegsEngland mehrfach angespuckt und als Hure beschimpft.

Als Eric im Alter von neun Jahren den Kulissenzauber, den seine Grosseltern all die Jahre für ihn aufgeführt hatten, durchschaute und er sich von seiner Mutter ein zweites Mal zurückgewiesen fühlte, wurde aus dem aufgeweckten Jungen quasi über Nacht ein mürrischer, verbitterter Mensch. «Ich hatte gedacht, sie würde mich freudig in ihre Arme schliessen und von da an bei mir bleiben.» Doch seine Mutter dachte nicht daran, ihn nach Kanada



Als ob einem ein Arzt, der noch nie ein Instrument spielte, den Blues erklärte: Clapton, 76.

mitzunehmen. Fortan sollte Eric seiner gesamten Umgebung misstrauen: «Ich war derjenige, nach dem man gern mit Steinen warf, weil ich so dünn und unsportlich war. Meist trieb ich mich mit drei, vier anderen Jungs herum, die sich in einer ähnlich misslichen Lage befanden – Aussenseiter eben.»

#### «Ich fühle mich wirklich richtungslos»

Seine Erfahrung des frühen Verlassenwordenseins führte dazu, dass Clapton sich fortan nicht nur autorisiert sah, den Schmerz des Blues zu verstehen, sondern auch dazu legitimiert, seiner Verzweiflung öffentlich Ausdruck zu verleihen. Im Gespräch mit Andrew Franklin gestand er noch 1991: «Ich fühle mich nie in einer stabilen Verfassung. Ich bin nie wirklich mit mir zufrieden, halte immer nach mehr Ausschau. Ich bin mir auch nicht sicher, wohin die Reise geht. Wissen Sie, ich fühle mich wirklich richtungslos.»

Natürlich lassen sich mit Claptons frühkindlicher Traumatisierung nicht alle Fehlritte in seinem späteren Leben entschuldigen. Gleichwohl scheinen sich bei ihm eine Art «mangelndes Selbstwertgefühl» und eine Unfähigkeit zur Selbstkritik über die Jahre fest verankert zu haben.

Schon einmal hatte Clapton sich mit einer Hasstirade in die Nesseln gesetzt – ein Vorfall, der bis heute als schwarzer Fleck seine «White Boy Blues»-Weste verunziert. Am 5. August 1976 im Odeon Theatre in Birmingham tor kelte er stark angetrunken ans Mikrophon und konfrontierte das Publikum mit einer provozierenden Frage: «Sind heute Nacht irgendwelche Ausländer im Publikum? [...] Also wo seid ihr? Wenn ihr vollzählig seid, solltet ihr einfach abhauen, nicht nur aus dieser Halle, sondern aus unserem Land. [...] Schmeisst die Ausländer raus! Schmeisst die Kanaken raus! Schmeisst die Neger raus! Grossbritannien

muss weiss bleiben. Normalerweise bin ich auf Drogen, jetzt bin ich auf Rassismus! Das ist viel härter, Mann.»

Der Vorfall, bei dem er sich auch explizit zu dem ultrakonservativen Politiker Enoch Powell bekannte, sollte Clapton sein ganzes Leben lang verfolgen. In seiner umstrittenen «Rivers of Blood»-Rede vom 20. April 1968 hatte Powell die drohende unkontrollierte Zuwanderung in Grossbritannien für ein zukünftiges Armageddon mit blutigen Rassenunruhen verantwortlich gemacht.

#### Halbherzige Entschuldigungen

Wie verbohrt und kritikresistent Clapton sein konnte, machte er im Juni 1988 noch einmal deutlich: Clapton sollte mit den Dire Straits anlässlich des 70. Geburtstags von Nelson Mandela im Londoner Wembley-Stadion auftreten. Der Organisator des Mandela-Events, Jerry Dammers, lud Eric ein, im Fernsehen endlich seine umstrittenen Äusserungen öffentlich zu widerrufen. Bis dato hatte der Gitarrist sich immer nur in halbherzige Entschuldigungen geflüchtet. Doch ein wütender Eric Clapton verweigerte sich erneut und nannte Dammers später einen «verfluchten Wichser».

Erst 2017 sah sich Clapton dann anlässlich der Premiere seiner Filmbiografie «Life in 12 Bars» zu einer glaubhaften Entschuldigung genötigt: «Ich habe alles sabotiert, was mir wichtig war, ich war so beschämt über den, der ich mal gewesen war, eine Art Semi-Rassist, was überhaupt keinen Sinn macht.»

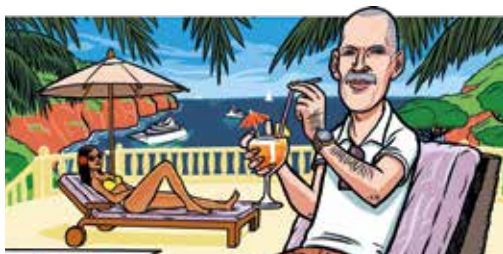
Doch so ganz scheint Clapton seinen Hang zum Selbstmitleid bis heute nicht überwunden zu haben, wenn er jetzt dem *Rolling Stone* als Reaktion auf seine Corona-Kritik zu Protokoll gibt: «Ich wurde ausgegrenzt. Sogar von meiner eigenen Familie habe ich mich zurückgewiesen gefühlt. Ich konnte die Entfremdung spüren, weil ich eine andere Ansicht hatte.»

Da kann man nur sagen: Wer sich, um Aufmerksamkeitsgewinne einzufahren, öffentlich mit bewusst provozierenden Äusserungen exponiert, darf sich nicht wundern, wenn Gegenwind aufkommt, der sich auch schon mal zu einem Shitstorm steigern kann.

Eric Clapton ist nicht nur ein begnadeter Musiker, er ist auch als Rockstar seit mehr als fünf Dekaden eine Person öffentlichen Interesses. Nur schon deshalb kann er davon ausgehen, dass sein Corona-Protest nicht ungehört verhallt. Doch würden Sie auch auf einen Arzt hören, der nie Gitarrenunterricht hatte und Ihnen jetzt erklären will, wie man «Layla» spielt?

Peter Kemper ist Journalist und Buchautor. Zuletzt ist von ihm erschienen: Eric Clapton. Ein Leben für den Blues. Reclam. 272 S., Fr. 36.90

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Playlists

Mark van Huissing

Als ich noch Star-Interviewer war – ein Journalist, der Stars befragte, meine ich –, erkundigte ich mich regelmässig nach den letzten drei Alben, die meine Gesprächspartner gekauft hatten (oder bei Leuten, die sich möglicherweise keine neue Musik mehr zulegten, nach drei Alben, die in jede Sammlung gehören). Das führte zu hörenswerten Empfehlungen, gelegentlich zu interessanten Erkenntnissen.

Die letzten drei CDs, die er gekauft habe, seien «Smile» von Lyle Lovett, «Nichts muss» von Barbara Morgenstern und die titellose von Admiral Freebee, sagte mir Stephan Eicher mal. Und drei Alben, die in keiner Sammlung fehlen dürften: Bachs «Goldberg-Variationen» von Glenn Gould, «Revolver» von den Beatles und «Pat Garrett & Billy the Kid» von Bob Dylan. Damon Albarn, früher bei Blur, heute unter anderem hinter der Cartoon-Band Gorillaz, legte Wert darauf, dass er keine CDs kaufte, sondern Vinyl-LPs. Seine Sammlungstipps waren «Electro Duro» von Charlie Palmieri, «Southern Journey Volume 12» aus der Alan Lomax Collection sowie «The Complete Recorded Works» von Alphabetical Four (und meine Erkenntnis: Schon klar, dass er ein Connoisseur ist, zeigen wollte er es trotzdem).

Seither ist die Verbreitung von Alben mit acht bis zehn Songs, darunter idealerweise neben einem Hit auch andere hörenswerte Stücke – man spricht dann von einer «Albumband» –, zurückgegangen, egal, auf welchem Tonträger. Bedeutungslos geworden sind sie zwar nicht, es werden noch immer zahlreiche produziert, manche sind auch hörenswert, doch die Musik spielt anderswo: auf Playlists, die man über Streaming-Dienste abrufen, nämlich.

Playlists sind Jekamis (Akronym für «Jeder kann mitmachen»). Was Vor- und Nachteile hat. Vorteil: Jeder Mensch ist ein Künstler, meinte Joseph Beuys. Nachteil: Er ist bei weitem nicht der Einzige, der das meint.

Bei Spotify beispielsweise gibt es Angebote von Playlist-Kuratorinnen und -Kuratoren, ausserdem von einem Algorithmus erstellte Listen (etwa persönlicher Mix der Woche). Der Chef der deutschen Kuratoren sagte in einem *Spiegel*-Interview, seine Listen und die der Kolleginnen seien Empfehlungsfiler. Es gibt welche zum Aufstehen, Duschen, Joggen, Rumhängen (aber noch keine für Sex, antwortete er auf die absehbare Journalistenfrage). Ich habe einige geprüft, sie enthalten mehrheitlich genau das, was auf dem Deckel steht sozusagen («Sad Soul», «Balearic Beat», «Electronica Romantica»). So weit, so überraschungsarm.

Dazu kommen drei Milliarden User-Playlists (Stand: Anfang 2020), da sei bestimmt die eine oder andere Sex-Liste dabei, sagte der Kurator. Sowie viele Überraschungen respektive hörenswerte Zusammenstellungen von Amateuren und Profis, schreibt Ihr Kolumnist. Von *yours truly* (Profil: markvanhuissing) oder Musikjournalisten bis zu Radio-DJs, Produzenten et cetera.

Ich empfehle Listen des ehemaligen Kritikers des *New Yorker* (Profil: SF/J; mit zeitgenössischem, aber auch älterem Schaffen inklusive ein wenig Jazz und *world music*, verzeihen Sie den Begriff) sowie von RA-Mitarbeitern (*Resident Advisor*), einem Online-

«Es gibt welche zum Aufstehen, Duschen, Joggen, Rumhängen (aber noch keine für Sex).»

Magazin für elektronische Musik; ein bisschen *nerdy* manchmal, «115 tracks in homage to Roland's TB-303», einem Synthesizer, aber meist mit Hörgenuss verbunden (teilweise auf Soundcloud, einem anderen Streaming-Dienst).

Meine Top-Liebblings-Playlists zurzeit: «Thanks Charlie Bones, thanks mum» von einer oder einem «pali» (Spotify). Die 1286 Songs (106 h 38 min Spieldauer) zu Ehren des früheren Radio-DJ-Stars – er schmiss seine Morgenshow auf NTS, einem Londoner Web-radio, vorvergangene Woche mit Kürzestvorlauf hin wegen persönlicher und psychischer

Probleme – lassen sich am ehesten als persönliche Tonspur eines Musikkenners mit psychischen Problemen beschreiben. Respektive die unendliche Liste von Kieran Hebden, einem englischen Produzenten und DJ, der als Four Tet elektronische Musik veröffentlicht. Zurzeit sind darin rund 1500 Stücke gesammelt (138 h 55 min), und fast jeden Tag kommen weitere hinzu. Den Namen der Spotify-Liste kann ich nicht wiedergeben, leider, er besteht aus 24 Steuerzeichen, Emojis und so weiter, auffindbar ist sie dennoch.



## UNTEN DURCH Schwedische Kommission

Linus Reichlin

Ich war vor ein paar Jahren mal in Stockholm, und mir fiel auf, dass dort viele Betrunkene herumliefen. In der Schweiz sieht man ja kaum noch Torkelnde auf der Strasse, aber das hat vielleicht auch mit der zunehmenden gesellschaftlichen Ausgrenzung von Nichtnüchternen zu tun. In Schweden hingegen gibt es womöglich ein staatliches Gleichberechtigungsprogramm, das die gesellschaftliche Akzeptanz von nichtnüchternen Menschen erhöhen soll. Das Programm soll die Vorurteile abbauen, die bei Nüchternen entstehen, wenn sie nachts auf einer vereisten Stockholmer Gasse einem Betrunkenen begegnen, der «Öle smöke trottänhätt!!!» brüllt. Da es in Schweden für jedes Vorurteil eine Regierungskommission gibt, ist es durchaus denkbar, dass es eine Kommission mit der Bezeichnung *kommission mot hat mot fyllare* gibt, kurz KMHF. Die KMHF (auf Deutsch «Kommission gegen Hass auf Nichtnüchterne») hätte die Aufgabe, die Bevölkerung mit den Problemen von Betrunkenen vertraut zu machen. Es würde auch Kennenlernabende



geben. Denn wenn man persönlich einen Betrunkenen kennt, wird man, wenn man später irgendeinem Betrunkenen begegnet, ihn zu einem Glas Bier einladen, anstatt die Strassen- seite zu wechseln. Im Vorstand der KMHF könnte auch die Idee aufgekommen sein, Betrunkene als *vattenmässigt blockerad personer* zu betrachten (auf Deutsch «Menschen mit einer Wassertrink-Behinderung»).

Tatsächlich haben Betrunkene in ihrem Alltag ja genau wie andere Behinderte mit vielen Barrieren zu kämpfen. Beispielsweise sind die hohen Bordsteinkanten für Betrunkene ein grosses Problem. Hier wäre die Schaffung von betrunkenenfreundlichen, niedragschwelligigen Bordsteinzonen zu diskutieren. Diese müssten allerdings speziell gekennzeichnet werden, damit es nicht zu Komplikationen kommt, wenn ein Rollstuhlfahrer und ein Betrunkener gleichzeitig die Zone benutzen wollen. Ein Piktogramm, das einen stilisierten Menschen mit einer Flasche in der Hand zeigte, könnte mit Signalfarbe auf das Trottoir aufgebracht werden. Der Betrunkene, der das Piktogramm sieht, weiss dann: Hier kann ich gefahrlos das Trottoir betreten. Da allerdings viele Betrunkene an optischen Verdopplungsstörungen leiden, müsste man unter das Piktogramm schreiben: *Achtung! Die niederschwellige Bordsteinzone befindet sich in der Mitte der beiden Piktogramme.*

Über zu wenig Arbeit könnte sich die KMHF also wahrlich nicht beklagen! Es müssten ja auch auf allen öffentlichen Plätzen in Schweden Stützstangen montiert werden, an denen die Betrunkene sich beim Überqueren des Platzes festhalten könnten. Sollte ein Betrunkener trotzdem stürzen, müsste der Boden idealerweise mit einem elastischen Belag versehen sein. Eine Gesamtpolsterung ganz Schwedens wäre eine zwar utopische Forderung, mit der die Regierung aber ihren unbedingten Willen zu einer betrunkenenfreundlichen Politik demonstrieren könnte. Eine solche Politik müsste auch landesweite Präventionskampagnen beinhalten. Es darf nicht mehr vorkommen, dass Betrunkene von Kindern *fallfrukter* genannt werden (auf Deutsch «Fallobst»)! In Kindergärten und Schulen sollten Betrunkene auf Einladung der Klassenlehrer den Kindern ein realistisches Bild davon vermitteln, was es bedeutet, nicht nüchtern zu sein. Wenn die Kinder erst einmal mit eigenen Augen gesehen haben, wie schwierig es für einen Betrunkene-

ist, auf einem vom Lehrer auf den Boden gezeichneten Kreidestrich geradeaus zu gehen, werden sie sich für ihr früheres diskriminierendes Verhalten schämen. Sie werden später auch gemischt-nüchternen Ehen aus Nüchternen und Nichtnüchternen positiv gegenüberstehen, ja vielleicht werden sie sogar einmal ein nicht-nüchternes Kind aus Russland adoptieren. Von den Schweden können wir Schweizer jedenfalls eine Menge lernen!



## FAST VERLIEBT

### Streiten, Nichtstreiten

*Claudia Schumacher*

«Weisst du», sagt meine frischgetrennte Freundin bei einer Limonade, «manche Paare, meine Eltern eingeschlossen, zicken sich permanent an und bleiben doch ein Leben lang zusammen. Aber ausgerechnet meine Beziehung zerbricht?» Ihr schiessen Tränen in die Augen. Sie sagt, sie und ihr Ex seien sich so ähnlich. Beide diplomatisch. Praktisch nie habe es Streit gegeben. Ich nicke verhalten und pule verlegen das Etikett meiner Limonadenflasche ab.

Die Wahrheit ist: Sie und ihr Ex waren gleichpolige Magneten. Egal, wie viel Kraft einer von beiden aufbrachte: So richtig zusammen fanden sie nie. Ihr Ex hat bei der Trennung ein negatives Bild der Beziehung gezeichnet, das sie nicht versteht. Ich schon. Die beiden stritten zwar selten, doch ihr Umgangston war unerträglich. Sie klang bereits passiv-aggressiv, wenn sie ihn nur um eine Salatschüssel bat.

Wie viel Streit verträgt die Liebe? Und wie viel Frieden tut ihr gut?

Echter Frieden in Beziehungen, das wäre sicher ideal. Doch wir sind Menschen – wer ist dazu fähig, ununterbrochen? Die völlige Abwesenheit von Streit ist meist eher gleich-

bedeutend mit Ausweichen und Verdrängen, Kritikunfähigkeit und Realitätsverweigerung – keine gesunde Rezeptur für die Liebe. Zugleich ist nicht jeder halbwegs sauber geführte Disput ein Angriff auf das Seelenheil des anderen. Wer zusammenlebt, muss ehrlich sein dürfen. Können sich zwei nicht sagen, was sie stört, vegetieren sie nur nebeneinander her.

Laut einer Studie der Dating-Plattform Parship in Kooperation mit dem Marktforschungsinstitut InnoFact streiten sich 42 Prozent der Paare ein- bis zweimal pro Monat, 11 Prozent mehrfach in der Woche und 5 Prozent mehr als einmal am Tag. Die Frage ist also nicht, ob man in Beziehungen streiten darf, sondern wie.

Denn niemand kann einen mit wenigen Worten so sehr verletzen wie der eigene Partner. Die Kritik vom Lieblingsmenschen bringt zwei Urängste zum Klingen: nicht geliebt zu werden und nicht zu genügen.

Wo Urängste erwachen, wird es archaisch. Atombombenabwürfe in Liebesbeziehungen kommen paradoxerweise eher vor als in Auseinandersetzungen mit Menschen, die einem nur wenig bedeuten.

Vor ein paar Jahren war ich zum Abendessen bei einem Paar eingeladen, das eine Clownnase an einem Faden im Wohnzimmer hängen hatte. Auf Nachfrage erzählten sie mir, es handle sich dabei um ihre Streitnase: Wenn sie zu hitzig wurden miteinander, ging einer die Nase holen und setzte sie sich auf. Dann musste der andere lachen – und der archaische Moment, das Gefühl akuter Bedrohung, war gebrochen. Sich selbst und den anderen nicht allzu wichtig zu nehmen: Das ist sicher nicht der schlechteste Rat für die Liebe im Reibungsmoment.



# Und immer wieder mal geht die Sonne auf

Es waren Wintertage im Sommer, und jetzt ist schon Herbst.



*Die Welt erhält ihre Farben zurück.*

Immer wenn die ersten Herbstnebel sich über das Land legen und in die Köpfe schleichen und alles scheint wie eine Grabkammer, aus der es kein Wegkommen mehr gibt, keine Flucht, keinen Trost, sterbe ich ein bisschen mehr als sonst, versinke in Selbstmitleid und dem letzten bisschen Hoffnung, das darin noch Platz findet.

Der Sommer war nicht gross, leider nicht, er war nicht einmal klein, er war gar nicht, oder er war verrückt.

Auf dem höchsten Punkt des grönländischen Eisschildes, auf 3200 Metern, regnete es zum ersten Mal, seit Menschen dort oben sich aufhalten. Anderswo ertranken Landschaften, oder sie verbrannten; draussen waren Hitzewellen, Dürren, Kälte und Orkane, drinnen seelische Dauerbewölkung und die allmähliche Verflüssigung der Hoffnung auf einen halbwegs gerechten Wettergott. Die Menschen fanden sich nicht unter Sonnenschirmen, sondern vor dem Käseladen, um mit Fondue und Raclette nicht ganz zu verzweifeln. Es waren Wintertage im Sommer, und jetzt ist schon Herbst.

## Trübes Wetter, triste Gedanken

Mein Herbst begann Anfang August und so richtig am 25., als der erste Frühnebel viel zu früh kam, ich sass im Bademantel auf dem Balkon und hörte keine Vogelstimmen, kein Summen, hörte nur eine innere Stimme: Weg von hier, weg von hier, sagte sie. Ich blickte in den Nebel und sah nicht durch ihn hindurch und

stellte unsinnige Überlegungen an; welche Verrückten eigentlich vor Tausenden von Jahren auf die Idee gekommen waren, das Land hier zu besiedeln. Die gefälligen Gestade des Mittelmeeres zu verlassen, immer weiter nordwärts zu ziehen, die Ungeheuerlichkeit der Alpen zu überqueren, die Toten am Wegesrand liegen zu lassen, mit Fellen an Körper und Füßen, aber mit welchen Hoffnungen im Gepäck?

Waren es die ganz Tapferen, die ganz Romantischen, die ganz Dummen, waren es Verstossene, die sich aufmachten ins Unbekannte und hofften auf einen Himmel, unter dem Üppigkeit gedieh, und die, als es nicht mehr weiter nordwärts ging, zu weit weg waren, um wieder zurückzukehren in Zonen, in denen das Leben viel weniger Überleben war? Die sich arrangierten mit all der Unbill des Daseins, vor allem mit endlosen Wintern, Sommern ohne Sonne, die irgendwann bloss noch mit der Schulter zuckten, wenn einer aus ihrer Sippe einen weiteren Kältetod starb.

Gewiss, sie hatten Feuer, hatten gelernt, zu säen und zu ernten und dass sie nach dem Säen bleiben, die Saat pflügen und auf die Ernte warten mussten, um durch den Winter zu kommen und durchs Leben. Das war der Preis, den sie für die Sesshaftigkeit bezahlten in ihrer neuen, kalten Heimat, und ich frage mich noch heute und gerade jetzt an diesem Morgen, der ist wie abblättrender Lack, wie aus all dem eine der grössten Erfolgsgeschichten unter der Sonne werden

konnte. Weil es ja so ist, dass trübes Wetter triste Gedanken regnen lässt, man sieht das schon an der abendländischen Philosophie.

## Kleines Universum

Als ich so weit war, den Tag zu beenden, bevor er begonnen hat, ich mich ins Bett legen wollte und irgendwelche Filme schauen, in denen Wellen rauschen, Boote schaukeln, Paradiesvögel pfeifen, Menschen Sonnenbrillen tragen, in denen Hitze flimmert, und Bierflaschen vor Kälte beschlagen sind, oder ich einfach die Augen schliessen würde und all die Orte und Plätze vorbeiflimmern liesse, an denen die Kraft und nicht die Mutlosigkeit des Lebens durch die Adern strömte; gerade als ich den letzten Schluck des lauwarm gewordenen Espressos nahm, die Zigarette ausdrückte und aufstehen wollte, um ein bisschen zu sterben, geschah das kleine Wunder.

Ein Lichtfleck kämpfte sich am Horizont durch den Nebel, es war, als ob aus einer Singularität ein kleines Universum sich drängend ausbreitete, seine Moleküle verknüpfte und eine Sonne schuf, die der Welt ihre Farben zurückgab und die einen makellosen Himmel scheinen liess, unter dem die Tristesse sich nicht ganz in Luft auflöste, das tut sie nie, aber doch im Jenseits des Horizontes versickerte für ein paar Momente. Wie wenig, dachte ich, braucht es nach einem Sommer, der ein Betrüger war, um zu vergessen, was er einem alles weggenommen hat.

# Zeit und Aufmerksamkeit

Christina Pfenninger organisiert eine ganz spezielle Schweizer Meisterschaft für Hunde.

Wenn ich aufstehe, mache ich zuerst etwas mit meinem Hund Nala. Wir spazieren durch den Rebberg in Stäfa oder gehen schwimmen. Danach gibt es Kaffee. Zweimal pro Woche gebe ich einen Spanischkurs. Im Moment habe ich aber vor allem wegen der Schweizer Meisterschaft der Wasserarbeitshunde zu tun; dieses Metier kommt von der Rettungsarbeit. In Spanien, Frankreich und Italien unterstützen Hunde tatsächlich noch die Badewache. Bei uns ist es ein Sport.

Dabei geht es darum, wie ich als Retter den panischen Menschen im Wasser zurück ans Ufer bringen kann, und der Hund hilft mir. Er geht zur Unfallstelle wie andere Suchhunde zu Lawinen oder in Trümmer. Wichtig ist, dass der Hund von sich aus, ohne zurückzuschrecken, zum zappelnden, rufenden Fremden geht. Dafür braucht es einen spielerischen Aufbau. Schweizer Meister wird das Team, das die Aufgaben am saubersten ausführt, nicht am schnellsten. Grundsätzlich gilt: Hunde sind gute Schwimmer – sofern sie das Wasser mögen.

## Hemingways Unterstützung

Ich bin mit Tieren aufgewachsen, in Wattwil, Toggenburg. Als ich zur Welt kam, hatten wir einen Schäferhund, danach einen Pudel. Meine Mutter kam als Flüchtling in die Schweiz. Mein Urgrossvater, ein Militärarzt, evakuierte im spanischen Bürgerkrieg Kinder; der Schriftsteller Ernest Hemingway unterstützte ihn dabei finanziell. Selbst floh er nach Leningrad, forschte in Moskau, wo er ein Medikament gegen die tödliche Krankheit Ruhr entwickelte. Auch väterlicherseits geht eine Erfindung auf meine Vorfahren zurück: der Dampfkochtopf.

Meine Eltern lernten sich in der Pfadi kennen, die auch meine Kindheit prägte. Als Teenager interessierte mich Geschichte, ich kam auf die Archäologenschiene. Mein Vater meinte aber, das sei brotlos, weshalb es mich an die Dolmetscherschule verschlug. Ich büffelte Italienisch, Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch.

Mit 27 lernte ich meinen Mann kennen – über seinen Hund. Er, ein Auslandsmonteur, fragte mich, ob ich auf seinen Welpen aufpassen könne. Daraufhin meldete er sich täglich bei mir – nicht nur, um sich nach seinem Hund zu erkundigen. Wir haben heute zwei erwachsene Kinder und erfreuen uns an drei Enkelkindern.

Mit den Hunden wurde es in den Achtzigern intensiv. Ich ging *kataströhelen*, aber irgendwann streikte mein Hund – wohl weil immer ein Restrisiko bleibt. Mit *Wasserhündele* begann ich in den Neunzigern, in Neuenburg, Leissigen und Arbon – am Zürichsee gab es keine Möglichkeit. Erst im 2002 bekam ich einen Bootsplatz und kaufte mir ein Schlauchboot: der Startschuss, um in Stäfa zu trainieren.

Am wichtigsten ist mir, dass Hunde gut erzogen sind. Das heisst, ich bin der Chef und der



«Ich bin der Chef»: Hunde-Fan Pfenninger.

Hund ist der Hund. Er darf alles, solange ich einverstanden bin. Wenn ich rufe, hat er umzukehren. Dass er gehorcht, bedeutet aber Arbeit. Wer dem derzeitigen Hunde-Hype folgt, unterschätzt oft, was ein Tier mit sich bringt: Ein Hund hat einen Charakter, ist kein Spielzeug oder Knuddeltier, mit dem man Langweile überbrücken kann.

Wer einen Hund online kauft, weil ihm gerade danach ist, begeht fast schon ein Verbrechen. Eigentlich müsste jeder Hundehalter einen Sachkundenachweis erbringen, damit er den Hund richtig erzieht und vor allem beschäftigt. Hunde brauchen Zeit und Aufmerksamkeit, drei bis vier Stunden pro Tag. Nala bekomme ich fast nicht müde. Das heisst, für meine anderen Hobbys – Velofahren oder Tennis – bleibt mir kaum Zeit. Aber das ist es mir wert.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Auf dem Rütli

**Walter Fürst:** Seid willkommen in Uri, mein Freund aus Schwyz!

**Werner Stauffacher:** Seid gegrüsst! Sind wir nur zu zweit?

**Fürst:** Nein, dort kommt unser Freund aus Unterwalden.

**Arnold von Melchtal:** Seid gegrüsst, edle Freunde!

**Stauffacher:** Mehr kommen nicht?

**Fürst:** Ein Mann aus Fribourg wollte noch kommen.

**Stauffacher:** Das Welschland ist auch mit von der Partie? Das freut mich.

**Von Melchtal:** Und wo bleibt er?

**Fürst:** Er wird schon kommen.

**Stauffacher:** Er hat ja auch einen weiten Weg.

**Fürst:** Wir können ja schon mal anfangen.

**Von Melchtal:** Und womit fangen wir an?

**Stauffacher:** Am besten mit dem Schwur.

**Von Melchtal:** Und was schwören wir?

**Fürst:** Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.

**Stauffacher:** Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.

**Fürst:** Keiner erhebe sich über den anderen!

**Stauffacher:** Keiner erhebe sich über den anderen!

**Von Melchtal:** Keiner erhebe sich über den anderen!

**Alain Berset:** Hallo Jungs ...

**Fürst:** Ah, der Mann aus Fribourg.

**Berset:** Habe ich etwas verpasst?

**Von Melchtal:** Nein, wir haben erst geschworen.

**Stauffacher:** Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.

**Fürst:** Bist du dabei?

**Berset:** Ja, klar.

**Von Melchtal:** Gut, wir haben zu tun.

**Fürst:** Taten statt Worte!

**Stauffacher:** Wir brauchen wilde Entschlossenheit!

**Berset:** Ich bin wild entschlossen, euch zu sagen, was ihr zu tun habt.

Andreas Thiel

## Gut im Sattel

**Restaurant Rössli**  
Alte Landstrasse 86  
8702 Zollikon  
Tel. 044 391 27 27

Das Restaurant «Rössli» im zürcherischen Zollikon hat seit eh und je einen guten Ruf. Gleich neben der Kirche gelegen, drängt sich das altehrwürdige Riegelhaus auch für ein Leidmahl auf, und sein Saal dient manchen Vereinen für Zusammenkünfte. Viele renommierte Lokale sind in Zollikon in den letzten Jahren leider zugegangen.

### 14 Gault-Millau-Punkte

Das «Rössli» aber hat alle Hürden der Zeit übersprungen. Ursprünglich wurden das Restaurant und eine Metzgerei im Haus von der gleichen Familie betrieben. Die Metzgerei existiert



seit langem nicht mehr. Die jüngste Geschichte schrieb Jeannine Meili, die das Haus sieben Jahre lang bis gegen Ende 2020 führte und hier 14 Gault-Millau-Punkte erreichte. Nun will sie sich wieder auf ihr angestammtes Lokal, den «Pflugstein» in Erlenbach, konzentrieren.

Übernommen haben ihr Küchenchef Filipe Almeida und der Gastgeber Jesus Costoya, so dass der Übergang in neue Hände kaum spürbar geworden ist. Wir haben das Essen genossen: Das Filetgulasch Stroganoff und der

Seeteufel an einer Hummersauce mit Taglierini gefielen uns sehr gut. Ein zuvor genossener Blattsalat kam auf Wunsch mit italienischem Rotweinessig und Olivenöl, eine hausgemachte Cremeschnitte als Abschluss hielt absolut mit beim Qualitätsniveau.

### Rund um den Dorfbrunnen

Klassiker sind hier ein Entrecôte Café de Paris, Kalbsleberli, geschnetzeltes Kalbsfilet mit Rösti oder Hacktätschli. Zudem stehen immer noch Fischgerichte auf der Karte. Die Küche orientiert sich zu Recht am Bewährten, das die Kunden suchen und die Küche hervorragend beherrscht. Das Restaurant im ersten Stock ist rustikal-antik-elegant, im Sommer kann man im Freien rund um den Dorfbrunnen essen. Den Vogel abgeschossen hat der junge Mann, der uns bediente: Er war freundlich, lustig und omnipräsent.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Malbec kommt heim

**Clos Triguédina Jean-Luc Baldès:**  
Probus. Malbec Cahors AOC 2013. 13%.  
Gerstl Spreitenbach Fr. 34.– (www.gerstl.ch)

**Clos Triguédina Jean-Luc Baldès:**  
La Part des Biches. Malbec Cahors AOC 2018.  
14%. Ebd. Fr. 13.50.

Diese Zeiten der Pandemie haben ja neben allen unliebsamen bis tragischen Konsequenzen auch ein paar positive. Eine davon ist die Einsicht, dass sich Abenteuer auch zu Hause erleben lassen. In Büchern, versteht sich, jenen, die wir uns längst mal wieder zu lesen vorgenommen oder die wir überhaupt verpasst haben. Oder, sind wir Weinliebhaber, indem wir uns über das eine oder andere Glas in einen Landstrich oder eine Weltgegend versetzen, in der wir uns sonst selten oder nie aufhalten.

Das Weingebiet Cahors, eine Appellation seit 1971, um die mittelalterliche Stadt dieses Namens am grünen Fluss Lot in Frankreichs Südwesten gelegen, wäre eine solche Destination. Hier regiert eine Traube, die einmal zum Sortensatz des Bordelais gehörte und dort, ja in Europa überhaupt, bis



auf Reste fast verschwunden ist. Sie ist sozusagen ausgewandert und feiert im argentinischen Mendoza als Malbec eine glanzvolle Auferstehung. In Cahors nannte man sie Côt. Die Winzer allerdings, die hier nicht erst seit dem Jahrhundertfrost 1956 an ihrer Rehabilitation und der des aus ihr gewonnenen «schwarzen Weins» arbeiten, brauchen heute vornehmlich den international gängigen Namen. Einer von ihnen, Jean-Luc Baldès auf seinem Clos Triguédina, nennt einen seiner Basisweine «French Malbec». So sehr ist die Sorte inzwischen eine erfolgreiche argentinische Marke geworden! Ebenfalls auf der Etikette findet sich der Satz «Cahors is not dead», was, nach dem Zusammenbruch des einstigen Renommées, nicht zuletzt das Verdienst der Familie Baldès ist. Die Renaissance, skeptisch

verfolgt von der übermächtigen Konkurrenz in Bordeaux, ist in vollem Gang. Die schon in den bescheideneren Varianten dichten, aber eleganten Weine von Baldès' Gut (40 ha) sind durchwegs ein Erlebnis. Für einmal sei hier nicht der Top-Knüller empfohlen («The New Black Wine», mit etwas Maischerwärmung zusätzlich verdichtet), sondern der noble Klassiker im Angebot, «Probus» mit Namen: ein Malbec-Paradigma mit viel Brombeere, Kirschen, Gewürznoten und tiefgründigen Anmutungen von Waldboden und feuchtem Laub; herb, straff, konzentriert, aber mit etwas Luft schon jetzt nicht ohne Charme.

Nicht weniger verdient der (nur im Schnäppchenpreis) bescheidene «La Part des Biches» von Clos Triguédina eine warme Empfehlung: herrlich im Gleichgewicht zwischen schwarzer Frucht und abgründigeren Noten (Rauch, Leder, Lakritz). Beide sind keineswegs Landeier für die Gesellschaft *en manque de mieux*, sondern grosse, nachhaltige Weine. Das, was man vor Zeiten noch «maskulin» nennen durfte. Das Misstrauen der benachbarten Konkurrenz von Bordeaux verdienen sie vollauf.

# Es geht auch anders

Autos mit sieben Sitzen sind gefragt, der Kia Sorento verbindet Platz, Technik und Stil.



Es ist zwar ein Bedürfnis, das ich nicht aus eigener Anschauung zu beurteilen vermag, aber Autos mit sieben Sitzen sind nicht nur in den USA, dem Land der *soccer moms*, gefragt. Und weil SUVs mittlerweile in manchen gesellschaftlichen Kreisen oder städtischen Quartieren einen geringen Sozialstatus haben, sind viele Leute mit dem Bedürfnis nach Raum auf VW-, Mercedes- und andere Busse umgestiegen.

Dafür gibt es anekdotische Evidenz, in meiner Sammelgarage zumindest hat der Anteil an VW T5 und T6 sowie Mercedes-V-Klassen deutlich zugenommen, der Bus ist das SUV der Guten. Natürlich sind alles hervorragende Fahrzeuge, sie sind aus ökologischer Sicht aber kein Fortschritt gegenüber einem modernen SUV. Je nach Modell ist ein Bus grösser, schwerer und verbraucht mehr Treibstoff.

Es gibt also Gründe für eine gewisse Ehrlichkeit, deshalb spricht einiges für SUV wie den Kia Sorento mit sieben Sitzen und Plug-in-Hybrid-Antrieb. Für ein Auto mit einem so grosszügigen Platzangebot sieht das südkoreanische Modell zunächst sehr gut aus. Mit seiner modernen, mutigen Linienführung, der eleganten Seitenansicht und der leicht herausfordernd gezeichneten Front macht der Sorento nicht den Eindruck einer behäbigen Familienkutsche.

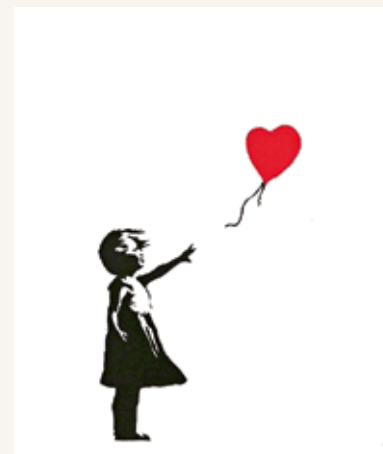
Auch innen wirkt das Auto zeitgemäss und aufgeräumt, die dritte Sitzreihe ist schnell aus den Tiefen des Kofferraums gehoben und bereit. Sind alle sieben Plätze belegt, ist naturgemäss nicht mehr viel Raum für Gepäck, dieses Dilemma lässt sich nur mit einer Dach-

box beheben. Ansonsten hat der Kia alles, was ein Auto heute braucht, neben den gängigen Assistenzsystemen und Komforteinrichtungen wie belüftete Vordersitze hat Kia auch eine Totwinkelkamera im Programm: Sobald man den Blinker stellt, wird das Kamerabild von der Abbiegeseite im Zentraldisplay eingeblendet.

Dass grosse SUV durstige Verbrauchsmonster sind, ist ja eher ein beliebtes grünes Klischee als eine faktenbasierte Wahrheit. Im Fall des Sorento, der immerhin etwas über zwei Tonnen schwer ist, sorgt der Blick auf die Verbrauchsstatistik eher für angenehme Überraschungen. Der mit einem Vierzylinder-Benzinmotor sowie einem Elektroantrieb ausgerüstete Sorento fährt rund fünfzig Kilometer rein elektrisch. Lädt man die Lithium-Ionen-Batterie konsequent auf, ergibt sich daraus ein Gesamtverbrauch von 1,6 Liter Benzin auf 100 Kilometer, gemäss der geltenden Norm. In der Praxis ist das zwar etwas mehr, aber auch mit realistischen 4,5 bis 5 Litern ist man noch sehr zum Vorteil der Umwelt unterwegs. Und selbstverständlich erfüllt der Sorento die Umweltnorm Euro 6d und ist also mit einem Partikelfilter ausgerüstet, der kaum noch Stickoxide durchlässt. Viel Platz, guter Stil und tiefer Verbrauch sind ein ziemlich gutes Fazit für ein grosszügiges SUV.

#### Kia Sorento 1.6 T-GDi PHEV AT Style

Motor/Antrieb: Turbo-Benziner, Elektromotor, Allrad, 6-Stufen-Automatikgetriebe; Hubraum: 1598 ccm; Leistung Hybrid-System: 265 PS/195 kW; max. Drehmoment: 350 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 13,8 kWh; elektrische Reichweite (WLTP): 57 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 193 km/h; Verbrauch: 1,6 l/100 km, 18,4 kWh/100 km; Preis: Fr. 70 450.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Grossbritanniens Darling

Banksy: «Girl with Balloon»

Geschätzter Preis: 200 000 bis 300 000 Pfund

Wenige Sekunden nachdem eine Variation von Banksys Ballon-Mädchen 2018 für 1,18 Millionen Euro versteigert worden war, zerstörte sich der papierene Ausdruck selber. Das heisst, nur die Hälfte davon. Denn der Schredder, den Banksy, einer der teuersten Künstler der Welt, hinter das Bild montierte, um es im Fall einer Auktion zu zerschneiden, wollte nicht richtig funktionieren. Seine «Kritik am Kunstmarkt» scheiterte zu 50 Prozent.

Der seltsame Vorgang passte bestens zum Image von Banksy, der Elena Ferrante der Street-Art – weiss man doch nicht einmal, wer sich hinter dem Namen verbirgt. Wahrscheinlich kommt er aus Bristol und wurde 1973 oder 1974 geboren.

Die Käuferin behielt das teilweise zerfetzte Bild, das nun unter einem neuen Namen, «Love Is in the Bin» (Die Liebe ist im Eimer), als Dauerleihgabe in der Staatsgalerie Stuttgart hängt.

In den nächsten Tagen versteigern gleich beide grossen Auktionshäuser, Sotheby's und Christie's, ein paar Werke des anonymen Meisters der Schablonengraffiti. Darunter auch Kopien von Banksys berühmtem «Girl with Balloon». Man erwartet einen Erlös von 200 000 bis 300 000 Pfund. Das Sujet, also das Mädchen und sein davonschwebender Ballon, ist übrigens derzeit das Lieblingsbild der Briten, wie eine Umfrage ergab.

Benjamin Bögli

# Neue Geschmeidigkeit

**M**an reibt sich die Augen: Obschon die SPD inhaltlich ziemlich bankrott ist und im Klassenkampf gegen «die da oben» von der AfD abgelöst wurde, könnte es für den Genossen Olaf Scholz am 26. September durchaus aufgehen. Im Vorwahlkampf gewann man den Eindruck, die Kanzlerkandidatur würde zwischen der Grünen Annalena Baerbock und dem Christdemokraten Armin Laschet ausgemacht. Scholz wurde in der Berichterstattung teilweise nicht einmal erwähnt. Inzwischen katapultierte sich die Grüne wegen des polierten Lebenslaufs und abgekupfter Passagen ins Abseits. Und der Konservative hat sich im Katastrophengebiet feixend unmöglich gemacht. Unauffälligkeit könne man sich nicht leisten, wenn man gewählt werden wolle, hiess es einmal. Jetzt ist die Möglichkeit gegeben, dass Scholz durch reine Fehlervermeidung ins Kanzleramt gehievt wird. Durch Nichtpräsenz wurde er zum Umfrageliebling. Man darf sich fragen, ob dies das taugliche Rezept ist in einer Zeit, in der jedes Vergehen unbarmherzig mit einem Shitstorm bestraft wird.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Durch Unauffälligkeit zum Umfrageliebling: Olaf Scholz.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich arbeite seit drei Jahren in einer grossen Beratungsfirma. Von meinem Vorgesetzten wurde mir mitgeteilt, dass ich zwar für eine Beförderung in Frage komme, aber in dieser Periode nicht damit rechnen solle. Der Grund: Obwohl meine Leistung besser sei, hätten andere Vorrang, weil sie schon länger dabei seien. Quantität vor Qualität, wie ich finde. Was soll das? P. K., Wädenswil*

In jeder Firma ist der Vorgesetzte verantwortlich für seinen Bereich, und er bestimmt die Mitarbeiter, insbesondere für die Chefposten. Seine Auswahlkriterien und seine Beurteilung decken sich oft nicht mit denjenigen seiner Untergebenen, insbesondere nicht mit denen von solchen, die glauben, sie hätten die besseren Voraussetzungen als gewisse andere Chefs, die der Vorgesetzte platziert hat.



Sie stützen sich auf ein Gespräch mit Ihrem Vorgesetzten. Er soll Ihnen gesagt haben, dass Sie bessere Qualitäten hätten als ein langjähriger Mitarbeiter. Aber er gebe diesem langjährigen Angestellten den Vorrang. Warum sagte Ihr Vorgesetzter dies?

Wollte er Sie gut qualifizieren, ohne ernsthaft auf die mögliche Besetzung einer Chefpозиtion einzugehen, und einfach andeuten: «Kommt Zeit – kommt Rat»? Möglicherweise hat er aber gute Gründe, um einem ande-

ren Mitarbeiter, der «schon länger dabei ist», den Vorrang zu geben. Möglicherweise spricht für diesen Mitarbeiter gerade die langjährige Erfahrung. Sie sind ihm vielleicht in fachspezifischen, beruflichen Belangen überlegen, aber nicht punkto Erfahrung. Das heisst aber nicht, die Quantität vor die Qualität zu setzen: Überlegen Sie, ob Ihre besonderen Fähigkeiten allenfalls an einem anderen Ort genau die richtige Qualifikation wären und dort dann die langjährige Erfahrung vielleicht nicht notwendig wäre.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Stephan Zwahlen

Der CEO von Maerki Baumann, einer Zürcher Privatbank, erzählt, weshalb er als einer der ersten Schweizer Vermögensverwalter auf Krypto-Währungen und -Unternehmen setzte.

Der sich dem Ende zuneigende Sommer war für den 43-jährigen Chef der Privatbank in Zürich ein besserer als für die meisten Leute. Nicht was das Wetter angeht, dieses war für Zwahlen gleich mittelmässig wie für andere – unser Mittagessen konnte an einem Aussentisch des Restaurants «Neue Taverne» an der Glockengasse stattfinden, was man als glücklichen Zufall beschreiben darf –, sondern bezogen aufs Geschäftliche: «Die Pandemie hat den Fokus auf Kryptowährungen zurückgeleitet», sagt er. Und sie habe dazu beigetragen, die Skepsis abzubauen.

Bei Redaktionsschluss der *Weltwoche* wurde ein Bitcoin, die bekannteste Kryptowährung und die mit der grössten Marktkapitalisierung, für rund 43 000 Franken gehandelt, zwei Monate zuvor war der Kurs noch bei 30 000, fünf Monate zuvor aber bei über 60 000 Franken gelegen – das nennt man Volatilität. «Digitale Vermögenswerte sind eine neue, interessante Anlagekategorie», sagt Zwahlen. Worte, die man eher von einem Start-up-Unternehmer oder -Manager erwartet als von einem Privatbankier. Das Institut, das er leitet – 1932 gegründet von der Familie Syz, heute im Besitz der nächsten Generation –, zählt achtzig Mitarbeiterinnen sowie Mitarbeiter und hat knapp zehn Milliarden Franken von Anlegern aus der Schweiz, aus Deutschland sowie dem Rest der Welt *under management*, wie man sagt.

## Aus Zeitungsentente wird Businessidee

Maerki Baumann bot zuerst Blockchain- und Krypto-Unternehmen Geschäftskonten an. Der Handel und die Verwahrung digitaler Vermögenswerte waren der nächste Schritt. «Und schliesslich schufen wir in unserem Kerngeschäft zusätzliche Investmentperspektiven», Beratungsdienste für Investments in Krypto wurden aufgenommen. Denn zwischen dem Krypto-Business und der Anlagetätigkeit gebe es Synergien: technologieaffine Kunden, die

neue Renditemöglichkeiten suchen oder ihr Portfolio diversifizieren möchten.

Maerki Baumann rät Anlegern nicht dazu, hohe Anteile ihrer Vermögen in Kryptowährungen respektive Blockchain-Unternehmen – die Technologie, die der digitalen Anlagekategorie zugrunde liegt – zu investieren. Sondern empfiehlt, vielleicht 2 oder 3 Prozent in Krypto-Anlagen zu halten, «als Depot-



«Mehrwerte»: Bankdirektor Zwahlen.

ergänzung, wie viele Investoren es zum Beispiel mit Gold handhaben».

Trotz der anteilmässig bescheidenen Krypto-Anlagen ist die Ausstrahlung beziehungsweise der Umstand, dass Maerki Baumann als eine der ersten (und bisher wenigen) Schweizer Banken in das Geschäft damit eingestiegen ist, hoch. Zwahlen erzählt während des hervorragenden, unter Küchenchef Nenad Mlinarevic zubereiteten Essens, wie seine Arbeit-

geberin zu Bitcoin & Co. kam: Der Grund war eine Zeitungsentente. Ein Journalist schrieb vor zirka drei Jahren, bei Maerki Baumann könnten Kunden Kryptowährungen kaufen, handeln, anlegen und so weiter. Was damals noch nicht zutraf, doch eine Vielzahl von Rückmeldungen aus der ganzen Welt – durch andere Journalisten, aber auch Kunden/mögliche Kunden – auslöste. Woraus Zwahlen, seinerzeit erst seit zweieinhalb Jahren CEO der Bank, schloss, es handle sich um eine Businessidee, die es wert sei, weiterzuentwickeln und umzusetzen. Ergebnis bis heute: mehr als hundert Kundenbeziehungen, bei denen es um Kryptos geht.

## «Bestens aufgestellt»

So weit, so nachvollziehbar. Dennoch überrascht es, dass ausgerechnet eine als eher konservativ geltende, verhältnismässig kleine Privatbank als erste das Anlage-Neuland betrat. Für Zwahlen ist das kein Widerspruch – «wir sind für das dynamische Marktumfeld bestens aufgestellt», sagt er. Und genau das sei eine Stärke von Unternehmen mit überschaubarer Grösse. Oder anders ausgedrückt: «Man muss agil und flexibel sein, wenn man nicht zu den Tankern der Branche zählt.»

Letzte Frage: In jüngerer Vergangenheit gab es zahlreiche Verschärfungen betreffend die Regulierung von Kryptos. Oder über die Schaffung von Bitcoin beispielsweise wird immer öfter streng geurteilt, da sowohl das Schürfen als auch spätere Transaktionen mit der Währung – fussend auf hoher Rechenleistung – viel Energie verbrauchen. Erschrickt er manchmal über den eigenen Mut? Nein, sagt Stephan Zwahlen. Dadurch würde die Entwicklung von Kryptos beziehungsweise Firmen, die damit arbeiten, wohl verzögert, aber nicht aufgehalten. «Digitale Vermögenswerte werden uns erhalten bleiben. Denn sie bringen Mehrwerte für viele, für Investoren ebenso wie für Finanzdienstleister.»

Mark van Huissingel

# Amulette im Ozean

Die Malediven sind ein faszinierender, in Schönheit zersplitterter Vielinselstaat. Ein Plädoyer fürs Reisen in die Ferne – weil diese Erfahrung durch nichts zu ersetzen ist.

David Schnapp

*And deep beneath the rolling waves  
In labyrinths of coral caves  
The echo of a distant time  
Comes willowing across the sand  
And everything is green and submarine*  
«Echoes», Pink Floyd

Als Pink Floyd 1971 den monumentalen Song «Echoes» veröffentlichten, dachten sie wohl eher an die Küste von Cornwall oder möglicherweise Westenglands. Aber als ich kürzlich, zum ersten Mal überhaupt, Ferien auf den Malediven verbrachte und auf einer schattigen Liege vor meiner Wasservilla lag und den Wellen zuhörte, die in etwas Entfernung am Rand des Riffs brachen, schienen mir die ersten Zeilen aus dem Lied passend, um die Magie dieser grandiosen Naturschönheit zu erfassen.

Schon der Transport mit dem Wasserflugzeug vom Flughafen der Hauptstadt Malé zum jeweiligen Hotel-Resort ist ein optisches Ereignis. Als leuchtende, türkisfarbene Amulette liegen manche der Riff-Erhebungen im dunkelblauen Meer – eine in höchstem Masse unwirtliche Gegend voller Anmut.

Man kann die Malediver aus dieser Perspektive als Eidgenossen des Ozeans sehen, ihre Freiheit haben sie in einer herausfordernden natürlichen Umgebung gefunden: Teilweise schwer zugänglich wie die Alpen, erfordert der Ort ohne Bodenschätze die Kraft der Ideen, um eine Lebensgrundlage zu entwickeln.

## Zwischen Crusoe und Langstrumpf

Die Genialität, mit der kleine und kleinste Inseln mit weissen Stränden und tropischer Urwaldvegetation für den Tourismus erschlossen worden sind, ist beeindruckend. Mittlerweile ist dieser auch ökologischer geworden. Den Weg dahin haben die Resorts von Soneva entscheidend geprägt. Das erfolgreiche Unternehmen des Ehepaars Sonu Shivdasani und Eva Malmström begann vor 26 Jahren auf Soneva Fushi und ist bis heute ein Leuchtturm für luxuriöse Ferien im Einklang mit der Umwelt. Wobei die Definition von Luxus hier etwas weiter gefasst wird, als es in Spitzenhotels allgemein üblich ist.

Es sind nicht etwa teure Materialien, die es schön machen, hier zu sein, es sind vielmehr Raum, Zeit und Aufmerksamkeit, die grosszügig vergeben werden. Jeder Gast hat einen persönlichen Butler; um unser Wohlergehen kümmert sich Chelsea, sie schreibt Whatsapp-Nachrichten, um den Zeitpunkt für einen Bootsausflug mitzuteilen, oder kommt gleich selbst vorbei, um nach dem Rechten zu schauen.

Wer etwas über Servicequalität lernen will, sollte Soneva Fushi besucht haben. Ich habe selten ein Top-Resort gesehen, in dem Gastfreundschaft auf so hohem Niveau gepflegt wurde, ohne je angestrengt zu wirken. Der Kellner beim Frühstück, das draussen unter Palmen oder am Strand eingenommen wird, weiss schon beim ersten Besuch, wer wir sind, beim zweiten Mal weiss er, was wir gerne trinken, und serviert diesen erfrischenden Cold-Brew-Kaffee mit Hibiskussirup und Tonic Water.

Die scheinbar nebensächlichen Augenblicke, die kurzen morgendlichen Gespräche mit diesem freundlichen, aufmerksamen Malediver, der seine Gäste so hingebungsvoll versorgt wie seinen Instagram-Kanal @inthihabeys – kein Dokumentarfilm oder Bildband kann das ersetzen. Es sind die Momente, in denen einen Reisen im besten Fall ein wenig demütig macht, vielleicht verständnisvoll und – ja – im besten Sinne weltoffen. Auch deswegen lohnt es sich, in die Ferne zu schweifen. Wer nur noch auf dem Lastenvelo im eigenen Quartier unterwegs ist, beschränkt seinen Horizont.

Kulinarisch ist in Soneva Fushi schon das Frühstück ein Ereignis: gekühlte Räume mit

Obst, andere mit Fleisch und Käse und nochmals andere mit frischem Fisch können durchstreift werden. Unter freiem Himmel werden Omelettes oder würzige Currys zubereitet. Mittags essen wir im «Out of the Blue» ein leichtes Ceviche, bevor ein Besuch im Glaceraum ansteht, der 24 Stunden frei zugänglich ist und wo achtzehn Sorten Eis sowie Schokolade zur Verfügung stehen. «So guilty» steht aussen an

## Am letzten Abend essen wir buchstäblich auf dem Dach des Urwalds.

der Glastür, und drinnen ist die kindlich-naive Idee wahr geworden, dass es in einem perfekten Leben zu jeder Zeit Glace und Schokolade geben sollte.

Überhaupt erinnert die Soneva-Welt an eine Mischung aus Robinson Crusoe und Pippi Langstrumpf, man lebt auf einer Insel, wo der Urwald nachts ruft, raschelt und schreit, während einem des Tags nette Menschen begegnen. Man spielt im Wasser und isst immer gut. «No news, no shoes, no masks» heisst die Losung. Auch leitende Angestellte sind barfuss unterwegs, und der bewusst sehr persönliche Umgang mit den Gästen wirkt sich auf die Atmosphäre auf der Insel aus: Man kommt mit fast jedem ins Gespräch, der Ton und die Begegnungen sind durchs Band freundlich. «Soneva ist eine Hotelidee jenseits aller Vorstellungen», fasst es die Italienerin Diletta Guarino zusammen, die das Resort seit zwei Jahren leitet. «Man muss Menschen mögen, um hier zu arbeiten, und ich bin stolz darauf, eine «Sonevian» zu sein», sagt sie.

Am letzten Abend essen wir buchstäblich auf dem Dach des Urwalds – wie ein riesiges Baumhaus wurde das Restaurant «Fresh in the Green» in den Wipfeln errichtet, und bis wir von einem kurzen Sommerregen unterbrochen werden, gibt es Masala-Riff-Fisch oder ein Tatar vom maledivischen Tuna mit Chili und frischen Kräutern aus dem Garten, der gleich unter dem Restaurant angelegt wurde.







*Gastfreundschaft auf höchstem Niveau: Zauber der Malediven, Resort-Managerin Guarino (r.).*

Die Soneva-Geschichte geht in einem Resort namens Jani weiter. Vierzig Schnellboot-Minuten entfernt, präsentiert es sich wie die einladende Version von «Waterworld». Die grosszügigen, mit grobgezimmerten Holzstegen verbundenen Villen über dem Wasser verfügen über Rutschbahnen, die direkt ins Meer führen, und einen klimatisierten Schlafraum. Der Aufenthaltsraum hingegen ist zum Meer hinaus offen und wird nur mit Ventilatoren erfrischt. Die bloss partielle Klimatisierung ist Teil der Soneva-Umweltstandards. Dazu gehört auch, dass es hier kein importiertes Wasser in Flaschen gibt, stattdessen steht den Gästen lokal aufbereitetes und mineralisiertes Wasser zur Verfügung. Im eigenen Recycling-Hof wird Altglas fein gemahlen und mit Sand zu neuem Baumaterial verarbeitet, Aludosen werden eingeschmolzen und kehren als rustikale Handtuchaufhänger in die Wasservillen zurück.

«Unser Abfallkonzept geht so weit, dass wir von anderen Inseln den Müll kaufen, um ihn zu entsorgen», erklärt Shimmi, unser persönlicher Butler auf Soneva Jani. Shimmi ruft auch einmal um 19 Uhr an und holt mich ab, um an der «Turtle Beach» mitzuerleben, wie eine Hundertschaft Wasserschildkröten aus ihren

in einem geschützten Nest liegenden Eiern schlüpfen und mit hektischen Bewegungen durch den Sand ins Meer eilen.

#### Tauchen wie die Schildkröten

Nicht nur die kleinen Schildkröten zieht es ins Wasser, denn was schon von oben verheissungsvoll und irgendwie einladend ausgesehen hat, ist, von unten erlebt, geradezu spektakulär. Es braucht nur wenige Schnorchelgänge, um der Schönheit unter Wasser zu verfallen. Ich beobachte Schildkröten, die in die Tiefe entschwinden, Schwarzspitzen-Riffhaie, die zügig durch ihr Revier streifen, entdecke zwei jugendliche Barrakudas, fantastisch bunte Papageienfische oder sehe Schwärme von Hornhechten wie silberblau blitzende Degen im Wasser liegen. Es ist, als besuche man einen riesigen Rummelplatz der farbenfrohen Stille mit faszinierenden Geschöpfen. Manche sind mächtig, aber unscheinbar wie der vergraben im Sand liegende Stachelrochen, andere sind klein und leuchten dafür so strahlend blau, als seien sie mit Stabilo Boss gestaltet worden.

Die Wasserwelt präsentiert sich auch auf der kleinen, ruhigen Insel Maalifushi in opulenter Freizügigkeit. Hier betreibt die Boutique-

Hotelgruppe Como ein familienfreundliches Resort. Das Hausriff ist schnell über einen Steg zu erreichen, und nach dem Tauchgang steht jemand mit trockenen Frottiertüchern und kühlem Trinkwasser bereit.

Das ist ebenso Teil der Luxusidee wie die Karten für Frühstück, Mittag- und Abendessen in den beiden Restaurants «Thila» und «Madi». Dazu gibt es ein japanisches Restaurant namens «Taj», und obwohl wir sieben Nächte hier verbringen, kommt zu Tisch nie Langeweile auf. Es ist ohnehin erstaunlich, wie unterhaltsam das Ferienleben auf den Malediven trotz der im Einzelfall ja doch recht übersichtlichen Inselwelt ist. Obwohl es wenig zu tun gibt – abgesehen von Essen, Tauchen oder kleinen Ausflügen –, sind es erfüllte Tage.

Vielleicht, weil man beim Klang der langsam, aber stetig auf den Riffrand stossenden Wellen nicht umhinkommt, seinen von schweizerischer Sekundenpräzision bestimmten Alltagsrhythmus auf einen entspannten Takt zu verlangsamen.

[www.soneva.com](http://www.soneva.com)  
[www.como-maalifushi.com](http://www.como-maalifushi.com)

# Bambi Meghan und der böse Wolf

«Alle müssen mich anhören, aber keiner darf mir widersprechen.» Naive neue Welt.



Von manchem, was ich an anekdotischen Erzählungen höre oder lese, ziehe ich etwa ein Viertel des Wahrheitsgehalts ab. Es passiert aus einer gesunden Skepsis heraus, weil wir ja alle, wenn wir ehrlich sind, hie und da zu Übertreibungen neigen; aus einem «manchmal» kann schon mal ein «immer» werden, aus «ein bisschen» entsteht «recht viel». Umgekehrt erwarte ich von niemandem, meine Schilderungen stets uneingeschränkt für wahr zu halten. Es gibt kein automatisiertes Recht auf Glaubwürdigkeit.

In Frage gestellt zu werden, besonders, wenn der Zweifler falschliegt, kann schmerzhaft sein. Aber liberal gesinnte Menschen verteidigen das Recht von Widersachern, ihre Meinung zu äussern, auch wenn sie sie für beleidigend oder falsch halten. Gewiss gibt es Grenzen der Meinungsfreiheit. Aber was gesagt werden darf, beurteilen Gerichte oder Behörden und nicht ein selbsternannter Social-Media-Expertenrat, auch nicht die dauerhyperventilierende Feministenfront. Oder glamouröse Herzoginnen.

Zum Leidwesen dieser Gruppen hat die britische Medienaufsichtsbehörde Ofcom eine Beschwerde von Meghan Markle gegen den TV-Journalisten Piers Morgan abgewiesen. Seine Äusserungen seien «potenziell schädlich und beleidigend», aber er habe von seinem Recht auf Meinungsfreiheit Gebrauch gemacht. Morgan hatte nach dem Oprah-Interview mit Meghan in der Morgenshow des Senders ITV unzweifelhaft gesagt, er glaube ihr kein Wort. Sie hatte von Erfahrungen mit Rassismus während der Zeit im Königshaus erzählt, auch von Suizidgedanken. Morgans Aussage führte zu Zehntausenden Beschwerden beim Sender, darunter auch eine von Meghan. Er handelte sich den Vorwurf ein, psychische Probleme herunterzuspielen, andere warfen ihm Rassismus vor – weil in ihrem Weltbild ein weisser

Mann niemals eine schwarze Frau in Frage stellen darf. «Sexist!», empörten sich weitere; männliche Kritik an einem weiblichen Wesen ist sowieso das Hinterletzte.

Trotz der hartnäckigen Entrüstung kann man davon ausgehen, dass seine Zweifel an Meghans Glaubwürdigkeit weder mit dem Geschlecht noch mit der Hautfarbe zu tun haben, zumal die *Daily Mail* einige ihrer Aussagen als widersprüchlich entlarvt, andere ganz widerlegt hat – auch wenn das für die Nörgler freilich keine Rolle spielt. Um kritische Stimmen zu disqualifizieren, ist jeder Vorwurf willkommen.

Dass Meghan eine Frau und schwarz ist, macht sie auch nicht automatisch zur schwachen Person. Als weltberühmte, millionenschwere Herzogin, ausgestattet mit einem Luxusanwesen in der Nähe von Malibu und einem Netflix-Vertrag, als Freundin der Superstars und begehrte Interviewpartnerin, die in jedes Talkstudio der Welt stöckeln und – unwidersprochen – ihre Sicht der Dinge darlegen kann, besitzt sie eine Macht, die sogar einen Journalisten vom Kaliber des Briten vor Neid erblassen lässt. So zu tun, als wäre sie die Kellnerin von nebenan, die jetzt vom grossen Piers Morgan attackiert wird, hat etwas Komödiantisches.

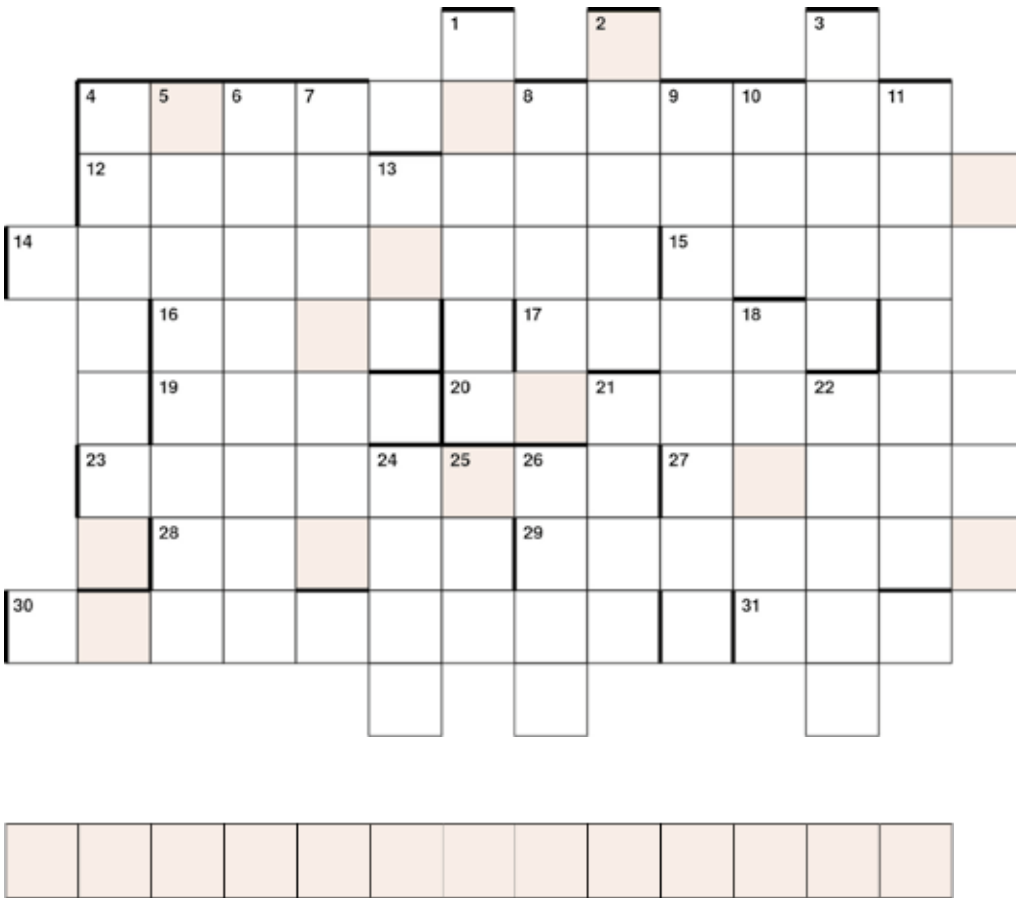
Meghan hat selbstverständlich jedes Recht, die königliche Familie zu kritisieren. Ich habe auch vollstes Verständnis dafür, wenn sie den lästigen Widersacher am liebsten auf den Mond schiessen würde. Und ja, man sollte Probleme von Leuten ernstnehmen. Wer aber die mediale Öffentlichkeit sucht wie sie, muss auch Widerspruch erlauben. Oder: Wer keine unangenehmen Kommentare erträgt, breitet seine familiären Probleme nicht vor einem Millionenpublikum aus. *It's really that simple*. Niemand kann ernsthaft er-

warten, dass er einen absoluten Anspruch auf Applaus oder Anteilnahme hat. Auf die Idee, eine Medienbehörde einzuschalten, weil ein streitbarer TV-Moderator Zweifel an seiner Geschichte anbringt (und damit angeblich mentale Gesundheit bagatellisiere), muss man auch erst mal kommen.

Mittlerweile bin ich ja überzeugt, dass Leute, die sich wegen einer unliebsamen Meinung beschwerten, mit zu vielen Disney-Märchen aufgewachsen sind und sich ihr moralischer Kompass unter dem Einfluss der Fantasiewelten gebildet hat. Dort ist auch alles immer ganz einfach, es gibt nur Gut und Böse. Personen, mit denen man sympathisiert, besitzen nur edle Eigenschaften, die Unbeliebten nur schlechte. Diese Moral projiziert man dann auch im Erwachsenenleben auf die Welt und beurteilt alles so unreflektiert infantil wie beim Disney-Entertainment für Fünfjährige.

Der verschwenderische Umgang mit Empörung, sich gegen ein (vermeintliches) Feindbild zu gruppieren, um bei Beschwerdeinstanzen oder auf Social Media unerwünschte Ansichten aus dem Diskurs zu drängen, weil man Widerspruch nicht mehr ertragen kann, gehört heute zum guten Ton, mit freundlicher Unterstützung des medialen Mainstreams, der die Aufreger dankbar – oft aus Mangel an tatsächlichen Enthüllungsgeschichten – in die Berichterstattung einpflegt. Man braucht seine Artikel nur mit dem Unterton von Sexismus oder Rassismus zu färben, und alle klicken drauf. So entstehen Geschichten wie die von Bambi Meghan und Piers, dem bösen Wolf.

Erfolge zugunsten der Meinungsfreiheit sind heute nicht selbstverständlich. Umso erfreulicher ist das Urteil, das Morgan hoffentlich angemessene Genugtuung verschafft.



**Lösungswort** — Sowas wie 'ne Strandfigur, doch nur für zu Hause  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Dagegen – damit lassen sich Palmenbriefe schreiben – hilft kein Antipyretikum, aber kein Publikum. **12** Etwa zwischen Jedochtausenden und Dennochmilliarden finden sich die Zahlen auf langen vagen Skalen. **14** Wünschen sich zwei dabei «Frachtgut!»? **15** Ein Anagramm eines solchen Erstversorgers in Kürze verleiht dem Pastic Würze. **16** Als vereinigende Assoziation mit verbrecherischer Assoziation. **17** Ein gemuggelter wurde von Uneingeweihten gefunden und ist danach verschwunden. **19** Einfach ein Für-Was ist das. **20** Die Wintersportlerinnen gehen am liebsten abends auf die Piste. **23** Der oder die verteidigen sich in Harmonie mit Qi-Energie. **27** In und in der Nähe von Devon in der Nähe von. **28** In und in der Nähe von Kent einer Blattepidermis laues Segment. **29** Das Kompassblümchen-Synonymchen, sagt eine Sage, wurde einst von Flora zur Flora gemacht. **30** Eine besonders wi(e)dere Art von Widerpart. **31** Steht diese Silbe am Anfang von Silbe, dann steht die am Schluss.

**Senkrecht** — **1** Der Kleine lässt sich nach dem Regen wieder klein zusammenlegen. **2** Ist, für die Deutschen, für die nicht genannten Balten, was Tallinn für die Esten oder Riga für die Letten. **3** Die *altschulen* essbaren Röhrenwaren. **4** Kurz und bündig: kurz und bündig. **5** Ein Elefant sitzt auf einem Baum und strickt ein Joghurt ... **6** So lala oder so so oder so. **7** Wer daraus dafür, ist grundsätzlich nicht dagegen. **8** Kommt man nicht davon, kommt man nicht voran. **9** Was einer für einen französischen Kuss oder Spanischen Wind schwingt. **10** Wow, ist das 'ne lange Schlange! **11** Ein Kälbern und Kübeln mit Vögeln. **13** Die Ryan, die die Sally gab, als die ihren Harry traf. **18** Beisender Hohn, in stofflicher Form mit mittigem Eisen-Ion. **21** Lediglich für sich sei sie ich, für ihn jedoch du, erklärte sie einem Affenmenschen. **22** Die läuft über Chalon und Mâcon «flussendlich» nach Lyon. **24** Eine wörtlich Göttliche, die ebenso singt und/oder sich entsprechend exzentrisch benimmt. **25** Den letzten Satz seiner neunten sinfonia komponierte Ludwig van zu Schillers solcher an die alegría. **26** Nicht genug, dass ich den schon überall im Bad hab', nun lagert er sich auch noch hier ab.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 732



**Waagrecht** — **5** STREETWORKER **10** MIT-ORGANISATOR **14** MAT: franz. Matt (beim Schach) **15** DO: Gründonnerstag **16** UE: Macht aus «Bergross» übergross und aus «Bergriff» Übergriff. **17** (Bienen)WABEN **18** SUCHANFRAGEN: Google hat seinen Hauptsitz in Mountain View. **19** HIMMEL **22** (Hal)BLEI(terbauelement) **24** TERMINUS: lat. auch Schluss **27** Les bons comptes font les bons AMIS: franz. Redewendung **29** GASSTROM **30** PRINCE (engl. Königssohn); der Musiker **31** NUCKELPINNE: Anagramm von «neun Pickeln»

**Senkrecht** — **1** ATTACHES **2** VERDAMMT **3** OWNER: engl. Eigentümer **4** FETEN **5** SIMULTAN: Anagramm von «Simulant» **6** ROTHIRSCH: Orgeln = Brunstlaute des Rothirschs (Jägersprache) **7** EGON: Bergsteigerwarnruf für Steinschlag **8** TAUFE **9** KABEL **11** IWAN **12** (Un)SAGBAR **13** ONTISCH **20** MIRE **21** (K)LUMP(en): engl. Klumpen **23** EINE **25** NOLO: lat. ich will nicht **26** SPIN: in der Quantenmechanik (h-quer = reduziertes Plancksches Wirkungsquantum) **28** MING(-Dynastie/Vasen)

**Lösungswort** — **MOTTENSCHRANK**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

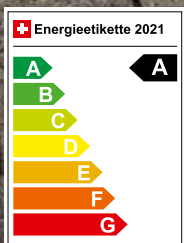
EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# Jetzt ist Eintauschzeit

Der Golf GTE

Bis CHF 7500.- Prämien



Golf GTE 1.4 TSI, 245 PS, 6-Gang Automatik, 1,6 l/100 km, 36 g CO<sub>2</sub>/km, Kat A. Regulärer Preis CHF 49'310.- (inkl. Mehrausstattung 18-Zoll Leichtmetallräder «Bakersfield»), VW Bonus CHF 2500.-, Plug-in-Hybrid Bonus CHF 3000.-, Eintauschprämie CHF 2000.-, Aktionspreis CHF 41'810.-. Aktion gültig für Vertragsabschlüsse vom 1.9. bis 30.9.2021. Gültig für alle durch die AMAG Import AG importierten Neubestellungen und Lagerfahrzeuge. Nur für Privatkunden. Ausgeschlossen: Sondermodelle SELECTION. Voraussetzungen Eintauschprämie/Eintauschfahrzeug: Fahrzeugalter max. 10 Jahre, mind. 6 Monate im Besitz des Käufers, Fahrzeugwert mind. CHF 3000.-, Einstufung «Eurotax Eintausch». Unverbindliche Preisempfehlung des Importeurs AMAG Import AG. Änderungen vorbehalten.